



Farida
Khalaf

Andrea C.
Hoffmann

Das Mädchen,
das den IS besiegte

Faridas Geschichte

BASTEI ENTERTAINMENT 



Farida
Khalaf

Andrea C.
Hoffmann

Das Mädchen,
das den IS besiegte

Faridas Geschichte

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Landkarte

Titel

Impressum

Hinweis

Prolog

Kapitel 1: Unsere Welt, wie sie einst war

Kapitel 2: Ein letzter schöner Sommer

Kapitel 3: Die Katastrophe

Kapitel 4: Der Sklavinnen-Markt von Rakka

Kapitel 5: Im Raum der Finsternis

Kapitel 6: Bei den »Bluthunden«

Kapitel 7: Im Militärcamp

Kapitel 8: Der Weg aus der Hölle

Kapitel 9: Kein Zuhause, nirgends

Epilog



Farida Khalaf

Andrea C. Hoffmann

Das Mädchen,
das den IS besiegte
Faridas Geschichte

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: ZERO, Werbeagentur
Einband-/Umschlagmotiv: © getty-images/RF
Bei der auf dem Cover abgebildeten Person handelt es sich um
ein Fotomodel. Die abgebildete Person steht in keinerlei
Zusammenhang zum Inhalt dieses Buches.

E-Book-Produktion: [two-up](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-2359-7

www.bastei-entertainment.de
www.lesejury.de

Farida Khalaf ist mein richtiger Name, aber das Mädchen auf dem Cover bin nicht ich. Mein Gesicht möchte ich nicht zeigen. Die Namen aller anderen Menschen, die in diesem Buch vorkommen, wurden verändert. Die Namen von Personen des öffentlichen Lebens sind echt.

Prolog

Mein Vater zeigte mir, wie ich mich hinstellen sollte: »Mit dem linken Fuß noch ein Stückchen weiter nach vorn und die Beine leicht gebeugt.«

Er korrigierte meine Haltung, indem er von hinten meine Schultern umfasste und meinen Oberkörper sanft in eine frontale Stellung brachte. Als Grenzsoldat der irakischen Armee wusste er, wie man mit Gewehren umging. Dann legte er die Waffe in meine Hände: eine AK-47. Die Kalaschnikow wog weniger, als ich gedacht hatte.

»Deine rechte Hand legst du hinten an den Abzug«, erklärte er. »So. Mit der linken kannst du vorne den Lauf justieren. Ziel mal auf den Baumstamm dort hinten.« Ich nahm einen der Maulbeerbäume in unserem Garten ins Visier. »Und Feuer!«

Meine Finger berührten zögerlich den Abzug. Nichts passierte.

»Los«, sagte er: »Trau dich, Farida!«

Ganz leicht berührte ich den Metallhebel, bis es schließlich leise klackte. Hinter mir lachte mein Vater.

»Genau so«, lobte er. »Gut!«

Ich sah ihn fragend an.

»Ich habe die Waffe noch nicht entsichert«, verriet er mir. »Aber das ändern wir gleich: So geht das.« Er zeigte mir, wie man den Sicherungsbügel an der rechten Seite des Gehäuses löst. »Bist du bereit?«

»Na klar«, sagte ich konzentriert.

»Aber jetzt vorsichtig.«

»Okay.«

»Hast du auch richtig gezielt?«

Ich nickte.

»Dann los!«

Ein lauter Schuss hallte durch unseren Garten, und die Wucht des Rückschlags der Kalaschnikow ließ mich taumeln.

»Bravo«, sagte mein Vater – und grinste unter seinem dunklen Schnauzbart.

Wir gingen zusammen zu dem Baum, um das Ergebnis meiner ersten Schießübung zu begutachten: Tatsächlich steckte ganz am äußersten rechten Rand ein kleines Eisenstück im Stamm. Die leere Hülse lag ungefähr einen Meter entfernt im Staub.

»Du bist talentiert«, behauptete mein Vater. »Mit ein wenig Übung wirst du bald besser sein als deine Mutter.«

»Meinst du?«, fragte ich aufgeregt. Er strich mir zärtlich über den Kopf.

»Ja, du musst es nur ein paar Mal üben, dann geht es ganz einfach. Ich werde eine Zielscheibe für dich im Garten aufhängen. Du wirst sehen: Mit der Zeit verlierst du auch die Angst vor dem Knall und kannst den Rückstoß besser ausbalancieren.«

Ich nickte eifrig. Ich war sehr stolz, dass mir mein Vater nun, im Alter von fünfzehn Jahren, beibrachte, wie ich mit der Kalaschnikow umzugehen hatte. Meiner Mutter und meinem zwei Jahre älteren Bruder Delan hatte er das bereits vor Jahren gezeigt. Meinem zwei Jahre jüngeren Bruder Serhad hingegen noch nicht. Es war ein klares Zeichen dafür, dass er mich für erwachsen hielt: erwachsen genug jedenfalls, um unser Haus und unseren Besitz zu verteidigen, wenn es darauf ankam.

Drei Gewehre lagerten in einer Kiste in seinem Schlafzimmer. Eines davon war Vaters Dienstgewehr von der Armee; die anderen beiden hatte er auf dem Bazar erworben.

»Auch Frauen müssen eine Waffe bedienen können«, sagte er. »Wenn ich genügend Geld zusammenhabe, werde ich noch eine AK-47 kaufen, damit im Ernstfall jeder von uns eine zur Hand hat.«

Darüber, wie dieser »Ernstfall« aussehen könnte, verriet Vater nichts. Und mir fehlte noch die Fantasie, ihn mir vorzustellen. Dass Vaters Vorsicht vielleicht damit zusammenhängen könnte, dass wir Jesiden und keine Muslime waren, kam mir damals nicht in den Sinn. Ich dachte allenfalls an Einbrecher, die versuchen könnten, unsere Wertsachen zu stehlen. Die Katastrophe, die auf uns wartete, lag völlig außerhalb meiner Vorstellungskraft.

Kapitel 1

Unsere Welt, wie sie einst war

Wir wohnten damals in Kocho, einem Dorf, das in der Ebene südlich des nordirakischen Sindschar-Gebirges liegt. Es hatte 1700 Einwohner. Im Frühling erstrahlt die Landschaft dort in allen nur erdenklichen Farben des Regenbogens: Rings um das Dorf erblühen dann die zahlreichen Bäume, Blumen und Gräser, durch die die Hirten ihre Ziegenherden trieben. Im Sommer lässt die Hitze dann alles wieder vertrocknen, sodass die Pflanzen verdorren. Deshalb hatten die Dorfbewohner rund um Kocho einige Teiche angelegt. Mit ihnen bewässerten wir unsere Felder. Und auch unseren Garten, der von einer hohen Mauer umschlossen wurde, mussten wir täglich gießen. Das zählte zu meinen Aufgaben: Morgens und abends nahm ich den großen Schlauch, drehte den Hahn auf unserer Terrasse auf und bespritzte alle Pflanzen mit Wasser.

Wir hatten einen sehr schönen Garten, in dem Maulbeer-, Mandel- und Aprikosenbäume wuchsen. Und in ihrem Schatten gedieh auch das Gemüse, das meine Mutter anpflanzte: Zucchini, Lauch, Auberginen, Kartoffeln, Zwiebeln, Salat- und Kohlköpfe. Rund um die Terrasse unseres Hauses blühten verschiedene Rosensorten, die besonders abends einen betörenden Duft verströmten. In der warmen Jahreszeit hielten meine Mutter, meine jüngeren Brüder Serhad, Shivan, Keniwar und ich uns fast ständig in diesem kleinen Paradies auf. Aber auch mein Vater und mein älterer Bruder Delan genossen die Ruhe und die Frische hier, wenn sie nicht gerade arbeiteten.

Das Haus selbst war einstöckig und zählte fünf Räume: eine Küche, ein Wohnzimmer, das Schlafzimmer meiner Eltern, das meiner vier Brüder – und meines. Als einzige Tochter der Familie hatte ich das Recht auf mein eigenes kleines Reich. Trotzdem bedauerte ich es oft, keine Schwester zu

haben, ich hätte das Zimmer sehr gern mit ihr geteilt. Immerhin durfte ich, so oft ich wollte, meine Freundinnen zu mir nach Hause einladen. Meine Freundin Evin und meine Cousine Nura kamen häufig zu Besuch. Nura und ich gingen in dieselbe Klasse. Evin hingegen war einige Jahre älter als wir und hatte die Schule bereits beendet. Wir beneideten sie um die viele Freizeit, während wir selbst oft Nachmittage lang über unseren Hausaufgaben brüteten. Mit ihrem ruhigen, ausgeglichenen Gemüt war Evin wie eine ältere Schwester für uns.

Von meinen Brüdern mochte ich Delan, den ältesten, am liebsten. Wir hingen fast immer zusammen und teilten viele Interessen. Zwischen den Bäumen im Garten spielten wir nachmittags gerne Fußball. Mein großer Bruder lehrte mich auch das Autofahren, heimlich in den Bergen. Denn leider hatte es mein Vater nur ihm und unserem jüngeren Bruder Serhad beigebracht. Er glaubte nicht, dass Mädchen das können mussten. Fahrstunden zu nehmen oder einen Führerschein zu machen, war bei uns im Dorf ohnehin nicht üblich.

Eigentlich hätte unser Haus ursprünglich zwei Stockwerke haben sollen. So hatte es unser Vater jedenfalls geplant, als er es vor Jahren mit meinem Onkel zusammen baute. Doch schon bald ging das Geld, das er dafür vorgesehen hatte, zur Neige. Mit dem Sold eines Grenzers und etwas Landwirtschaft als Zubrot hatte er nicht allzu viel Spielraum. Zudem legte mein Vater Wert darauf, dass alle seine Kinder zur Schule gingen. Kurz: Es gab immer Wichtigeres zu finanzieren als ein weiteres Stockwerk. Und mit der Zeit gewöhnten wir uns an die Eisenstangen und Drähte, die oben aus dem Dach ragten. Viele Häuser in Kocho sahen so aus: Die Stangen signalisierten, dass man jederzeit ein weiteres Stockwerk auf dem Gebäude errichten konnte. Und im Sommer, wenn es im Haus zu heiß zum Schlafen wurde, zogen wir mit unseren Matten aufs Dach, um die frische Nachtluft dort oben zu genießen.

Meine Mutter ging das Thema sowieso ganz pragmatisch an, spannte irgendwann Leinen zwischen den Stangen und begann, dort ihre Wäsche aufzuhängen. Eine Maßnahme, die Delan und ich natürlich gut fanden. Hatten wir doch des Öfteren ein ordentliches Donnerwetter kassiert, wenn unser schmutziger Fußball mal wieder statt im Tor in den sauberen Laken gelandet war, als die Wäsche noch im Garten getrocknet wurde.

Nun aber lagerten seit geraumer Zeit eine Betonmischmaschine und Zementsäcke zwischen den Stangen, die Delan von seinem Lohn als

Bauarbeiter gekauft hatte. Der Grund: Mein großer Bruder wollte heiraten. Dazu brauchte er natürlich eine Wohnung, in die er mit seiner zukünftigen Frau einziehen könnte.

Eine Frau brauchte er allerdings auch noch. Auf einer unserer Spritztouren in die Berge hatte er mir gestanden, dass das Mädchen, in das er ursprünglich verliebt gewesen war, ihm einen Korb hatte geben müssen. Ihre Eltern hatten sie leider bereits einem anderen Mann versprochen, und daran war nichts mehr zu ändern. Nun bemühte sich Delan um Zevin, eine Cousine von uns, die ich sehr gut leiden konnte.

»Ich werde dafür beten, dass ihre Eltern dich akzeptieren«, versprach ich ihm feierlich. Die Ehe unter Vettern und Cousinen gilt bei uns als besonders erstrebenswerte Verbindung, da man davon ausgeht, dass das Zusammenleben mit Verwandten harmonisch verläuft.

In unseren Nachbardörfern wohnten meist muslimische Araber. Sie unterschieden sich in jeder Hinsicht von uns, nicht nur was ihre Religion betraf. Sie hatten auch andere Gepflogenheiten, andere Traditionen und Gebräuche. Wir sprachen Kurdisch, sie Arabisch. Und da wir Jesiden nur innerhalb unserer eigenen Religionsgruppe Ehen schließen, hatten wir auch keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen in diese Ortschaften. Wir pflegten aber freundschaftliche und vor allem geschäftliche Kontakte zu den Muslimen. Ich erinnere mich, dass immer wieder muslimische Händler nach Kocho kamen, um Obst oder Süßigkeiten feilzubieten. Diese Kaufleute waren uns Kindern natürlich sehr willkommen, und über ihre Waren freuten sich auch die Erwachsenen.

Jeder Junge im Dorf hatte zudem einen muslimischen »Paten«: Das ist der Mann, der das Kleinkind in den Armen hält, wenn bei ihm die Beschneidungszeremonie durchgeführt wird. Bei diesem festlichen Akt kommt in der Regel das ganze Dorf zusammen und schaut zu. Als zum Beispiel mein jüngster Bruder Keniwar beschnitten wurde, trug ihn ein muslimischer Freund meines Vaters. Dadurch wurde er quasi zu Keniwar's »Onkel«, zu seinem Schutzpatron. Und auch wenn keine Blutsverwandtschaft zwischen den Familien bestand, ging der muslimische Pate damit die Verpflichtung ein, dem Kind und später dem Mann zu helfen, wann immer dieser seine Unterstützung bräuchte. Gleichzeitig festigte der Akt auch die Verbindung zwischen den jesidischen und den muslimischen Familien, so auch zwischen meinem Vater und seinem andersgläubigen Freund.

Doch trotz solcher Bündnisse genossen wir als Jesiden einen äußerst zweifelhaften Ruf bei Muslimen. Und das wussten wir auch. Viele von ihnen verbargen nicht, was sie von uns hielten: Wenn sie uns im Dorf besuchten, weigerten sie sich, unsere Speisen zu essen. Sie fürchteten, dass sie »unrein« sein könnten. Da wir großen Wert auf Gastfreundschaft legen, empfanden wir das immer wieder als schlimmen Affront. Warum sie so über uns dachten, war mir als Kind lange Zeit unbegreiflich.

Aber die Alten im Dorf berichteten, dass das schon immer so gewesen ist.

»Unsere Geschichte ist eine Geschichte der Verfolgung und des Leidens«, erzählte mir mein Großvater. Der Vater meines Vaters wohnte, wie es bei uns üblich ist, direkt im Haus nebenan. Er war ein würdiger älterer Herr mit weißem Schnurrbart, der stets die traditionellen weißen Gewänder trug, die bei uns für spirituelle Reinheit stehen. »Alle haben uns verfolgt: die muslimischen Kurden, die Statthalter des iranischen Schahs und die der osmanischen Sultane. 72-mal haben sie uns niedergemetzelt. Unzählige Male haben sie unsere Frauen geraubt, uns aus unserer Heimat vertrieben, uns mit gehobenem Schwert gezwungen, unserer Religion abzuschwören.«

Großvater strich mir mit seiner großen, rauen Hand über den Kopf, während ich mir mit wohliger Schaudern diese gruseligen Geschichten aus der Vergangenheit anhörte. »Nimm dich vor ihnen in Acht, meine Kleine«, sagte er, »denn sie nennen uns: *Abadat al-Sheitan*. Anbeter des Gebieters der Hölle.«

Ich erschrak nun doch. »Aber warum denn?«

»Weil sich irgendjemand vor langer Zeit diese Lüge ausgedacht hat«, antwortete er. Großvater sah mich an. Wie seine Haare waren auch seine Augen von einem grauen Schleier überzogen. Es schien, als wolle er abschätzen, ob ich bereits alt genug sei, die Dinge zu verstehen.

»Das ist eine komplizierte Geschichte.« Er deutete auf den *Sanjak*, der ganz oben auf seiner Kommode stand: Es war die aus Bronze gegossene Figur eines Vogels mit einem ziemlich dicken Unterleib. »Weißt du, wer das ist?«

»Aber natürlich«, antwortete ich empört. »Das ist Melek Taus.« Für wie dumm hielt mich mein Großvater eigentlich, schließlich kannte bei uns wirklich jedes Kind den Pfauen-Engel.

Großvater nickte zufrieden. »Richtig«, bestätigte er – und machte eine kleine Verbeugung in die Richtung des Pfaus. »Melek Taus ist, wie du weißt, der erhabenste unter den sieben Engeln Gottes. Er ist die schönste und vollkommenste aller Lichtgestalten. Aber leider glauben viele Muslime, er sei genau das Gegenteil.«

»Was?«, fragte ich ebenso entsetzt wie perplex. Von den Menschen in meiner Umgebung hatte ich immer nur gehört, welch wunderbares, göttliches Wesen unser Pfauen-Engel sei. Und nun erfuhr ich plötzlich, dass es auch Leute gab, die das Gegenteil glaubten. Wie kamen sie nur auf diese absurde Idee?

»Das Ganze ist ein Missverständnis«, erklärte mein Großvater. »Es beruht auf einer Begebenheit, die schon sehr lange zurückliegt. Damals, im Anbeginn der Zeit, als Gott die Erde und den Menschen schuf, befahl er allen Engeln, vor Adam niederzuknien. Und was taten die Engel?« Er sah mich prüfend an.

»Sie befolgten Gottes Anweisungen«, riet ich.

»Richtig. Das taten sie. Alle bis auf einen: Melek Taus. Er war der einzige, der *nicht* vor Adam niederkniete.«

»Das heißt, er verweigerte Gott den Gehorsam?« Das erstaunte mich nun doch.

»Ja, das tat er«, gab Großvater zu. »Aber er hatte auch einen guten Grund dafür. Denn die Aufforderung war eine Prüfung Gottes. Mit ihm wollte er die Loyalität seiner Engel auf die Probe stellen: Gott wollte herausfinden, ob sie tatsächlich nur ihn liebten und sich vor keinem anderen lebenden Wesen verbeugen würden. Verstehst du nun? Melek Taus kniete nicht vor Adam nieder, weil seine ganze Liebe Gott allein gehört!«

»Er hat den Test also bestanden?«

»Ja. Als Einziger unter den Engeln blieb er loyal gegenüber seinem Herrn. Deshalb war Gott sehr zufrieden mit ihm.«

»Aber Großvater!«, unterbrach ich ihn ungeduldig. »Was ist denn dann das Problem?«

»Das Problem ist, dass die Muslime diese Geschichte völlig falsch verstehen!«, sagte der alte Mann erregt: »Sie denken, dass Gott Melek Taus zürnt. Deshalb nennen sie ihn den ›gefallenen Engel‹ und meinen, er sei die Verkörperung alles Bösen.«

Ich riss die Augen auf. »Sie halten ihn für den ...?«

»Pssst!«, sagte mein Großvater und legte den Finger auf den Mund. »Du darfst diesen Namen niemals aussprechen. Ich müsste dich sonst töten.« Erschrocken blickte ich zu Großvaters Gesicht hoch und suchte das ironische Zwinkern in seinen Augen. Aber seine Miene blieb hart; er scherzte nicht. »Versprichst du mir, dass du das niemals tun wirst?«

»Niemals, Großvater«, gelobte ich und presste wie zum Beweis meine Lippen aufeinander.

Leise begann mein Großvater mit seinem tiefen Bass zu singen. Und ich fiel mit meiner hellen Stimme ein: »Oh mein Herr, du bist der Engel, der Herrscher der Welt; oh mein Herr, du bist der Engel, der großzügige König; du bist der Engel des großartigen Throns; oh mein Herr, vom Beginn der Zeit an warst du immer der Einzige.«

Da lächelte er endlich. »Melek Taus ist gütig und barmherzig, Farida«, sagte er. »Vergiss das nicht. Egal, was andere über ihn sagen. Und vertraue ihnen niemals!«

»Niemals!«, wiederholte ich und ballte meine rechte Hand entschlossen zur Faust. In diesem Augenblick hatte ich das ganze Ausmaß des Problems unserer Existenz begriffen: Die Muslime hielten uns Jesiden für die Diener des Höllenfürsten! Und aufgrund dieses tragischen Missverständnisses hassten sie uns.

Die religiösen Rituale in unserem Dorf waren untrennbar mit den Abläufen der Natur verbunden. Jeden Morgen, bevor es hell wurde, kletterte ich mit meinen Eltern und Geschwistern aufs Dach, um die ersten Strahlen der Sonne zu begrüßen. Manchmal, wenn es kalt war, blieben wir auch im Haus – genau an dem Platz, an dem die Strahlen der Sonne zuerst eintrafen. Wir wandten ihr unsere Gesichter zu und öffneten dabei die Hände, ähnlich wie es Muslime und Christen beim Beten tun. Danach falteten wir die Hände und sagten: »Amen, Amen, Amen. Gesegnet sei unsere Religion. Gott wird unserer Religion helfen zu überleben.« Aber wir Jesiden beten die Sonne keineswegs an: Wir sprechen in unseren Gebeten immer Gott selbst an. Die Sonne verehren wir lediglich, genauso wie wir den Mond und den Venusstern verehren, da durch sie die göttliche Energie fließt. Mehrmals täglich und einmal in der Nacht huldigen wir Gott im Antlitz dieser Himmelskörper.

Licht und insbesondere das Sonnenlicht ist in unserer Religion sehr wichtig. Denn hängt nicht alles auf der Welt irgendwie von der Sonne ab?

Könnte ohne ihr Licht eine Pflanze gedeihen? Könnten wir unsere Felder bewirtschaften? Könnten wir ernten und unseren Hunger mit der Ernte stillen? Nein! Deshalb ist die Sonne uns heilig; ihr Licht ist unser Andachtsort und unsere wichtigste Verbindung zu Gott.

Auch die verschiedenen Jahreszeiten sind für uns mit religiösen Festen verbunden. Der rituelle Zyklus im Dorf begann mit unserem Neujahrsfest *Sere Sal*, das wir am ersten Mittwoch im April feierten, dem sogenannten roten Mittwoch. An diesem Tag schmückten wir unsere Häuser mit Blumen und bemalten Eier in bunten Farben, da sie in unserer Vorstellung für den Neubeginn allen Lebens und für den Anfang der Welt stehen. Als Kind musste ich sie immer im Garten suchen. Dieselben Eier boten meine Mutter und andere Frauen des Dorfes unseren Ahnen auf dem Friedhof später als Festmahl dar.

Wir feierten *Chile Havine*, die »vierzig Tage des Sommers«, und *Sere Chil Zivistane*, die »vierzig Tage des Winters«. Beide Feste waren mit aufwendigen religiösen Zeremonien verbunden und endeten mit einer dreitägigen Fastenzeit.

Das wichtigste Ereignis des Jahres bildete jedoch die Pilgerreise nach Lalisch. Im Herbst, wenn die größte Hitze des Sommers abgeflaut und das Wetter wieder angenehm mild war, machte sich das ganze Dorf auf den Weg zu diesem mystischen Ort: einem wunderschönen, grünen Tal, das von zwei Quellen bewässert wird, die wir als heilig erachten. Es liegt ungefähr hundertfünfzig Kilometer nordöstlich von Kocho, in den Bergen zwischen Dohuk und Mossul.

Für mich ist Lalisch neben meinem Heimatdorf so etwas wie meine zweite, meine spirituelle Heimat, da mich meine Eltern von Kindesbeinen an auf die jährliche Reise in das Tal mitnahmen. Schon als Baby badete ich in den Wassern der Weißen Quelle. Doch Lalisch ist nicht nur ein irdischer, sondern vor allem auch ein himmlischer Ort: Hier, so glauben wir Jesiden, kam Gott dereinst auf die Erde herab. Hier schuf er die sieben Engel, die Sonne, den Mond und die Sterne, alle Tiere und Pflanzen, die Flüsse und das Meer.

Alles nahm also vor langer Zeit in Lalisch seinen Anfang. Auch der Mensch wurde an diesem perfekten Fleck Erde erschaffen.

»Wir Jesiden stammen direkt von Adam ab«, sagte mein Vater, der auf dem Weg zum Heiligtum zu meiner Freude gerne die alten Geschichten erzählte.

Wie alle Männer des Dorfes hatte er die blaue Armee-Uniform, die er sonst so gerne trug, für den feierlichen Anlass gegen eine weiße Robe und ein weißes Tuch auf dem Kopf getauscht, das er im arabischen Stil mit einem schwarzen Stirnband befestigt hatte. Auch meine Mutter hatte sich ein weißes Tuch um den Kopf gebunden. Jesidische Frauen sind im Gegensatz zu den Frauen der Muslime nicht dazu angehalten, sich zu verhüllen. Die anderen Mädchen und ich reisten daher ohne Kopfbedeckung und waren auch auf der Pilgerfahrt relativ modern gekleidet: Wir trugen dieselben Hosen, Röcke und Blusen, mit denen wir auch in die Schule gingen. Allerdings achteten wir immer darauf, dass wenigstens ein Kleidungsstück aus weißem Stoff war.

»Das ist der wichtigste Unterschied zwischen uns und allen Völkern der Welt«, erklärte mein Vater weiter. »Sie sind Kinder von Adam *und* Eva. Wir hingegen sind *ez xwede dam* – die ›von Gott erschaffen‹ wurden.«

Wenn wir in das Tal einbogen, befahl mein Vater uns jedes Jahr, unsere Schuhe auszuziehen und barfuß weiterzugehen: Niemand sollte die heilige Erde mit seinen Schuhsohlen beschmutzen. »Vergesst nicht, dass kein Geringerer als Scheich Adi auf diesem Boden wandelte!«, erinnerte er.

Scheich Adi, ein Prediger, der vor vielen Jahrhunderten in Lalisch lebte, wird von uns als Reinkarnation des Pfauen-Engels verehrt. Sein Grabmal befindet sich in dem Sanktuarium, das an einem der sanft abfallenden Hänge des Tals liegt: Schon von weit her sieht man den sandfarbenen Komplex mit den nach oben spitz zulaufenden Türmen der Heiligengräber.

In diesem Heiligtum findet alljährlich eine überirdische Zusammenkunft statt: Unter der Leitung des Pfaus treffen sich im September die sieben Engel, die die Geschicke auf der Erde lenken. Sie beraten über die Ereignisse des kommenden Jahres und fällen wichtige Entscheidungen über die Zukunft der Menschheit. Auf der irdischen Seite von Lalisch wollten wir sie bei ihren Beratungen begleiten und milde stimmen. Auch unsere spirituellen Führer fanden sich zu diesem Zweck jedes Jahr ein. Ihnen würde sich Melek Taus während der Herbstversammlung offenbaren und seinen Willen mitteilen.

Wir suchten uns also einen Platz in der Nähe des Heiligtums und luden dort unsere Bündel ab. Die Gästehäuser blieben nur ganz wichtigen Personen und Angehörigen unserer Priesterkaste vorbehalten. Normale Leute wie wir schlugen im Freien ihr Lager auf. Wir hatten eine große Decke mitgebracht, die meine beiden älteren Brüder auf vier Holzpfiler

spannten. Sie diente uns als Sonnenschutz und als Regendach gleichermaßen. Auch Kochgeschirr, Decken und Nahrungsmittel verstauten wir unter diesem improvisierten Zeltdach. Eine Ziege, die wir als Proviant mitgebracht hatten, banden wir an einem Baum in der Nähe fest.

Ich liebte die Zeit in Lalisch. Für uns Jugendliche bedeutete die Herbstwoche vor allem Ferien und jede Menge Spaß. Sie glich einem gigantischen Camping-Ausflug mit allen Freunden und Verwandten.

Die Tage verbrachte ich mit meiner Familie. Jeder von ihnen folgte einem genau vorgegebenen Ablauf. Am ersten Tag wanderten wir zur *Silat-Brücke*, die sich am unteren Ende des Tals befindet. Sie markiert den Übergang zwischen dem irdischen und dem überirdischen Teil von Lalisch. Dreimal wuschen wir uns mit dem Wasser unter der Brücke die Hände, dreimal überquerten wir die Brücke mit Fackeln in der Hand und sagten: »Die Silat-Brücke, auf der einen Seite ist die Hölle, auf der anderen Seite das Paradies.« Danach begaben wir uns in den oberen Bereich des Tals und sangen religiöse Hymnen. Diese Prozedur wiederholten wir drei Tage lang.

Dann rückte das Grabmal von Scheich Adi in den Mittelpunkt. Seinen Sarkophag und die Säulen ringsherum schmückten prachtvolle, bunte Seidentücher. Am vierten Tag wurden diese Tücher eingesammelt und zur Quelle von Kaniya Spi gebracht. Dort sahen wir zu, wie sie einer feierlichen Waschung unterzogen wurden.

Das Bullenopfer am fünften Tag war einer der Höhepunkte: Die Salvenschüsse, die seine Tötung lautstark ankündigten, ließen alle Männer zum Sanktuarium eilen. Auch mein Vater und meine Brüder wollten das Spektakel auf gar keinen Fall verpassen. Wir Frauen hingegen waren weniger erpicht darauf. »Wenn ich das viele Blut nur rieche, muss ich mich schon übergeben«, vertraute mir meine Mutter an.

Am liebsten waren mir die Abende in Lalisch, an denen traditionelle Tänze aufgeführt wurden: Zur Musik der *Qewels*, der heiligen Sänger, die unser religiöses Wissen bewahren, umschritten zweimal sieben ganz und gar in weiße Kleidung gehüllte Männer feierlich das Sonnensymbol. Sie folgten einem Fakir, der einen dunklen Fellumhang und einen spitzen schwarzen Hut trug, von dem es heißt, auch Melek Taus selbst habe schon einen solchen getragen. Das allabendliche Ritual wirkte auf mich ebenso geheimnisvoll wie faszinierend.

Oft entwischte ich auch zusammen mit meinen Freundinnen Nura und Evin, um im Schutz der Dunkelheit andere Jugendliche zu treffen. Denn

natürlich verbrachten wir die Zeit viel lieber mit Gleichaltrigen als im Kreis der Familie. Manchmal lernten wir auf diese Weise auch Jugendliche aus anderen Dörfern kennen. Die Erwachsenen sahen das gar nicht gerne, weil sie unerlaubte Bekanntschaften zwischen den Geschlechtern befürchteten. Im allgemeinen Chaos und der Euphorie der Pilgerreise konnten sie den Kontakt aber auch nicht ganz verhindern.

Letztlich blieben die Begegnungen aber immer harmlos. Denn wie alle Mädchen waren meine Freundinnen und ich streng nach dem Ehrenkodex unserer Gemeinschaft erzogen worden: Dabei spielt die Jungfräulichkeit einer Braut eine ungeheuer wichtige Rolle. Voreheliche Beziehungen kamen für uns unter keinen Umständen in Frage. Es blieb also dabei, dass wir uns mit den Jungen in unserem Alter neckten oder allenfalls verstohlene Blicke wechselten.

Kapitel 2

Ein letzter schöner Sommer

In der Schule nannten sie mich »Taschenrechner«. Den Spitznamen hatte sich mein Mathe-Lehrer für mich ausgedacht, weil ich in seinem Fach die Cleverste in der Klasse war. Immer wenn Herr Siamand eine Aufgabe stellte und keiner meiner Mitschüler sie lösen konnte, wandte er sich schließlich an mich. »Na, Farida, was meinst du dazu?«, fragte er. »Willst du den anderen nicht verraten, wie es geht?«

»Klar«, antwortete ich und marschierte selbstbewusst in Richtung Tafel. Mit einem Stück Kreide schrieb ich die einzelnen Lösungsschritte auf. Dazu erklärte ich wortreich, wie ich von einem auf den nächsten Schritt kam. Hinter mir hörte ich meine Mitschüler murren. Vor allem die Jungen aus meiner Klasse ärgerten sich, dass ich besser rechnen konnte als sie.

»Was soll das? Farida ist nicht unsere Lehrerin!«, beschwerten sie sich. Aus ihren Stimmen klang der pure Neid. Doch Herr Siamand nahm mich immer in Schutz.

»Konzentriert euch lieber und hört zu, wie Farida auf die Lösung kommt«, ermahnte er sie. »Sie ist eine wunderbare Lehrerin. Sie kann Mathe nämlich viel besser als ich.«

Jedes Mal, wenn er das sagte, lief ich vor Aufregung knallrot an und freute mich natürlich sehr über das große Lob aus dem Mund meines Lehrers. Aber ehrlich gesagt musste ich mich überhaupt nicht anstrengen, um so gut in Mathe zu sein. Ich liebe dieses Fach: Alles ist so klar, so strukturiert, so logisch. Dass jemand diese schöne, geordnete Welt nicht begreifen kann, finde ich bis heute merkwürdig. Mir erscheint sie ganz einfach.

Die Potenzrechnungen, mit denen wir uns im Frühjahr 2014 beschäftigten, lagen mir besonders. Während meine Mitschüler mit

gerunzelter Stirn lange auf ihren Stiften kauten und herumrechneten, sah ich das Ergebnis in Windeseile vor meinem inneren Auge. Meine Mitschüler hielten das für Zauberei, aber ich fand es einfach nur ziemlich genial.

Physik war mein zweites Lieblingsfach. Auch das fiel mir leicht. Doch leider hatten wir in Physik einen Lehrer, Herrn Khalil, der uns den Stoff auf unglaublich langweilige und umständliche Art erklärte. Wenn er nach der Mathe-Stunde in unsere Klasse kam, legte ich mein Gesicht auf den Tisch und sagte stöhnend zu Nura: »Ich schlaf jetzt 'ne Runde. Weck mich bitte, wenn er fertig ist.«

Sie kicherte und strich sich ihr langes, braunes Haar aus dem Gesicht. Mit ihrer hellen Haut und ihrer Stupsnase war Nura zweifelsfrei das schönste Mädchen in unserer Klasse. Aber im Gegensatz zu mir hatte sie in beiden Fächern ganz schön mit dem Stoff zu kämpfen. Wenn sie über ihren Aufgaben schwitzte, schaute sie manchmal richtig verzweifelt zu mir rüber. »Wie machst du das nur?«, flüsterte sie. »Hast du vielleicht wirklich einen Taschenrechner bei dir?«

»Nein!«, beteuerte ich. »Wenn du heute Nachmittag zu uns kommst, erklär ich es dir.«

Das gemeinsame Lernen war natürlich nur ein Vorwand für uns: Ich freute mich immer, wenn Nura zu uns nach Hause zu Besuch kam. Auch meine Mutter mochte das gerne. Da mein Vater im Schichtdienst arbeitete – und immer wieder zehn Tage am Stück an die Grenze zu Syrien abkommandiert wurde, fühlten wir Frauen uns allein und manchmal sehr einsam. Zudem gilt in unserer Gesellschaft die Regel, dass ein Gast immer Segen für das Haus bringt.

Mit unseren Mathe-Büchern verzogen wir uns also nach der Schule aufs Dach und vertieften uns in die Lektionen, die wir am Vormittag durchgenommen hatten. Ich bemühte mich wirklich sehr, Nura die Geheimnisse der Mathematik und der Physik näherzubringen. Aber der Stoff wollte nicht in ihren Kopf hinein. Es schien, als würde die leichte Brise, die vom Sindschar-Gebirge zu uns rüberwehte, meine Worte geradewegs mit sich forttragen, bevor sie bei Nura angekommen waren. Ich blinzelte in die Sonne und lauschte dem Gezwitscher der Vögel in unserem Garten. Eigentlich war es wirklich ein zu schöner Tag, um ihn mit Lernen zu verschwenden.

»Komm, wir machen eine Pause«, schlug ich vor.

Nura war sofort einverstanden. Wir klappten unsere Bücher zu und gingen gemeinsam hinunter in den Garten. Aus der Küche holte ich eine Karaffe mit Zitronenlimonade, die meine Mutter am Morgen frisch angesetzt hatte. Ich goss jeder von uns ein Glas ein und dekorierte es mit den Minze-Blättern, die bei uns im Garten wuchsen und wunderbar dufteten.

»Lernen macht hungrig«, sagte ich zu Nura und zwinkerte. Sie lachte. Diesen Spruch brachten wir immer als Entschuldigung vor, wenn wir auf unseren Beutezügen ertappt wurden. Wir beide naschten unglaublich gerne – und egal, ob wir bei ihr oder bei mir waren: Wir plünderten erst einmal den Kühlschrank oder ernteten, was die Gärten an Leckereien hergaben.

Nura liebte besonders unsere Himbeeren. Aber sie bewunderte auch die Blumenbeete, die in sanften Farben erstrahlten. »Eure Rosen sind noch schöner als im letzten Jahr«, sagte sie.

»Ja«, antwortete ich stolz. »Aber hast du auch schon unsere Lilien gesehen?« Ich deutete auf die edlen Blüten, die in den verschiedensten Farben bei uns wuchsen. Nura schnupperte an ihnen und streichelte sacht über ein Blatt.

»Sie sind wirklich einzigartig«, musste sie zugeben. Ich brach eine gelbe Blüte ab und legte sie in ihr Mathe-Buch. »Damit werden dir die Lösungen bei der nächsten Prüfung wie im Schlaf zufliegen«, versprach ich ihr.

Sie pflückte ebenfalls eine Blume und legte sie in mein Buch. »Auch wenn du sie nicht brauchst, wird sie dich an mich erinnern.«

In diesem Moment hörte ich die Schritte meiner Mutter hinter uns. Sie hatte ein kariertes Tuch um den Kopf geschlungen und trug eine Hacke in der Hand. Offenbar hatte sie gerade in den Gemüsebeeten hinter unserem Haus Unkraut gejätet. »Ihr beiden seid doch nicht etwa wieder am Räubern?«, fragte sie. Wir hielten unsere Mathe-Bücher an die Bäuche gepresst und schüttelten synchron die Köpfe.

Meine Mutter schaute misstrauisch. Sie wusste, wie gerne wir uns gegenseitig mit Blumen beschenkten. Aber sie konnte uns keiner Missetat überführen. »Ihr solltet ihnen wenigstens eine Chance geben zu wachsen«, sagte sie vorsichtshalber.

Wir setzten empörte Mienen auf.

»Aber das machen wir doch!«

Kurz vor den Sommerferien kam ein Mathe-Lehrer aus einem anderen Dorf zu uns an die Schule. Herr Ahmed sollte die Prüfungen bei uns abnehmen. Er war ein kleinwüchsiger, bärtiger Mann mit einer stattlichen Körperfülle und stand in dem Ruf, ganz besonders anspruchsvoll zu sein. Niemand anderes als er selbst bemühte sich, diesen Eindruck zu vermitteln: »Wenn auch nur ein Einziger aus eurer Klasse es schaffen sollte, siebzig Prozent in meinem Test zu bekommen, seid ihr gar nicht so schlecht«, plusterte er sich auf.

Herr Ahmed kam nicht nur mit den Testaufgaben, sondern anscheinend auch mit einem Sack voller Vorurteile in unser Dorf. Unser neuer arabischer Lehrer meinte wahrscheinlich, dass wir Jesiden total ungebildet wären, weil wir hier so abgeschieden lebten.

Alle meine Klassenkameraden zitterten vor Ehrfurcht. Nura war ganz weiß im Gesicht. Ich aber gab mich unbeeindruckt. »Was reden Sie denn da? Ich bin die Beste in Mathe. Selbstverständlich schaffe ich mehr als siebzig Prozent.«

Herr Ahmed sah mich verblüfft an. »Na, du scheinst dir ja sehr sicher zu sein«, bemerkte er nicht gerade freundlich. »Aber wir werden gleich feststellen, wie gut du tatsächlich bist.«

Er sammelte unsere Mathe-Bücher ein, damit keiner schummeln konnte. Als Nura ihm ihr Buch hinhielt, fiel die gepresste Lilie auf den Boden. Die Gesichtsfarbe meiner Freundin wechselte abrupt von Kalkweiß in Knallrot. Eilig hob sie die Blüte wieder auf und legte sie vor sich auf den Tisch. Ich nahm die Blume, die sie mir geschenkt hatte, ebenfalls aus meinem Buch, bevor ich es abgab, und platzierte sie direkt neben ihrer. »Jetzt kann überhaupt nichts mehr schiefgehen«, raunte ich Nura zu.

Dann teilte Herr Ahmed die Testblätter aus. »Es ist wirklich sehr schwer. Also macht euch nichts daraus, wenn ihr es nicht schafft«, wiederholte er. Er schien uns wirklich für Idioten zu halten!

Ich würde ihm das Gegenteil beweisen, beschloss ich. Konzentriert nahm ich die Aufgaben in Angriff. Natürlich war sein Test etwas anders aufgebaut als die, die wir von Herrn Siamand kannten. Aber trotzdem war er weit davon entfernt, unlösbar zu sein. Da hatte er sich wirklich kein Hexenwerk ausgedacht. Ich rechnete also alles durch und kontrollierte die Ergebnisse noch einmal. Mit einem Seitenblick vergewisserte ich mich, dass auch Nura eifrig bei der Sache war. Ich versuchte, mein Blatt mit den Lösungen so hinzulegen, dass sie eventuell einen Blick darauf werfen

könnte. Aber Herrn Ahmeds Augen waren wachsam: Er hatte bereits bemerkt, dass ich nicht mehr rechnete. »Na, hast du doch schon aufgegeben?«, fragte er spöttisch.

»Nein, im Gegenteil, ich bin fertig.«

Er zog überrascht die Brauen hoch. »Dann kannst du auch abgeben«, sagte er – und befahl mir, aus dem Klassenraum zu gehen. Nura folgte wenig später.

Gespannt warteten wir auf die Ergebnisse. Einige Tage später teilte Herr Ahmed die korrigierten Testblätter aus. Unter seinem Bart grinste er, als er mir meinen übergab. Ich konnte das nur schwer deuten: War es ein hämisches oder ein wohlwollenden Grinsen? Das Papier hatte er mit vielen roten Haken versehen. Ganz unten stand das Endergebnis gekritzelt: neunundneunzig Prozent. Mein Herz hüpfte vor Freude. Nura hatte immerhin ein Drittel aller Aufgaben geschafft – und ebenfalls bestanden.

Nach der Stunde winkte Herr Ahmed mich noch einmal zu sich. »So einem Mathe-Genie wie dir bin ich selten begegnet«, sagte er zu mir. »Hast du schon mal darüber nachgedacht, später Mathe-Lehrerin zu werden?«

»Das wäre mein absoluter Traum«, stotterte ich erfreut. »Meinen Sie denn, das wäre möglich?«

»Aber natürlich. Herr Siamand oder ich könnten dich für ein Stipendium empfehlen.«

Ich nickte begeistert. Was für ein toller Vorschlag! Dass dieser strenge Lehrer mich für fähig hielt, selbst Mathe-Lehrerin zu werden, empfand ich als große Auszeichnung. So weit hatte es noch keiner aus meiner Familie gebracht.

Unsere Familie stammt aus eher bescheidenen Verhältnissen: Die Vorfahren waren Kleinbauern gewesen und hatten, da wir zur niedrigsten der drei jesidischen Kasten gehören, nie irgendeine Art von formaler Bildung erhalten. In der älteren Generation war es sogar verpönt gewesen, Lesen und Schreiben zu lernen. Religiöse Hymnen und Gebete wurden von unseren religiösen Führern, den Scheichs und Pirs, lediglich mündlich weitergegeben. Erst als Saddam Hussein 1970 die Schulpflicht einführte, hatte sich das geändert. Danach wurde auch in Kocho eine Schule gebaut. Aber die Lehrer kamen immer von außerhalb – bis jetzt. Würde ich vielleicht die Erste sein, der es gelang, im eigenen Dorf Lehrerin zu werden?

Stolz wie ein Pfau lief ich nach Hause – und freute mich darauf, die tolle Nachricht meinen Eltern mitzuteilen. Dieser Sommer würde grandios werden, dachte ich, warf den Kopf in den Nacken und stieß einen überglücklichen Juchzer aus. Das Leben meinte es wirklich gut mit mir.

In den Ferien ging es bei uns zu Hause gemächlich zu. Ich ruhte mich aus, schlief lange und traf mich dann mit meinen Freundinnen Nura und Evin. Wir veranstalteten Picknicks irgendwo im Freien, blätterten zusammen in Modezeitschriften, frisierten uns gegenseitig und drapierten unsere langen, braunen Haare zu aufwendigen Aufsteck-Frisuren, die wir dann tagelang nicht mehr lösten, bis eine unserer Mütter ein Machtwort sprach: »Farida, mach den Dutt auf, und kämm dir die Haare ordentlich durch!«, schimpfte etwa meine Mutter. »Oder willst du warten, bis sich Läuse bei dir einnisten? Du holst uns noch Ungeziefer ins Haus!« Murrend bürstete ich meine Haare aus und verabschiedete mich von dem Traum, nicht nur die erste, sondern auch die eleganteste Mathe-Lehrerin im eigenen Dorf zu werden.

Gerne half ich auch meiner Mutter bei den Hausarbeiten. Als Tochter war das sowieso meine Pflicht, und ich empfand es als keine große Anstrengung, ihr beim Putzen, Waschen, Holzhacken oder Unkrautjäten zur Hand zu gehen.

Am liebsten aber kochte ich für meine Familie. Mutter hatte bereits früh begonnen, mir verschiedene Gerichte beizubringen, damit mein Ehemann später mit mir zufrieden sein könne, wie sie sagte. Mittlerweile ging ich in der Küche schon richtig routiniert vor. Besonders gut gelang mir ein lokales Gericht, das wir *Kamalles* nennen, in der Pfanne gebackene Kamillenblüten. Auch mein Kebab aus frischem Lammfleisch war berühmt – zumindest innerhalb der Familie. Wenn ich die Spieße über einem offenen Feuer brutzelte, zog ihr verlockender Duft durch das ganze Haus und ließ allen das Wasser im Mund zusammenlaufen. Meine vier Brüder umschwirrten mich dann immer wie lästige Fliegen und konnten es kaum erwarten, bis ich verkündete: »Essen ist fertig!«

Unser Vater verbrachte in diesem Sommer leider nicht so viel Zeit mit uns wie sonst. Alle Soldaten an der gut sechshundert Kilometer langen Grenze zu unserem Nachbarland Syrien mussten Extra-Schichten schieben, da die Situation aufgrund des dort tobenden Bürgerkriegs angespannt war. Sunnitische Terrorgruppen hatten in den vergangenen zwei Jahren weite Teile Nordsyriens erobert. Die Zentralregierung des Machthabers Baschar

al-Assad kontrollierte eigentlich nur noch die Gegend um Damaskus. Die Islamisten, die die Macht im Norden an sich gerissen hatten, zwangen der Bevölkerung strikte islamische Verhaltensregeln auf und machten zudem Jagd auf alle Christen und Andersgläubige.

Die erfolgreichste und zugleich brutalste dieser Terrorgruppen war eine Organisation namens *Dolate Islami fi Iraq va Suria* – »Islamischer Staat im Irak und in Syrien«, kurz *Daesh*. In Europa ist die Abkürzung ISIS oder IS gebräuchlicher. Diese Terroristen besaßen mehr Geld und bessere Waffen als alle anderen Islamisten. In den vergangenen Monaten hatten sie viele Städte jenseits der Grenze erobert. Zahlreiche Schiiten, Christen, Drusen und Alaviten versuchten vor ihrer Schreckensherrschaft zu fliehen, da ihnen ansonsten der Tod drohte.

»Es tut mir in der Seele weh, diese Leute abzuweisen«, hörte ich meinen Vater bedrückt zu meiner Mutter sagen, als er einmal kurz zu Hause war. »Diese Fanatiker kennen kein Mitleid mit ihnen.«

»Wäre es dann nicht unsere Pflicht, ihnen zu helfen?«, fragte sie.

»Wir müssen sehr vorsichtig sein«, antwortete er: »Der IS hat große Pläne. Einige dieser vermeintlichen Flüchtlinge sind U-Boote. Sie haben den Auftrag, neue Terrorzellen in den irakischen Städten zu gründen.«

»Wollen sie denn etwa auch hier die Macht an sich reißen?«

»Wenn sie könnten, würden sie das sicher tun. Sie wollen den gesamten Nahen Osten unter ihre Kontrolle bringen und haben auch schon bei uns im Irak ihre Fühler ausgestreckt. In unseren Städten Falludscha und Ramadi haben sie sich bereits festgesetzt. Und auch in Mossul sollen sie Sympathisanten unter den ehemaligen Saddam-Getreuen haben.«

Meine Mutter schüttelte sich, wie um eine böse Vorahnung zu verscheuchen. »Wer sind diese Leute nur?«

Mein Vater seufzte. »Es sind dieselben, die uns während der Zeit der amerikanischen Besatzung das Leben zu Hölle gemacht haben. Erinnerst du dich noch an al-Zarqawi, der vor einigen Jahren überall im Land Sprengstoffattentate verübte und Schiiten und Christen ermordete?«

»Ja«, sagte meine Mutter – und sogar ich kannte ihn, denn sein Name war berühmt und berüchtigt im Irak. »Er war der ehemalige Al-Qaida-Chef im Irak, nicht wahr? Ist er nicht längst tot?«, fragte meine Mutter.

»Das schon«, bestätigte mein Vater. »Aber er hat einen Nachfolger, Abu Bakr al-Baghdadi. Glaub mir: Der ist nicht eine Spur weniger brutal als sein Vorgänger. Dieser Mann kommt aus Samarra, nördlich von Bagdad, und hat

mehrere Jahre lang in einem US-Militärgefängnis geschmort. Seine Bewegung war eigentlich so gut wie tot, als die Amerikaner ihre Truppen abzogen. Doch dann brach in Syrien der Bürgerkrieg aus, und al-Baghdadi schickte seine wenigen verbliebenen Milizen auf das Schlachtfeld jenseits der Grenze. Dort bekamen sie und andere Dschihadisten Unterstützung aus den Golfstaaten: Vor allem Saudi-Arabien und Katar, aber auch die Türkei lieferten Waffen, weil sie Baschar al-Assad stürzen und die radikalen Sunniten im Land stärken wollten. Und das ist ihnen gelungen! Heute besitzen die Männer al-Baghdadis mehr Einfluss als alle anderen Gruppen in Syrien. Sie sind kampferprobt und schwimmen nur so im Geld und in Waffen. Deshalb sind sie auch so gefährlich.«

»Aber doch nicht für uns?«, fragte meine Mutter ängstlich.

»Nein.« Mein Vater lachte angespannt. »Hier haben sie keine Chance. Im Süden mag das anders sein. Aber hier passen meine Kollegen und ich schon auf, dass sie nicht überkommen.«

Meine Mutter schwieg, sie schien nicht ganz überzeugt.

»Oder glaubst du vielleicht, dass 350.000 bewaffnete Männer nicht mit einem Häuflein Terroristen fertig werden können?«, legte mein Vater noch einmal nach, um sie zu beruhigen.

Der besorgte Unterton im Gespräch meiner Eltern überraschte mich: Dass dschihadistische Gruppen uns hier im Dorf gefährlich werden könnten, war mir bislang nicht in den Sinn gekommen. Die syrisch-irakische Grenze, die mein Vater bewachte, lag zwar nur rund fünfzig Kilometer von Kocho entfernt. Aber für mich waren das Lichtjahre. Ich war noch nie in Syrien gewesen. Und der Bürgerkrieg dort spielte sich irgendwo im Fernsehen ab, weit entfernt von meiner eigenen Realität und meinem Alltagsleben.

Das änderte sich erst, als die Einschläge näher kamen. »Habt ihr das gehört?«, fragte Nura, als Evin und ich gerade aus dem Garten ins Haus kamen, um unsere Aprikosenernte in der Küche abzuladen. »Was meinst du?«, fragte ich und wedelte vorsichtig mit der linken Hand, um eine vorwitzige Biene zu verscheuchen, die sich für unser Obst interessierte. Wir wollten Konfitüre aus den süßen Früchten kochen. Doch unsere Freundin war plötzlich wie angewurzelt vor dem Fernseher im Wohnzimmer stehen geblieben und hatte ihre Schüssel auf dem Boden abgestellt. »Mach das mal ein bisschen lauter!«, wies sie meinen kleinen Bruder Keniwar an.

Im Fernsehen lief eine Nachrichtensendung. »Die Goldene Division ist mit Helikoptern in die Stadt geflogen«, hörte ich den Sprecher sagen. Die Kamera zeigte irakische Armee-Hubschrauber, aus denen ganz in Schwarz gekleidete Soldaten sprangen. Die Elite-Kämpfer der irakischen Armee trugen Maschinengewehre.

»Was ist denn passiert?«, fragte ich.

»Psst«, sagte Nura, die konzentriert auf den Bildschirm starrte.

Die Aufnahmen stammten aus Samarra in der irakischen Salah-ad-Din-Provinz, einer eigentlich sunnitischen Metropole, in der sich jedoch einer der wichtigsten schiitischen Schreine befand. In der Vergangenheit waren dort schon öfter Unruhen zwischen Schiiten und Sunniten ausgebrochen. Im ersten Augenblick vermutete ich daher, dass es von sunnitischer Seite Übergriffe auf den Schrein gegeben haben könnte. Aber den Kommentaren des Sprechers entnahm ich, dass ein Konvoi von Wagen mit schwerbewaffneten Terroristen am Morgen die Stadt überfallen habe. Jetzt versuchten die Soldaten, sie wieder unter ihre Kontrolle zu bringen. Dabei waren wohl bereits etliche Kämpfer auf beiden Seiten getötet und verletzt worden.

»Um Himmels willen. Hoffentlich ist meinem Cousin nichts passiert«, flüsterte Nura. »Sie haben Ibrahim erst kürzlich nach Samarra versetzt.«

Evin und ich sahen Nura betroffen an. Wir konnten ihre Unruhe gut nachvollziehen: Da die Arbeit bei den irakischen Sicherheitskräften unter den Jesiden ein begehrter Job war, hatten wir fast alle Angehörige in der Armee. Und auch ich fürchtete, dass Terroristen die Grenzposten überfallen könnten und meinem Vater etwas zustoßen würde. In den letzten Wochen und Monaten hatte es dort etliche Übergriffe und kleinere Scharmützel mit Dschihadisten gegeben. Es schien, als reiche den syrischen Terroristen ihr eigenes Gebiet nicht mehr aus. Als wollten sie den Konflikt unbedingt auch auf unsere Seite der Grenze tragen.

»Wir könnten bei deiner Tante vorbeigehen«, schlug ich vor. »Vielleicht weiß sie etwas von ihm.«

»Vielleicht weiß sie auch noch überhaupt nichts«, wandte Nura ein – und meinte damit den Überfall an sich. »Wenn sie noch nichts davon gehört hat, machen wir ihr nur unnötig Angst. Falls ihm etwas passiert ist, werden wir es noch früh genug erfahren.«

»Es ist besser, wenn du sie nicht beunruhigst«, pflichtete Evin ihr bei.

Während der Fernseher im Wohnzimmer weiterlief, machten wir uns in der Küche daran, die Aprikosen zu waschen und zu entkernen. Einen Teil von ihnen schnitten wir in kleine Stücke, die wir mit Zucker bestreuten und in den Kühlschrank stellten, um sie später als Dessert zu verzehren. Der weitaus größere Teil jedoch landete in einem großen Kochtopf, den wir auf einer Gasflamme erhitzten. Auch hier gaben wir kiloweise Zucker hinzu. Das Gemisch roch betörend süß und fruchtig, je länger es dort vor sich hin köchelte. Es würde eine tolle Marmelade ergeben.

Im Fernsehen wurden unterdessen die neuesten Entwicklungen vermeldet: In Baquba, nordöstlich von Bagdad, war eine Autobombe explodiert. Und in Ramadi, der Hauptstadt der irakischen Al-Anbar-Provinz, in der sich die IS-Leute schon seit längerer Zeit festgesetzt hatten, hatten ihre Kämpfer den Campus der Universität gestürmt. Der Nachrichtensprecher bemühte sich zwar, die Ereignisse nicht allzu dramatisch klingen zu lassen. Fakt war aber, dass die Terroristen Hunderte von Studenten in Geiselnahme genommen hatten.

»Das ist doch unglaublich«, sagte ich zu Evin – und beschloss im Stillen, dass ich allenfalls in einem Ort im Kurdengebiet Mathe studieren würde, falls das mit dem Stipendium klappen sollte. Vielleicht in Shingal oder Dohuk, wo entfernte Verwandte von uns wohnten. Der sunnitische Süden war mir definitiv zu unsicher. Das sah man jetzt ja.

Im Laufe des Nachmittags – wir füllten unsere Konfitüre bereits in Einmachgläser ab – entschärfte sich die Lage etwas. Die Studenten in Ramadi wurden wieder freigelassen. Und auch Samarra konnte die Armee zurückerobern. Wir atmeten erleichtert auf: Wenigstens würden sich die Dschihadisten nicht auch noch in dieser Stadt dauerhaft festsetzen können. Dass es ihnen gelungen war, sich ihrer so schnell zu bemächtigen, fand ich schon bedenklich genug. Ich war gespannt, wie mein Vater diese Entwicklung bewertete, und nahm mir vor, ihn zu befragen, sobald er nach Hause kam. Offenbar waren die Terroristen ja von Syrien aus gestartet und hatten die Grenze auf irgendeine Weise passieren können. Ob die Sicherheitsvorkehrungen dort jetzt noch weiter verschärft würden? Ob er noch mehr Extra-Schichten aufgebürdet bekäme? Ich hoffte nur, dass diese Einsätze nicht zu gefährlich waren. Doch ich wusste auch, dass er das mir gegenüber ohnehin nicht zugeben würde.

Am frühen Abend packten meine beiden Freundinnen ihre vollen Marmeladengläser in ihre Körbe und machten sich auf den Heimweg. Ich

beschloss, die Gelegenheit für einen kleinen Spaziergang zu nutzen und sie zu begleiten. Wir wohnten ja alle nicht weit entfernt voneinander. Überall im Dorf standen die Leute in kleinen Gruppen zusammen und diskutierten über die Ereignisse des Tages: Die Angriffe im Süden bildeten natürlich das Gesprächsthema Nummer eins. Aber die Leute sprachen seltsam distanziert über die Geschehnisse, fast so, als handle es sich um eine Naturkatastrophe, die sich in einem ganz anderen Land ereignet hätte. Der Terror sei ein Problem von Schiiten und Sunniten, die sich gegenseitig bekriegten, so der allgemeine Tenor. Bei uns könne so etwas nicht passieren. Allenfalls die jesidischen Armee-Angehörigen, die die Sache ausbaden mussten, taten den Leuten leid.

Auch Nuras Mutter, meine Tante, stand mit einer Nachbarin in der Haustür. Sie machte ein eher ernstes Gesicht, freute sich aber trotzdem über die Marmelade, die wir ihr brachten. »Das ist aber eine tolle Überraschung, Farida«, sagte sie und küsste mich auf die Stirn. »Ist die etwa von den Bäumen in eurem Garten? Richte deiner Mutter einen ganz lieben Dank dafür aus!«

Dann erzählte sie uns, dass Nuras Cousin Ibrahim sich inzwischen bei seiner Familie gemeldet hatte. Ganz wie wir befürchtet hatten, war er bei den Kämpfen in Samarra dabei gewesen – und auch wirklich angeschossen worden. Eine Kugel hatte seinen Oberschenkel erwischt und den Knochen zertrümmert. Jetzt lag er im Militärhospital. »Er sagt, es sei nicht weiter schlimm und er werde gut versorgt«, berichtete Nuras Mutter. Sie hatte kurz zuvor mit der Mutter des Jungen, Nuras Tante, gesprochen, die sich natürlich große Sorgen machte.

»Wäre es nicht besser, wenn er zurück nach Hause käme?«, fragte Evin.

»Sie lassen ihn nicht gehen«, antwortete meine Tante unglücklich. Da zu viele Soldaten versuchten, dem Dienst fernzubleiben, herrschten in der Armee strenge Regeln – zumindest für die untersten Ränge und für diejenigen, die keine Beziehungen zur Führung hatten. »Hoffen wir mal, dass sie die Dschihadisten in Samarra wirklich verjagt haben und dass die Lage dort jetzt ruhig bleibt«, beendete Nuras Mutter die Diskussion.

In Samarra, Baquda und Ramadi blieb es am folgenden Tag tatsächlich ruhig. Die Attacken erschienen uns im Nachhinein fast wie ein böser Spuk: Die Dschihadisten verschwanden auf ebenso mysteriöse Weise wieder vom Erdboden, wie sie zuvor gekommen waren. Spezialeinheiten der irakischen

Armee und der Polizei sicherten die drei Städte. Doch es sollte sich zeigen, dass der IS die Aufmerksamkeit der irakischen Militärelite auf geniale Weise von seinem eigentlichen Angriffsziel abgelenkt und sie gezielt zerstreut hatte.

Am nächsten Tag, dem 6. Juni 2014, explodierte die erste Autobombe in Mossul. Meine jüngeren Brüder, die schon am Vortag die ganze Zeit vor dem Fernseher verbracht hatten, schlugen gleich Alarm: »Mama! Da hat es schon wieder eine Explosion gegeben!«, schrie der zwölfjährige Keniwar durchs ganze Haus.

Meine Mutter und ich waren gerade dabei, Wäsche aufzuhängen. Mit einer Mischung aus Neugier und böser Vorahnung eilten wir hinunter ins Wohnzimmer zum Fernseher. Und wir sollten den ganzen Morgen lang nicht mehr davon loskommen. Innerhalb kürzester Zeit ereigneten sich in Mossul vier weitere Explosionen: Alle fünf Sprengkörper waren in Autos versteckt gewesen und zündeten in unmittelbarer Nähe der Checkpoints, die die Armee errichtet hatte, um die Stadt vor eventuellen Angriffen zu schützen. Die Explosionen waren ein klares Statement für die Übermacht des IS. Sie schrien es uns förmlich ins Gesicht: »Vor uns könnt ihr euch nicht schützen!«

Auch die armen Menschen in Mossul schrien – vor Schmerz und Kummer. Ich sah Bilder von weinenden Frauen, verstörten Anwohnern, Notärzten, die die Verletzten versorgten, und schwarzen Rauschschwaden über den Orten der Zerstörung. Sie waberten durch die vielbefahrenen Straßen der Metropole, auf denen augenscheinlich Chaos herrschte. Jeder versuchte, sich in Sicherheit zu bringen. Denn keiner wusste, wann und wo die nächste Detonation bevorstand. Ich fing an, mich zu fragen, wie sicher wir wirklich waren.

Der Nachrichtensprecher des Staatsfernsehens versuchte, seine Stimme ruhig klingen zu lassen. »Die Verletzten wurden in die umliegenden Krankenhäuser gebracht«, sagte der Mann aus Bagdad mit dem zurückgegelten Haar und der grau-weiß gestreiften Krawatte. »Es besteht kein Anlass zur Panik: Der Verkehr wird weiträumig umgeleitet. Die Polizei und die Sicherheitskräfte haben die Stadt Mossul wieder komplett unter ihre Kontrolle gebracht.«

Die Art, wie er betonte, dass in Mossul alles zum Besten stehe, gefiel mir allerdings nicht. Auch wenn er dabei noch so zuversichtlich in die Kamera lächelte. Ich konnte ihm einfach nicht abnehmen, dass er das, was

er von seinem Papier ablas, selbst glaubte. Gestern Samarra, heute Mossul, dachte ich. Und morgen? Was würde morgen geschehen? Wenn die zweitwichtigste Stadt des Landes so ein leichtes Ziel abgab, war vermutlich überhaupt kein Ort im Irak mehr richtig sicher.

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass meine Mutter auf ihrer Unterlippe herumkaute. Sie kommentierte die Ereignisse mit keinem einzigen Wort. Aber ganz offensichtlich sorgte auch sie sich. Plötzlich erhob sie sich und ging in den Garten. Durchs Fenster sah ich, dass sie mit dem Handy telefonierte. Ich vermutete, dass sie meinen Vater anrief. Sie gestikulierte aufgeregt, während sie mit ihm redete. Vielleicht bat sie ihn, nach Hause zu kommen? Es waren die Momente, in denen wir ihn alle schmerzlich vermissten. Aber gerade weil die Lage so explosiv war, wurde natürlich jeder Mann an der Grenze dringend gebraucht.

Als am 6. Juni 2014 die Autobomben detonierten, glaubten wir zunächst, die Anschläge wären eine Verlängerung der Anschlagsserie vom Vortag. Es schockierte uns, wie schnell die Metropole, die nur rund hundert Kilometer von unserm Dorf entfernt lag, auf diese Weise im Chaos versank. Doch wir ahnten noch nicht, dass die Sache in Mossul noch viel ernster war. In Samarra, Baquda und Ramadi hatte der Terror einen Tag gedauert. Deshalb gingen wir auch davon aus, dass es in Mossul ähnlich ablaufen würde. Doch hiermit sollten wir uns gründlich irren.

Die systematische Einnahme von Mossul begann am nächsten Tag. Ein kurdischer Sender meldete in den Morgenstunden zuerst, dass ein riesiger Fahrzeug-Konvoi von der syrischen Grenze aus Richtung Mossul fuhr. Jeder der Wagen war vollgepackt mit IS-Kämpfern. Die Pick-ups transportierten Hunderte von Terroristen und waren mit aufmontierten Maschinengewehren ausgestattet. Sie überrannten die Sperrn an den Zugangsstraßen nach Mossul und fuhren direkt ins Zentrum der Stadt. Dort griffen Selbstmordattentäter zeitgleich Armee- und Polizeigebäude an. Straßenkämpfe folgten. Im Staatsfernsehen liefen den ganzen Tag Sondersendungen, die wir alle wie gelähmt verfolgten.

Jetzt gab sich auch meine Mutter keine Mühe mehr, ihre Sorge vor uns zu verstecken: »Sie wollen die ganze Stadt einnehmen!«, rief sie in schrillum Ton, als sie das nächste Mal mit meinem Vater telefonierte. Sie hatte das Handy sogar auf laut gestellt, sodass wir alle mithören konnten.

»In Mossul sind 25.000 Kollegen stationiert. Glaubst du etwa, die würden das zulassen?«, schupperte die verzerrte Telefon-Stimme meines

Vaters aus dem Mobiltelefon. »Wir sind um ein Vielfaches in der Überzahl. Das bedeutet, dass Mossul für Terroristen uneinnehmbar ist.«

»Glaubst du das wirklich?«, fragte ich Delan im Flüsterton. Er schüttelte den Kopf. Mutter warf uns einen strengen Blick zu, und wir verstummten.

»Morgen ist der Spuk vorbei«, versprach uns Vater von seinem Posten an der Grenze aus. Hinter ihm hörten wir ein dumpfes Grollen. »Ich muss jetzt leider Schluss machen«, sagte er. »Keine Sorge! Bis bald!«

Aber er sollte nicht recht behalten. Die Kämpfe dauerten an. Und auch wenn der Nachrichtensprecher sich bemühte, genauso zuversichtlich wie mein Vater zu klingen, sah es am zweiten Tag nach dem Überfall nicht mehr wirklich danach aus, als könne die Armee die Situation schnell wieder in den Griff bekommen und die Terroristen aus der Stadt vertreiben. Bald schon wehte auf immer mehr Hausdächern die schwarze Fahne mit Koranzitaten, die die IS-Männer zum Zeichen ihrer Eroberung hissten. Die Fernsehkamera zeigte uns ein ganzes Meer solcher Fahnen.

Der Präsident von Kurdistan, Massoud Barzani, bot der Zentralregierung an, seine Truppen zu schicken, um Mossul zu verteidigen. Aber in Bagdad glaubte man offenbar immer noch, die Sache selbst in den Griff zu bekommen: Die Regierung lehnte das Angebot mit höflichen Dankesbekundungen ab. »Diese Araber sind wahnsinnig«, stöhnte Delan, der bis vor kurzem ebenfalls damit geliebäugelt hatte, Karriere bei der Armee zu machen. Aufgrund der wieder aufflammenden innerirakischen Spannungen hatte er sich jedoch letztlich dagegen entschieden. »Sie riskieren lieber, dass Mossul in die Hände von Terroristen fällt, anstatt sie einem Kurden anzuvertrauen!«

Diese Ablehnung sollte sich rächen: Am dritten Tag setzten sich die obersten Befehlshaber der irakischen Streitkräfte in einen Helikopter und flohen aus Mossul – ein fatales Signal für die Soldaten am Boden. Panisch entledigten sich die Männer ihrer Uniformen und ihrer Waffen und versuchten, sich nach Süden abzusetzen. Diejenigen, die dem IS in die Hände fielen, wurden brutal abgeschlachtet.

In Kocho versetzte es uns allen einen Schock, dass Mossul so schnell gefallen war. Einen Tag nachdem die Armee die Stadt auf so beschämende Weise im Stich gelassen hatte, gab die Regierung dem kurdischen Präsidenten Barzani dann doch noch die Erlaubnis, Mossul mit seinen Peschmerga zu verteidigen. Aber da gab es nichts mehr zu verteidigen.

Immerhin konnte Barzani seine kurdischen Kämpfer nun weiter südlich postieren, um mit ihnen weitere Angriffe abzuwehren. Für uns bedeutete dies, dass auch die Sindschar-Region ab jetzt unter dem Schutz seiner Peschmerga stand. Die Sindschar-Region befindet sich am Rande Kurdistans, an der Grenze zum arabischen Irak. Und unser Dorf, das zwanzig Kilometer südlich des Gebirges liegt, ragt schon ziemlich weit in das arabische Gebiet hinein. Der Schutz der Kurden war uns hier tausendmal lieber als der der Araber. Deshalb stellte unser Bürgermeister den vier Peschmerga-Soldaten, die kurz darauf in Kocho eintrafen, auch sofort ein Haus im Dorf zur Verfügung.

Als mein Vater nach diesen ereignisreichen Tagen endlich von seinem Dienst an der Grenze zurückkam, liefen meine Brüder und ich ihm entgegen und umarmten ihn stürmisch. Selbst meine Mutter, die sonst kaum zu Sentimentalitäten neigt, wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Gesicht. So erleichtert war sie, ihn unversehrt wiederzusehen.

Mein Vater mochte uns kaum in die Augen schauen, so sehr schämte er sich für die feige Flucht und das Versagen seiner Kollegen. »Ich kann es nicht fassen«, sagte er immer wieder. »Da lassen die sich von einem Häufchen Terroristen vertreiben.« Aber, so ergänzte er zu ihrer Ehrenrettung, die Bevölkerung von Mossul habe es den Soldaten auch nicht gerade leicht gemacht: Die mehrheitlich sunnitische Stadt habe die Armee schon immer als Fremdkörper empfunden, da sie den Befehlen der Regierung des Schiiten Nuri al-Maliki folgte. Ein Präsident, den sie hassten und den sie für eine von Teheran gesteuerte Marionette hielten. Daraus habe der IS perfekt Kapital geschlagen.

»Sind den Leuten in Mossul die Dschihadisten etwa lieber?«, fragte ich ihn perplex.

Er zuckte mit den Schultern. »Diese Fehden kennen keine Logik. Manchmal müssen die Menschen erst ihre Erfahrungen mit dem größeren Übel machen, um zu begreifen, welches das kleinere ist.«

Vater ging auf die Terrasse, setzte sich auf einen Stuhl und krepelte die Ärmel seiner Uniform nach oben, sodass seine muskulösen, braun gebrannten Arme sichtbar wurden. Ich liebte es zu sehen, dass er so ein stattlicher, kräftiger Mann war. Schon als Kind hatte ich mich in diesen Armen sicher und geborgen gefühlt. Und selbst jetzt, an der Schwelle zum Erwachsenenalter, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als von ihnen

festgehalten zu werden, während irgendwo da draußen die Welt zusammenbrach.

Ich brachte Vater die Wasserpfeife, die er abends so gerne schmauchte, und setzte mich zu ihm. Er stopfte sie mit seinem Lieblingstabak, dem mit Apfelgeschmack. Genüsslich nahm er den ersten Zug und blies danach den süßlichen Rauch aus.

»Ich will nicht, dass du an die Grenze zurückgehst«, sagte ich zu ihm. »Bleibt doch lieber bei uns.«

»Aber Farida, natürlich muss ich zurück. Wer soll denn sonst das Geld verdienen, damit wir alle etwas zu essen haben? Hm?«

»Aber es ist zu gefährlich! Diese Leute respektieren keine Grenzen. Hast du nicht gesehen, wie schnell sie nach Mossul gekommen sind?«

»Genau aus diesem Grund brauchen wir Männer, die das Land beschützen«, argumentierte er. »Mutige Männer. Keine Feiglinge, die weglaufen, wenn es brenzlig wird.«

»Und wer beschützt uns hier?«, hielt ich ihm vehement entgegen.

Vater schien einen Augenblick lang aus dem Konzept gebracht. Aber dann fing er sich wieder. »Na, du«, sagte er und sah mich streng an. »Oder glaubst du etwa, ich habe dir umsonst das Schießen beigebracht?«

»Nein, Papa.« Ich war mir nicht sicher, ob er es ernst meinte oder scherzte. Jedenfalls wollte ich ihn nicht enttäuschen.

»Du, Delan und Serhad. Ihr seid die Ältesten. Ihr müsst auf den Rest der Familie aufpassen, solange ich weg bin. Versprichst du mir das, meine Tochter?«

Ich nickte verschüchtert. Er knuffte mich freundschaftlich in die Backe. »Hab keine Angst, Farida«, sagte er. »Bis hierher kommen sie bestimmt nicht. Da passen wir alle gemeinsam auf: Du, ich und die Peschmerga.« Er wandte sein Gesicht der untergehenden Sonne zu und faltete feierlich die Hände. »Und unser Herr Melek Taus natürlich. Einverstanden?«

»Einverstanden«, murmelte ich, halbwegs beruhigt.

Gegen den Optimismus meines Vaters kamen selbst die vorrückenden Dschihadisten nicht an.

Aber das sollte sich bald ändern.

Kapitel 3

Die Katastrophe

Auch die nächsten Tage saß ich wie versteinert vor dem Fernseher und sah zu, was sich dort vor meinen Augen abspielte: Die Terroristen agierten wie berauscht von ihrem Erfolg in Mossul. Während die Bewohner in Scharen aus der Stadt flüchteten, plünderten sie Banken, Museen und Regierungsgebäude. Sie befreiten alle Sunniten, die wegen terroristischer Machenschaften oder ihrer Nähe zu al-Qaida in den Gefängnissen saßen, und ließen sie Gefolgschaft schwören. So verdoppelten sie im Handumdrehen die Zahl ihrer Kämpfer. Es hieß, als Nächstes planten sie, die Hauptstadt einzunehmen: »Suhlt euch nicht in euren Egos – nehmt lieber Kurs auf Bagdad«, tönte ihr Sprecher Abu Mohammed al-Adnani vor den Kameras. Unter dem Jubel ihrer Anhänger durchbrachen seine Kämpfer einen Erdwall, der bis dato die Grenze zwischen Syrien und dem Irak markiert hatte. Ein IS-Mann sagte, dass die Grenze von den »Enkeln der Affen« gezogen worden sei – und nun keine Gültigkeit mehr besitze: Die Aufteilung der Muslime auf verschiedene Nationalstaaten gehöre der Vergangenheit an.

Die Politiker, deren Reden ich ebenfalls im Fernsehen verfolgte, wiederholten gebetsmühlenartig, die Hauptstadt sei sicher. Aber hatten sie das nicht auch von Mossul behauptet? Die Sunniten waren in Bagdad zwar gegenüber den Schiiten in der Minderzahl – aber sie würden sich bestimmt auf die Seite des IS schlagen, sollte es zu einer Auseinandersetzung kommen. Manche Stimmen befürchteten deshalb, dass Bagdad von innen unterwandert werden könnte. Was würde wohl als Nächstes passieren? Würden die Terroristen das ganze Land erobern? Nur gut, dass die IS-Kämpfer im kurdischen Norden und im schiitischen Süden keine solche Basis hatten, dachte ich.

Anfang Juli trat in Mossul dann ein Mann um die vierzig mit eng stehenden, buschigen Brauen, dunklen Augen und einem langen grauschwarzen Bart vor die Kameras. Der Mann mit dem Turban und dem dunklen Predigergewand verkündete, dass er der neue legitime Herrscher über Irak und Syrien sei. Er nannte sich »Kalif« und beanspruchte damit – das wusste ich aus der Schule – sowohl die spirituelle als auch die politische Führung der Muslime für sich. Nicht nur die der Muslime im Irak und in Syrien wohlgemerkt, sondern aller Muslime, überall auf der Welt. Der Titel Kalif, den Abu Bakr al-Baghdadi für sich ausgewählt hatte, bedeutete nichts anderes, als dass er sich für den Nachfolger des muslimischen Propheten Mohammed hielt.

Das Staatsfernsehen zeigte solche Propaganda-Auftritte natürlich nicht. Aber mein Bruder Delan hatte einen Download davon auf seinem Handy, da ihm ein Freund den entsprechenden Link auf YouTube geschickt hatte. »Das musst du dir ansehen, Farida«, sagte er »wie dieser Kerl einfach so einen neuen Staat erfindet.« Gemeinsam schauten wir uns also die Antrittsrede des »Kalifen« an.

»Frohlocket und erwartet Gutes und erhebt eure Häupter«, sagte al-Baghdadi in einer Moschee in Mossul – und erinnerte seine Gefolgsleute an die Demütigung der muslimischen Welt während der Kolonialherrschaft. In dieser Region ist das bis heute nicht vergessen, und der Stachel der Erniedrigung sitzt nach wie vor tief. »Denn ihr habt heute dank der Huld Gottes einen Staat und ein Kalifat, das eure Würde und eure Größe wiederherstellt und eure Rechte und eure Souveränität zurückgewinnt. Ein Staat, in dem der Perser und der Araber, der Weiße und der Schwarze, der Orientale und der Westler gemeinsam als Brüder leben. Ein Kalifat, das den Kaukasier, den Inder und den Chinesen, den Syrer, Iraker und Jemeniten, den Ägypter, Marokkaner und Amerikaner, den Franzosen, Deutschen und den Australier vereint.«

»Deutsche und Australier?«, fragte ich Delan irritiert. Seit wann lebten dort denn Muslime? Wovon sprach dieser Mann?

»Ich glaube, er lädt gerade alle Bluthunde dieser Welt ein, in seinen sogenannten Islamischen Staat zu kommen«, sagte mein Bruder.

»Oder aber er meint, dass sein Staat irgendwann so groß sein wird, dass er Deutschland und Australien mit einschließt«, schlug ich vor.

»Das könnte auch sein.«

»Aber das hieße ja, dass er alle Menschen, die an etwas anderes als den Islam glauben, aus diesen Ländern vertreiben will«, überlegte ich weiter. Konnte das wirklich sein Plan sein? Mir gruselte bei der Vorstellung, dass der Mann mit der schwarzen Robe so grausam und zugleich so größenwahnsinnig sein sollte. Aber die Christen, die seit Jahrhunderten in Mossul wohnten, hatte er schließlich auch weggejagt.

Mein Bruder legte mahnend den Finger auf den Mund. »Pssst«, sagte er, »hör zu: Er erklärt es gerade.« Ich spitzte die Ohren.

»Oh, ihr Muslime!«, rief al-Baghdadi theatralisch seinen Anhängern zu, »kommt also rasch in euren Staat, ja *euren* Staat! Kommt rasch zu ihm. Denn Syrien gehört nicht den Syrern, der Irak gehört nicht den Irakern, sondern die Erde gehört Gott allein, der sie demjenigen unter seinen Dienern zum Erbe gibt, den er auserwählt.«

»Damit meint er wohl sich selbst?«

»Wen sonst!«, antwortete Delan sarkastisch.

»Dieser Staat ist der Staat der Muslime. Die Erde ist die Erde der Muslime, aller Muslime«, ereiferte sich al-Baghdadi, während seine Zuhörer immer wieder begeistert »*Allahu Akbar*« riefen. Die Vorstellung, dass die Erde ihnen gehörte, gefiel ihnen ganz offensichtlich. »Oh, ihr Muslime, wo auch immer ihr seid: Wer in den islamischen Staat auswandern kann, der soll dies tun, denn die Auswanderung in das Haus des Islams ist eine Pflicht.«

»Glaubst du, dass die Muslime ihm folgen werden?«, fragte ich Delan bang.

»Diesem Clown? Einem selbsternannten Kalifen?« Er lachte. »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass die Muftis einen Mann wie ihn akzeptieren.«

»Die aus dem Irak vielleicht nicht«, räumte ich ein. »Aber vielleicht gefällt er den Muslimen andernorts. In seiner Truppe soll es viele Ausländer geben.«

»Tja, ein paar Irre gibt eben überall auf der Welt«, sagte Delan. Er zwinkerte, um mich aufzuheitern. Genauso wie Vater war er immer bemüht, seinen Humor zu behalten. Egal, wie ernst das Thema war, über das wir gerade sprachen: Seine Zuversicht ließ er sich davon nicht zerstören. Ich liebte diese Haltung an ihm. Die gute Laune verlieh ihm einen ganz besonderen Charme. Seine Verlobte Zevin, die ihn vor kurzem tatsächlich erhört hatte, hatte eine gute Wahl getroffen, fand ich: Er würde bestimmt

ein sehr guter Ehemann werden. Jede Frau musste an seiner Seite glücklich werden.

Die Menschen in Mossul taten mir leid. Es musste schrecklich sein, wenn eine Bande Krimineller die eigene Stadt überfiel und dort alle zwang, sich nach ihren Gesetzen zu richten. Wie man hörte, gingen sie äußerst brutal mit der Bevölkerung um: Die Christen hatten sie vertrieben, schiitische Soldaten reihenweise erschossen. Frauen durften sich, wenn sie nicht festgenommen werden wollten, nur noch voll verschleiert im Nikab auf der Straße zeigen. Und jeder, der aufmuckte, wurde erschossen oder mit dem Säbel geköpft. So jedenfalls lauteten die Gerüchte. Was war das für ein Leben? Wie hielten die Menschen das nur aus?

Nur gut, dass wir hier, am Fuße des Sindschar-Gebirges, so abgeschieden leben, dachte ich. Hierher würde bestimmt niemand kommen. Denn hier gab es nichts, was sich zu erobern lohnte: keine Banken, keine Ölfelder, gar nichts. Und wenn es doch jemand versuchen sollte, gab es da ja noch die Peschmerga, die bei uns im Dorf stationiert waren. Die kurdische Miliz war formell ein Teil der Landesarmee, genoss im Norden jedoch einen besonders guten Ruf: Die Soldaten galten als ausgesprochen kampferprobt, tapfer und patriotisch. Sie würden uns beschützen. Jeden Tag aufs Neue zogen die Männer ihre Runden, um die Gegend zu beobachten.

Delan schien meine Gedanken zu lesen. »Mach dir keine Sorgen, Schwester«, sagte er: »Die Peschmerga würden es sofort bemerken, wenn etwas nicht in Ordnung wäre: Sie würden uns warnen. Und dann würden alle im Dorf zu den Waffen greifen; du weißt doch, dass jede Familie hier eine oder mehrere Kalaschnikows besitzt. Damit würden wir diese Kerle vertreiben. Wir würden sie zurück nach Syrien jagen – oder wo auch immer sie herkommen. Dass es in Mossul schiefgegangen ist, liegt an den verdammten Sunniten: Sie haben diesen Banditen die Tür geöffnet!«

Ich verließ mich auf das Wort der beiden Männer, denen ich im Leben am meisten vertraute. Sowohl mein großer Bruder als auch mein Vater sagten mir, dass ich mich nicht zu ängstigen bräuchte. Die Männer, die Mossul besetzt hatten, interessierten sich nicht für uns. Denn wir hatten im Sindschar-Gebiet tatsächlich weder Ölquellen noch prall gefüllte Banken. Nein, sie würden uns nicht überfallen. Sie würden uns in Ruhe lassen. Am Morgen, wenn ich mich im Kreise meiner Familie zur Sonne wandte, bat ich Melek Taus darum, dass Vater und Delan recht behalten würden.

Aber dann passierte etwas, das mich aufschrecken ließ: Am 1. August 2014 überfielen die IS-Kämpfer einen Militärposten in Sumar, einer Stadt, die vierzig Kilometer nordwestlich von Mossul liegt, also am Rande des kurdischen Autonomiegebietes, das die Peschmerga bewachten. Von Kocho aus lag die Stadt im Nordosten. Die Terroristen attackierten auch den Mossul-Staudamm und versuchten, eine in der Nähe gelegene Öl-Förderanlage zu besetzen. Den ganzen Tag lang tobten heftige Kämpfe.

»Diese verdammten Bastarde«, schimpfte mein Vater, der glücklicherweise nicht im Dienst, sondern bei uns zu Hause war. »Sie wollen den Damm. Damit können sie Mossul und den gesamten Süden erpressen.«

»Und das Ölfeld. Auf die Ölfelder waren sie schon in Syrien scharf«, ergänzte Delan.

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fragt ich die beiden ängstlich. Sie sahen sich an, gaben mir aber keine Antwort. Ich kannte sie ja selbst: Der Überfall bedeutete, dass der IS nicht vorhatte, in Mossul haltzumachen. Er wollte sich den kompletten Nordirak unter den Nagel reißen. Nur die Kurden konnten ihnen noch Einhalt gebieten. »Werden die Peschmerga denn mit ihnen fertigwerden?«

»Aber natürlich«, antworteten Vater und Delan gleichzeitig – und beide viel zu schnell. Und wieder sahen sie sich mit diesem Blick an, der mir gar nicht gefiel.

Den ganzen Tag über versuchten wir, Neuigkeiten über den Verlauf der Kämpfe im Norden in Erfahrung zu bringen. Denn was die Nachrichtensendungen im Fernsehen darüber zu vermelden hatten, war wenig und enthielt quasi keinerlei Neuigkeiten. Jedes Mal wiederholten die Sprecher, dass die tapferen Peschmerga-Kämpfer ihr Bestes gegen den IS gäben. Mein Vater telefonierte mit verschiedenen Kollegen, die in der Gegend stationiert waren. Aber auch sie wussten nichts Genaues. Und manchmal widersprachen sich auch die Gerüchte, die sie aufgeschnappt hatten: Während einige den Damm verloren glaubten, behaupteten andere, er befände sich fest in kurdischer Hand. Einige bezweifelten sogar, dass er überhaupt attackiert worden sei.

Auch die Peschmerga in unserem Dorf konnten uns nicht weiterhelfen. Als einfache Soldaten verfügten sie über keine Informationen darüber, was im Norden passierte. Jedenfalls behaupteten sie das, als Delan sie befragte. Am Ende des Tages verkündete der Nachrichtensprecher des kurdischen

Fernsehens, dass die Truppe siegreich gewesen sei: »Die glorreichen Peschmerga haben hundert Terroristen getötet«, verlas er genüsslich. Allerdings seien auch vierzehn Kurden bei den Kämpfen ums Leben gekommen. »Die patriotischen Söhne Kurdistans sind für unser Vaterland gestorben«, sagte er.

»Das heißt: Sie haben sie besiegt!«, triumphierte ich. »Sie haben sie fortgejagt. Das heißt es doch!«

»Ganz genau«, pflichtete mir mein Bruder bei. Nur mein Vater blieb skeptisch.

»Sie haben diesen Kampf gewonnen«, sagte er. »Hundert Kämpfer? Das erscheint mir eine sehr große Zahl. Das muss ein riesiges Gefecht gewesen sein. Wie viele es wohl ursprünglich waren?«

Ich sah ihn an. In meinem Mathe-Hirn ratterte es, und plötzlich machte es klick in meinem Kopf. Vater hatte recht: Wenn jetzt hundert IS-Kämpfer tot waren, mussten sie zuvor in einer unendlich viel größeren Zahl in Sumar eingefallen sein. Schließlich konnte es den Peschmerga kaum gelungen sein, *alle* IS-Kämpfer zu töten. Auch wenn wir uns das noch so sehr wünschten. Wo war also der Rest geblieben?

Verdächtig fand ich auch, dass der Sprecher kein Wort über die kurdische Kriegsbeute verlor: Die Waffen, Munition und Fahrzeuge ihrer Gegner mussten die Peschmerga doch konfisziert haben. Wo waren die Aufnahmen von kurdischen Militärs, die stolz ihre Trophäen in die Kamera hielten? Dass all dies fehlte, konnte nur eines bedeuten: Eine erhebliche Zahl von IS-Kämpfern musste mitsamt ihrer Ausrüstung in ihren Militärfahrzeugen entkommen sein. Waren sie zurück nach Mossul gefahren? Oder waren sie im Norden geblieben?

In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Über dem Dorf lag eine seltsame Unruhe. Sicher erging es vielen Leuten genauso wie mir. Die Stimmung glich der vor einem Gewitter: Man fühlte, dass sich etwas zusammenbraute, dass die Atmosphäre immer drückender wurde. Aber man wusste nicht genau, was einen erwartete.

Einmal bildete ich mir ein, draußen Schritte zu hören. Vermutlich waren es die Peschmerga, die nach dem Anschlag in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt in den Straßen patrouillierten. Ich überlegte, ob ich aufs Dach steigen und mich vergewissern sollte. Kurz fragte ich mich, ob ich vielleicht besser eine der Kalaschnikows mitnehmen sollte. Aber die lagen ja in der

Truhe im Schlafzimmer meiner Eltern. Also kletterte ich einfach so in meinem Nachthemd hoch.

Da sah ich, dass ich nicht die Einzige war, die diesen Gedanken gehabt hatte: Zwischen den Zementsäcken schlummerte mein Vater mit seiner AK-47 im Arm. Leise setzte ich mich neben ihn und kuschelte mich an seine Schulter, wodurch ich ihn aufweckte. »Farida! Ist etwas passiert?«, fragte er erschrocken.

»Nein, Papa. Es war nur zu heiß unten. Deshalb konnte ich nicht schlafen.«

»Na, dann komm mal her«, sagte er und legte seinen starken Arm um meine Schultern. Ich spürte seinen Herzschlag und sog den vertrauten Geruch nach Apfeltabak auf seiner Haut ein. Beruhigt schlummerte ich ein.

»Sie sind weg!«, schallte am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang eine Stimme durchs Dorf. Irgendjemand rannte durch die Straßen und schrie: »Die Peschmerga sind weg! Sie haben uns im Stich gelassen!«

Ich rieb mir verschlafen die Augen – und begriff zuerst gar nicht, was vor sich ging. Aber mein Vater setzte sich mit einem Ruck auf. »Ist das wahr?«, rief er zu dem Mann hinunter. »Sind sie nicht vielleicht auf einem Streifzug in der Gegend?«

»Nein, Sie sind über alle Berge!«, schrie der aufgebracht zurück.

Bald war das ganze Dorf auf den Beinen. Mein Vater ließ das Morgengebet ausfallen und eilte zum Dorfplatz, um sich mit den anderen Männern zu besprechen. Delan und Serhad begleiteten ihn dabei. Meine Mutter, meine beiden kleinen Brüder und ich blieben im Haus und warteten ungeduldig auf die Neuigkeiten, die sie mitbringen würden. Unterdessen schaltete meine Mutter den Fernseher an.

Die wichtigsten Nachrichten galten erneut Sumar und dem Mossul-Staudamm. Jenen beiden Orten, in denen bereits am Vortag gekämpft worden war und aus denen die Peschmerga die IS-Kämpfer angeblich so glorreich vertrieben hatten. Über Nacht waren sie jedoch zurückgekehrt. »Massoud Barzani braucht jetzt jeden seiner Männer dort oben«, sagte meine Mutter bitter. »Deshalb hat er die Peschmerga zurückbeordert – und uns hier schutzlos zurückgelassen.«

Als mein Vater und meine Brüder zurückkamen, berichteten sie, dass die Männer im Dorf kleine Trupps von Freiwilligen bilden wollten, die die Gegend beobachten würden. »Es ist nur eine Vorsichtsmaßnahme«, betonte

er: »Falls irgendwo in der Nähe IS-Leute gesichtet werden, können wir frühzeitig reagieren.«

Mutter nickte; das machte Sinn. Es war derselbe Job, den eigentlich die Peschmerga hätten verrichten sollen. Nun würden die Dorfbewohner es eben selbst in die Hand nehmen. Genügend Männer und Waffen hatten wir ja. Vater wollte gleich zusammen mit Serhad und Delan losziehen. Aber da erhob meine Mutter Einspruch. »Teilt euch gefälligst auf. Wenn irgendetwas passiert, will ich nicht alle Männer auf einmal verlieren!«, forderte sie mit allem Nachdruck.

»Aber Zakia«, lachte mein Vater. »Uns passiert doch nichts. Wir gehen lediglich auf einen Erkundungsgang.«

Doch sie bestand darauf. »Nun gut. Dann wird Delan eben später Onkel Adil begleiten«, gab mein Vater schließlich nach.

Mutter bestand außerdem darauf, dass jeder, der loszog, Waffen bei sich tragen sollte. Wir folgten Vater ins Schlafzimmer, wo er mit einem Schlüssel die Truhe öffnete, in der unsere Kalaschnikows lagerten. Es waren immer noch nicht mehr als drei. Eine AK-47 drückte er Delan in die Hand; die andere nahmen er und Serhad mit. »Es wäre nicht schlecht, wenn du aufs Dach gehst und die Straße im Auge behältst, Farida«, sagte er. »Machst du das?« Er drückte mir die dritte Kalaschnikow in die Hand.

Ich sah ihn mit großen Augen an: Vater verlangte von mir nicht weniger, als dass ich unser Haus sicherte. »Kein Problem«, erklärte ich ziemlich stolz darauf, dass er mir diese wichtige Aufgabe anvertraute.

Während die Männer losgingen, bezog ich oben meinen Posten. Ich wog die Kalaschnikow in der Hand, deren Gebrauch mir inzwischen vertraut war: Seit unserem ersten gemeinsamen Schießversuch hatte ich im Garten fleißig geübt. Mittlerweile traf ich die Zielscheibe auch dort, wo ich sie treffen sollte: in der Mitte. Bislang aber war das Schießen für mich immer Spaß gewesen, etwa vergleichbar mit einem Hobby. War das jetzt etwa der »Ernstfall«, von dem Vater gesprochen hatte? Es fühlte sich irgendwie nicht so an.

Ich richtete meinen Blick auf die Straße. Doch dort war nichts Ungewöhnliches zu sehen. Die Nachbarn liefen zwischen ihren Häusern umher, wie sie es sonst auch taten. Vielleicht waren ihre Bewegungen ein bisschen hektischer als an anderen Tagen. Denn natürlich sorgten sich alle. Dass die Peschmerga einfach so über Nacht verschwunden waren, machte alle etwas nervös. Auf der anderen Seite sagte ich mir: Klar sind sie weg!

Schließlich müssen sie bei der Verteidigung des Nordens helfen, der akut in Gefahr ist. Konnte man es ihnen überhaupt übelnehmen, dass sie ihren Kameraden dort zu Hilfe eilten? Bildeten wir uns hier im Süden etwa ein, dass wir für die Autonomieregierung wichtiger waren als das kurdische Kernland? Wir müssten eben selbst auf uns aufpassen. Über diese Gedanken und Grübeleien döste ich in der aufkommenden Mittagshitze zwischen den Zementsäcken ein.

Ich erwachte vom Getöse meiner Brüder Keniwar und Shivan, die zwischen den Bäumen im Garten Fußball spielten. Und von zwei Frauenstimmen, die von der Terrasse aus zu mir nach oben drangen. Na, so etwas, dachte ich überrascht: Offensichtlich hatten wir Besuch bekommen, ohne dass ich es auf meinem Beobachtungsposten bemerkt hatte. Eine schöne Wächterin war ich!

Ich krabbelte bis zur Kante und warf einen Blick hinunter. Da stand meine Tante Hadia, die Frau meines Onkels Adil, mit ihrem Baby im Arm und ihren zwei kleinen Söhnen. Sie war eine begnadete Köchin und dementsprechend füllig im Vergleich zu meiner zierlichen Mutter. Die beiden Frauen diskutierten aufgeregt miteinander.

»Die Leute sagen, dass sie in Sindschar sind«, hörte ich meine Tante sagen.

»Hat Adil sie gesehen?«

»Nein. Aber die Leute aus den Nachbarorten. Es soll Kämpfe geben.«

»Bist du sicher? Manchmal übertreiben die Leute, um sich wichtigzumachen.«

»Zakia! Wach auf!«, kreischte meine Tante. »Der IS steht zwanzig Kilometer vor Kocho: Wir sind in größter Gefahr!«

Da endlich begriff auch ich, was sie sagte: Es hatte einen Überfall auf unsere Kreishauptstadt gegeben. »Was ist passiert?«, rief ich von oben. Die beiden Frauen drehten ihre Köpfe in meine Richtung und blickten zu mir hoch.

»Farida!«, sagte meine Mutter überrascht.

»Was ist in Sindschar passiert?«, wiederholte ich.

»Wir wissen es nicht genau«, antwortete meine Tante. »Aber jedenfalls ... jedenfalls sollen IS-Kämpfer dort sein.«

Mir blieb fast das Herz stehen, während sie diese Sätze aussprach. IS-Kämpfer in Sindschar: Das war die schlimmste Nachricht, die der Tag hätte bringen können. Ich verließ meinen Wachposten und eilte ins Wohnzimmer,

wo mein Bruder Delan saß, der zusammen mit meiner Tante gekommen war.

»Es sind bislang nur Gerüchte, Farida«, sagte er: »Die Leute wissen es von anderen Leuten, die es wieder von anderen gehört haben wollen.«

Ich schaltete den Fernseher ein. Aber dort lief nur eine Quiz-Show. Es gab keinerlei verlässliche Informationen.

Die Stimme meiner Tante, die von draußen zu uns hereindrang, klang indes immer panischer. »Um Himmels willen, Zakia!«, hörte ich sie sagen. »Hör mir doch endlich zu: Wir müssen weg von hier. Aziz wird dasselbe sagen, wenn er zurück ist.«

»Ich wünschte nur, er und Serhad würden bald kommen«, erwiderte meine Mutter hilflos.

»Das werden sie«, sagte Hadia und wiegte ihr Baby, das sich von der Aufregung anstecken ließ und zu jammern begann. »Am besten, du packst schon mal. Ich geh jetzt nach Hause.«

Sie verließ unser Grundstück durch das Gartentor. Mutter wirkte wie paralysiert, während sie ihr und ihren Kindern nachsah. Sie schien nicht recht zu wissen, was sie denken oder tun sollte. Unentschlossen inspizierte sie unsere Vorratskammer. Dort lagerten Reis, Bohnen, Eier, ein Eimer mit Joghurt, ein Sack mit getrockneten Mandelkernen und ein paar Büchsen mit Konserven. Wie ferngesteuert begann sie, alles in eine große Reisetasche zu packen.

Ich wollte gerade zurück auf meinen Posten auf dem Dach, als sie mich rief: »Farida!«

»Ja?«

»Sag Delan, dass er dich auf dem Dach ablösen soll.« Sie drückte mir eine Einkaufstasche und ein paar Scheine in die Hand, offenbar alles, was wir an Bargeld im Haus hatten. »Geh zum Laden und kauf Lebensmittel ein: getrocknetes Fleisch, Nüsse, Reis ... Alles, was du kriegen kannst. Und beeil dich. Es könnte gut sein, dass noch andere auf die Idee kommen.«

»In Ordnung.«

Der kleine Laden, in dem wir normalerweise einkauften, war einer von insgesamt dreien in Kocho. Vor seiner Tür herrschte bereits ein heilloses Durcheinander, als ich ankam: Dutzende von Menschen wollten plötzlich dringend einkaufen. Viele von ihnen waren mit dem Auto vorgefahren. Sie trugen ganze Säcke und Kisten voller Lebensmittel aus dem Geschäft und

stopften ihre Kofferräume damit voll. Ich stellte mich ganz hinten in einer Schlage von ungefähr einem Dutzend Leuten an.

»So, jetzt reicht es. Ich hab nichts mehr«, verkündete der Ladenbesitzer, als ich endlich fast an der Reihe war. Er ließ den Rollladen halb herunter. Die Leute draußen protestierten. Aber der Mann hatte drei starke Söhne, die ihm dabei halfen, die sich noch im Laden befindlichen Kunden kurzerhand rauszuwerfen und alle, die sich Eintritt verschaffen wollten, abzuwehren. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob er im Eifer des Gefechts das Geld für alle Einkäufe kassierte. Wichtig war anscheinend nur, dass er seinen Laden endlich schließen – und den Rest der Lebensmittel somit für sich selbst behalten konnte.

Eilig machte ich mich auf den Weg zum nächsten Geschäft. Es befand sich in einem anderen Ortsteil von Kocho, recht weit entfernt von unserem Haus. Wenn wir dort einkauften, fuhren wir normalerweise mit dem Auto. Da jedes Haus im Dorf von einem Grundstück umgeben war, streckte sich der Ort ganz ordentlich in die Länge.

Nachdem ich eine Weile in die Richtung des Geschäfts marschiert war, hörte ich, wie neben mir ein Pick-up hielt. »He, Farida!«, rief eine mir wohlbekannte Stimme. Es war Nura. Sie saß mit ihrer gesamten Sippschaft auf der Ladefläche: Ihre Mutter, die Großeltern, zwei Tanten und ihre beiden jüngeren Schwestern hockten dort. Die Männer saßen vorne.

»Wo wollt ihr hin?«

»Weg von hier. Fahrt ihr nicht auch los?«

»Vielleicht später. Ich soll noch etwas einkaufen.«

»Den Weg kannst du dir sparen. Der Laden bei uns hat bereits geschlossen.«

»Sollen wir dich nach Hause bringen?«, bot Nuras Vater mir an.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich versuch es noch bei den Ramadis.« Das war der dritte Laden.

»In Ordnung«, sagte er. »Aber es kann sein, dass die auch zu haben. Vergeude lieber nicht deine Zeit!«

Nura sprang von der Ladefläche herunter und umarmte mich. »Hau bloß ab, Farida!«, beschwor sie mich eindringlich. Ich drückte sie an meine Brust und hörte ihr Herz stürmisch klopfen – zum letzten Mal. Es brach uns beiden das Herz, dass wir uns auf diese Weise trennen mussten.

»Pass auf dich auf«, flüsterte ich ihr zu. Sie nickte.

»Und du pass auf dich auf.«

»Versprochen.«

Dann kletterte sie wieder hoch auf den Wagen. Nura und ihre ganze Familie winkten mir zum Abschied zu. Ich wäre am liebsten an Ort und Stelle in Tränen ausgebrochen. Aber ich beherrschte mich und winkte ebenfalls. »Bis bald!«, rief ich ihnen hinterher – und glaubte meinen Worten selbst kaum. Wann, fragte ich mich, würde ich Nura wiedersehen? Würde ich sie überhaupt jemals wiedersehen?

Ich marschierte weiter und vergewisserte mich, dass auch im dritten Laden die Rollläden heruntergelassen waren. Unverrichteter Dinge kehrte ich nach Hause zurück. Meine Mutter zog eine enttäuschte Miene, als ich ohne irgendwelche Einkäufe wiederkam. Was ich ihr aus dem Dorf zu berichten hatte, gefiel ihr allerdings noch weniger. »Die Menschen machen sich verrückt, obwohl keiner diese IS-Leute bisher zu Gesicht bekommen hat«, sagte sie.

Als mein Vater endlich zusammen mit Serhad durch das Gartentor trat, war seine Miene wie versteinert. Das war ein schlechtes Zeichen. Er stapfte ins Wohnzimmer. Beklommen folgte ihm die ganze Familie. »Stimmt es, was die Leute im Dorf erzählen?«, fragte ihn meine Mutter, noch bevor er seine Stiefel ausgezogen hatte. »Stimmt es, dass sie Sindschar besetzt haben?«

Mein Vater nickte. »Ich befürchte, dass die Gerüchte wahr sind.«

»Wir haben einen Mann getroffen, der von dort geflohen ist«, erzählte Serhad aufgeregt. »Er sagt, er habe einen Konvoi von Panzerfahrzeugen mit schwarzen Flaggen kommen sehen.«

Meine Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

»Die Peschmerga sind um keinen Deut besser als die irakische Armee. Sie haben uns ausgeliefert«, sagte mein Vater zornig: »Zweihundertfünfzig Mann waren im Sindschar-Gebiet stationiert. Aber alle, bis auf den letzten, sind heute Nacht abgehauen, um den Terroristen Platz zu machen: Sämtliche Dörfer im Süden sind mittlerweile vom IS umstellt.«

»Das berichten die Leute in den Araber-Dörfern«, ergänzte Serhad.

»Und was sollen wir jetzt machen?«, fragte Mutter. Sie deutete auf die Tasche mit den Lebensmitteln. »Hadia und Adil meinen, dass es besser sei, wir würden von hier verschwinden.«

»Nura und ihre Familie sind auch weggefahren«, berichtete ich.

»Ach, und wohin sollen wir bitte schön verschwinden?«, fragte mein Vater.

»Na, in den Norden, nach Kurdistan«, sagte ich. Dorthin, vermutete ich, waren auch Nura und ihre Leute geflüchtet.

»Und wie kommen wir dorthin?«

Ich überlegte. Durch Kocho führte eine einzige Straße, bei der man zwischen zwei Himmelsrichtungen wählen konnte: Entweder man fuhr in den Norden oder aber in den Süden, ins Araber-Gebiet, in das der IS vorgerückt war. Das war kaum zu empfehlen. »Na, über die Straße, die nach Sindschar und zum Gebirge führt«, sagte ich – und merkte bereits in dem Moment, in dem ich es aussprach, dass das keinen Sinn machte, da ja auch in Sindschar gekämpft wurde.

Darauf wollte mein Vater hinaus: »Sie haben uns im Zangengriff. Ganz gleich, welchen Weg wir wählen, wir werden den IS-Leuten direkt in die Arme laufen. Das ist zu gefährlich!«

»Wir haben auch Flüchtlinge aus Sindschar getroffen, die es nicht in die Berge geschafft haben«, bestätigte Serhad. »Sie dachten, dass sie hier sicherer wären.«

Vater wirkte ratlos. Wir waren alle ratlos. Was sollten wir nur tun? Der IS schien plötzlich überall zu sein. Wir saßen in der Falle.

»Wir müssen abwarten, wie sich die Situation in Sindschar entwickelt«, entschied Vater. »Im Moment jedenfalls wäre es Selbstmord, sich auf diesen Weg zu machen.«

Selbstmord. Dieses Wort ließ mich den ganzen Abend und die Nacht nicht mehr los. Die meisten unserer Verwandten konnte mein Vater noch überzeugen, sich vorerst nicht auf die gefährliche Route zu begeben. Aber Nura und ihre Familie hatte niemand gewarnt: Sie waren den Gefechten in Sindschar direkt entgegengefahren. Ich ängstigte mich zu Tode wegen meiner Freundin. Immer wieder bat ich Delan, auf dem Apparat ihres Vaters anzurufen, denn Nura selbst besaß kein Handy. Aber es kam keine Verbindung zustande. »Das muss nichts heißen. Oft deaktiviert der IS das Funknetz, wenn er irgendwo angreift«, tröstete mich mein Vater, der als Soldat ja Erfahrung in diesen Dingen hatte. »Oder der Akku ist leer.«

Auch meine Mutter versuchte, mich zu beruhigen. Sie hatte immer Angst, dass ich einen meiner Anfälle bekommen würde. Schon seit ich ein kleines Mädchen war, litt ich unter Epilepsie. Dank ärztlicher Betreuung hatten wir die Krankheit ganz gut unter Kontrolle bekommen. Aber sobald mein emotionales Gleichgewicht schwankte, bekam ich Probleme, die sich

in Form von Anfällen äußern konnten. »Steigere dich da nicht rein, Farida. Es wird schon gut gegangen sein. Sicher ruft sie dich in ein paar Tagen an«, sagte mein Mutter zu mir. »Hast du auch deine Medizin genommen?«

»Ja. Mach dir bitte keine Sorgen, Mutter. Ich hab alles unter Kontrolle.«

Ich ging früh ins Bett und fiel in einen unruhigen Schlaf, der von wirren Träumen begleitet wurde. Ich sah den Mann mit dem schwarzen Turban und dem Bart, den Delan mir auf dem Videoclip gezeigt hat. Der »Kalif« streckte die Finger nach meiner Freundin aus. »Nura!«, schrie ich verzweifelt. Da vernahm ich das ratternde Geräusch von Maschinengewehren. Ich fuhr hoch. War ich wach, oder träumte ich noch? Das Knattern ging weiter.

Und ich hörte außerdem noch die Stimme meines Vaters, der aufgeregt mit meiner Mutter redete. Die beiden gingen hoch aufs Dach. Ich folgte ihnen. Die Nacht war erfüllt von Gefechtslärm und Geschrei. Mein Vater sah durch einen Feldstecher. »Was ist denn los?«, fragte ich, noch verschlafen und doch gleichermaßen ängstlich.

»Farida, meine Kleine.« Seine Stimme klang zärtlich. »Sie greifen Siba an.« Er reichte mir seinen Feldstecher. »Da, siehst du?«

Ich entdeckte Raketenfeuer und Explosionen in der Richtung, in der unser Nachbardorf lag. Dort wohnten zwei Tanten von mir: Rhada und Huda, die Schwestern meiner Mutter. Beide hatten Familien mit kleinen Kindern. Mutter versuchte verzweifelt, mit dem Handy eine Verbindung zu ihnen herzustellen. Aber das Netz war komplett lahmgelegt.

»Ich werde jetzt rüber nach Siba fahren«, sagte mein Vater. »Wir müssen ihnen helfen.«

Aber meine Mutter wollte ihn nicht gehen lassen. »Es ist zu gefährlich«, protestierte sie. »Sie haben ihre Leute bestimmt überall. Warte zumindest, bis die Sonne aufgeht. Ich will nicht allein mit den Kindern hierbleiben.«

Er nahm sie in den Arm und beruhigte sie. Tatsächlich wartete er bis zum Morgengrauen. Da funktionierte auch das Handynetz wieder, und meine Tanten meldeten sich. Sie waren vor den Kämpfen weggelaufen und hatten sich zusammen mit den Kindern in die Hügel geflüchtet. »Sie haben alles zerstört, wir besitzen nichts mehr«, berichteten sie weinend. »Sie schießen auf alles: auf Männer, auf Frauen und auf Kinder.«

»Meine gesamte Familie ist tot«, klagte Huda.

»Wo seid ihr jetzt?«, fragte mein Vater.

Sie nannten ihm ihren genauen Standort; er lag nur wenige Kilometer entfernt von Kocho. »Ihr kommt sofort zu uns«, sagte er. Aber sie hatten zu viel Angst, dass Kocho als Nächstes überfallen würde.

»Dann komme ich eben. Ich werde mit ein paar anderen Männern rüber nach Siba fahren.«

»Siba ist verloren«, entgegneten sie. »Rennt lieber weg, solange ihr noch könnt. Lauft um eurer Leben!«

Nach dem Telefonat erreichte mein Vater noch einen weiteren entfernten Verwandten aus Siba, der geflüchtet war. Aber der bestätigte nur das, was die Tanten uns schon zuvor gesagt hatten: »Kommt bloß nicht hierher«, beschwor er ihn. »Hier ist alles voller IS-Leute. Der Kampf ist verloren. Packt eure Sachen und flieht in die Berge, sonst werden sie euch auch töten!«

Mein Vater hatte genug gehört. Er informierte Onkel Adil und weitere Familienoberhäupter aus Kocho. Alle waren einer Meinung: Flucht war jetzt die letzte Chance, die uns noch blieb.

Hektisch begannen wir, unsere Sachen zu packen. Zusätzlich zu den Lebensmitteln verstauten wir noch warme Decken, einen Camping-Kocher, zwei Töpfe, unsere drei Kalaschnikows sowie mehrere Kanister mit Trinkwasser im Kofferraum unseres Opels. Auch unsere Wertsachen packten wir alle ein: Karten, Papiere, Mutters Goldschmuck, die Handys. Dann waren wir startklar. Wir quetschten uns zu siebt in den Omega. Meine Großeltern hatten bei Onkel Adil und meiner Tante Platz gefunden. Sämtliche Bewohner von Kocho hatten es uns gleichgetan und saßen nun in irgendeinem Wagen. Wir würden das Dorf in einer Kolonne Richtung Norden verlassen und hofften, dass wir es bis zum Gebirge schafften. Irgendwie. »Wenn ihr IS-Kämpfer seht, haltet ihr die weiße Fahne aus dem Fenster«, schärfte mein Vater uns ein.

Dann setzte sich die Kolonne in Bewegung. Die ersten Wagen rollten bereits los in Richtung Dorfausgang, da bekam der Bürgermeister, der sich mit uns auf den Weg gemacht hatte, einen Anruf. Es war Mohammad Salam, ein mächtiger Mann in der Gegend, den wir auch den »Emir« nannten. Er kontrollierte mehrere Orte unserer Region, unter ihnen die jesidischen Dörfer Tilbanat, Til Ghasab, Hatemiyah und Kocho. Bei seinen sporadischen Besuchen hatte ich ihn bereits persönlich gesehen: Er war ein großer, hagerer Mann mit schwarzem Spitzbart, der stets das traditionelle arabische Gewand trug. Da sein linkes Bein lahm war, hinkte er auffällig.

Trotzdem flößte er mir Angst ein. Dieser Mann also rief unseren Bürgermeister an, als wir gerade im Begriff waren, das Dorf zu verlassen.

»Kehrt sofort um!«, befahl er. »Ihr dürft auf keinen Fall losfahren, oder ihr werdet es mit dem Leben bezahlen. Wir haben mit den IS-Leuten eine Übereinkunft getroffen: Sie werden euch nichts tun, wenn ihr bleibt, wo ihr seid.«

»Gibt es dafür Garantien?«

»Ihr habt mein Wort, dass ihr in Kocho sicher seid«, sagte Salam.

»Also, sag allen Bewohnern, dass sie umkehren. Ihr würdet ohnehin nicht weit kommen: Der IS hat überall Checkpoints auf den Straßen errichtet. Wenn ihr losfahrt, werden sie euren Konvoi unter Beschuss nehmen. Das soll ich euch ausrichten.«

Der Bürgermeister machte ein Zeichen, dass die Wagen anhalten sollten. Einige waren, wie gesagt, bereits losgefahren. Unter ihnen auch Onkel Adil und Tante Hadia. Aber die Mehrheit befand sich noch im Dorf. Mein Vater und die anderen Männer stiegen aus und hörten sich an, was der Bürgermeister zu berichten hatte. Wir warteten im Auto, während sie mit ihm diskutierten. Unter den Männern herrschte Uneinigkeit darüber, ob man sich auf die Worte des Arabers verlassen könne: Viele hielten ihn für nicht vertrauenswürdig. Einer rief in dem jesidischen Dorf Hatemiyah an und erkundigte sich, wie die Lage dort sei. Die Bewohner berichteten, dass Salam ihnen ebenfalls Sicherheit versprochen habe, falls sie blieben.

»Ich kann seine Worte nur weitergeben«, sagte der Bürgermeister. »Die Entscheidung muss jede Familie für sich fällen.«

Aus Richtung der Hauptstraße drangen Gefechtsgeräusche. Offenbar wurden die Wagen, die zuerst losgefahren waren, unter Beschuss genommen. Einige von ihnen machten kehrt und retteten sich ins Dorf zurück. Sie hatten Einschusslöcher an den Seiten.

Mein Vater kam mit düsterer Miene zu uns zurück. »Steigt wieder aus. Wir bleiben hier«, sagte er.

Die IS-Kämpfer hatten einen Belagerungsring um Kocho gebildet. Gemeinsam mit einigen unserer arabischen Nachbarn passten sie auf, dass niemand das Dorf verließ. Einige unserer Nachbarn versuchten, sich nachts zu Fuß an ihren Checkpoints vorbeizuschleichen. Die meisten davon mussten sich mit Schusswunden zurück ins Dorf schleppen. Es war

unmöglich, die Sperren mit einer größeren Gruppe von Menschen oder gar mit einer Familie zu passieren.

Wir bauten unser Haus zu einer Festung aus, als wir wieder daheim waren. Mein Vater, meine Mutter, meine beiden älteren Brüder und ich hielten auf dem Dach abwechselnd Wache. Unsere Kalaschnikows hatten wir dabei immer griffbereit. Und die Zementsäcke verteilten wir so, dass sie uns im Falle eines Gefechts Schutz geben würden. Wir rechneten jetzt jederzeit mit einem Angriff. Denn warum sonst sollten sie uns so einkesseln? Was wollten sie nur von uns?

Zwei Tage nach unserem abgebrochenen Fluchtversuch kam eine Abordnung von Arabern ins Dorf. Es waren keine IS-Leute, sondern Muslime aus den Nachbardörfern Gheravan, Bikatsch und Pisik, ungefähr ein Dutzend Männer. Unter ihnen auch Salam, der uns angerufen hatte. Sie fuhren mit Pick-ups ein und riefen alle Männer zu einer Versammlung auf den Dorfplatz.

»Wir haben eine Vereinbarung mit den Kämpfern des Islamischen Staates getroffen«, erklärte Salam. »Sie werden euer Dorf nicht angreifen. Allerdings müsst ihr alle eure Waffen abgeben. Das ist die Bedingung.«

Ein unzufriedenes Raunen ging durch die Reihen. »Warum sollten wir unsere Waffen abgeben?«, fragte der Bürgermeister. »Wir sind friedliche Leute. Wir brauchen unsere Waffen nur, um Haus und Hof damit zu verteidigen.«

Aber Salam ließ keine Widerrede gelten. »Wir werden jetzt von Haus zu Haus gehen und alle Gewehre einsammeln«, kündigte er an. »Ich rate euch eindringlich, alle eure Waffen abzugeben. Sonst ist unser Friedensvertrag null und nichtig – und Kocho wird innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden angegriffen. Sollte jemand Waffen in seinem Haus verstecken oder sich weigern, sie herzugeben, gefährdet er damit alle anderen: Das gesamte Dorf wird dafür bezahlen.«

Wenig später fuhren Salams Männer mit dem Pick-up vor. Vater händigte ihnen unsere Kalaschnikows aus, alle drei. Er wollte kein Risiko eingehen. »Ihr braucht keine Angst zu haben«, betonten die Männer, während sie sie auf der Ladefläche verstauten. »Wir sind Muslime und ehrenhafte Leute: Wir werden Wort halten. Verlasst euch auf uns.«

»Ein Friedensvertrag ist allemal besser als ein Angriff«, sagte Vater – und bemühte sich wohl, es selbst zu glauben. Für ihn als Soldaten war es ein besonders großer Schock, plötzlich ohne Waffe dazustehen. Es glich

einer Kapitulation. Trotzdem versuchten wir uns einzureden, dass dieser Schritt uns vielleicht die Ruhe zurückbrächte, nach der wir uns so sehr sehnten.

Nur meine Mutter blieb skeptisch. »Es gibt keine Garantie dafür. Diesen Leuten ist alles zuzutrauen. Habt ihr nicht gesehen, wie sie mit den armen Menschen in Sindschar verfahren?«

Sie bezog sich auf einen Verwandten von uns, der bei den Gefechten in der Stadt sein Leben verloren hatte. Und auf die vielen anderen, die ins Sindschar-Gebirge geflüchtet waren. Das irakische Fernsehen berichtete, dass sie dort oben festsäßen, weil alles von IS-Kämpfern umstellt war. Das stellte ich mir schrecklich vor. Denn von meinen Ausflügen mit Delan wusste ich, dass das obere Plateau einer Mondlandschaft glich: Es gab weder Bäume, die Schatten spendeten, noch Tiere, noch Wasser, das man hätte trinken können. Lange hielt es dort kein Mensch aus. Die Leute würden dort oben verhungern, wenn der IS sie nicht irgendwann runterließ. Im Vergleich dazu hatten wir es hier im Dorf doch noch ziemlich gut, dachte ich.

Jedenfalls, solange die Lebensmittel reichten. Da seit der Belagerung keine Händler ins Dorf kamen, blieben die Läden geschlossen, und meine Mutter hatte bereits begonnen, das, was wir hatten, zu rationieren. Aber glücklicherweise gab es ja noch unseren Garten. Der warf im Sommer so viele Früchte ab, dass wir das Obst auch hätten verkaufen können. Aber das taten wir natürlich nicht: Wir verschenkten es an unsere Verwandten und Nachbarn, die mit uns im Dorf geblieben waren. Evin half mir bei der Ernte der Zucchini und bekam auch zwei davon geschenkt. Während wir bei uns im Garten hockten, dachten wir an unsere gemeinsame Freundin Nura. Auch Evin hatte nichts mehr von ihr gehört, seit sie gleich zu Anfang des Konflikts mit ihrem ganzen Clan weggefahren war.

»Meinst du, sie haben es geschafft?«, fragte ich Evin. »Ob es Nura wohl gut geht?«

»Ich wünschte, sie würde sich melden.«

Auch um Tante Hadia und Onkel Adil machten wir uns Sorgen: War ihr Wagen unter denen gewesen, die der IS kurz hinter unserem Dorf beschossen hatte? Umgekehrt und zurückgekommen waren sie jedenfalls nicht. Wir wussten nicht, ob wir das für ein gutes oder ein schlechtes Zeichen halten sollten. Hockten sie und ihre Kinder mittlerweile vielleicht ebenfalls oben in den Bergen?

Nach Tagen der Ungewissheit erhielt meine Mutter tatsächlich einen Anruf von Hadia. Sie strahlte über das ganze Gesicht, als sie ihre Stimme hörte. »Wir haben uns solche Sorgen gemacht«, sagte sie. »Wo seid ihr?«

Hadia berichtete, dass sie, Adil und die Kinder sich zusammen mit einer großen Gruppe von Flüchtlingen in die Nähe der Quelle Solar gerettet hatten. Das war ein Ort, an dem sich die Familien in guten Zeiten zum Picknicken trafen. Hunderte von Wagen jesidischer Flüchtlinge hätten dort bereits gestanden. Denn Solar war eine Sackgasse: Dahinter ging es mit dem Auto nicht weiter. Man konnte nur zu Fuß hoch auf das Plateau, eine steinige Felswüste ohne Wasser und Nahrung. Als sie hörten, dass die IS-Leute ihnen auf den Fersen waren, liefen die Menschen immer weiter nach oben. »Sag Aziz, dass er der Armee Bescheid geben soll«, bat Hadia meine Mutter. »Sie müssen uns von hier oben wegholen.«

»Ja«, antwortet meine Mutter schwach. Sie wollte Hadia nicht entmutigen. Aber sie war völlig überfordert mit dieser Bitte. Denn jeder, der noch Fernsehrichten empfangen konnte, wusste ja, dass weder die Peschmerga noch die irakische Armee den IS-Vormarsch in den Griff bekam. Die Terroristen hatten inzwischen sogar die strategisch wichtige Stadt Makhmur zwischen Mossul und Kirkuk eingenommen und standen zwanzig Kilometer vor Erbil. Wahrscheinlich würden sie bald ganz Kurdistan erobert haben. Wer sollte in dieser Situation noch an uns oder die Leute im Sindschar-Gebirge denken? »Ich werde es Aziz ausrichten«, versprach sie Hadia trotzdem: »Haltet noch ein wenig durch.«

Nach dem Gespräch war Mutter überzeugt, dass unsere Verwandten mit ihrer überstürzten Flucht einen Fehler begangen hätten. »Sieh nur, Farida, in was für einer schrecklichen Lage sie sich dort befinden«, sagte sie zu mir. »Da sind wir hier zu Hause doch noch allemal besser dran.«

Das fand ich auch. Bis zu dem Tag, an dem die Araber erneut nach Kocho kamen. Genau wie bei ihrem ersten »Besuch« fuhren sie mit zwei Pick-ups ins Dorf und riefen alle Männer zu einer Versammlung zusammen. »Was wollen sie denn jetzt noch von uns?«, fragte mein Vater, während er sich, wie befohlen, zusammen mit Delan und Serhad auf den Weg dorthin machte. Die Szenerie ließ nichts Gutes ahnen: Im Gegensatz zu den Dorfbewohnern, die alle ihre Gewehre abgegeben hatten, waren die Araber allesamt bis an die Zähne bewaffnet.

Salam ließ sich von seinen Gefolgsleuten auf die Ladefläche eines Pick-ups helfen und stellte sich aufrecht hin, damit alle ihn sehen konnten. Dann

richtete er das Wort an die Männer des Dorfes. Diesmal schlug er einen fast versöhnlichen Tonfall an, den Ton eines Predigers: »Wir sind heute zu euch gekommen, um euch einzuladen, an den einzig wahren Gott zu glauben«, sagte er und wartete die Reaktion der Jesiden ab. Einige schüttelten die Köpfe und tuschelten miteinander. Aber keiner traute sich, laut zu protestieren, da Salams Männer die Gewehre auf sie richteten.

»Wir wissen, dass ihr Teufelsanbeter seid«, fuhr der Araber fort. »Das ist ein großer Frevel: Kein Mensch auf dieser Welt darf dem Satan huldigen oder Melek Taus, wie ihr ihn nennt. Ihr müsst diesem Aberglauben abschwören und euch stattdessen zum Islam bekennen. Nur so können eure Seelen gerettet werden.« Er redete noch eine Weile weiter und lobte die Herrlichkeit seines eigenen Glaubens. »In unserem islamischen Staat dulden wir keine Ungläubigen«, sagte er schließlich. »Wir geben euch drei Tage Zeit, um eure Entscheidung zu fällen. Andernfalls ...« Er machte eine bedrohliche Pause. »... andernfalls werden wir mit euch so verfahren, wie es euch als Ungläubigen gebührt.«

Salam erläuterte nicht, was er mit dieser Drohung genau meinte. Aber die Männer im Dorf befürchteten das Schlimmste. Wir wussten ja, wie der IS mit den Christen in Mossul und den Jesiden aus den Nachbardörfern umgesprungen war: Andersgläubige hatten keinen Platz im »Staat« der Fanatiker.

Niedergeschlagen kam mein Vater nach Hause. Er rief Mutter und mich ins Wohnzimmer und erzählte uns, was geschehen war. »Salam verlangt, dass wir alle Muslime werden«, sagte er. »Jeder Mann und jede Frau aus dem Dorf soll sich öffentlich zum Islam bekennen. In drei Tagen werden sie wiederkommen und wollen unsere Entscheidung hören.«

»In drei Tagen!«, wiederholte meine Mutter, als hätte mein Vater ihr gerade den Tag genannt, an dem die Welt untergehen sollte. Sie sah mich und meine Geschwister an und begann zu weinen. »Drei Tage nur noch.«

»Ja«, sagte mein Vater und berichtete, dass er sich bereits mit den anderen Männern im Dorf besprochen hatte. Alle waren sich einig, dass wir einen Weg finden müssten, Kocho zu verlassen. Einige hatten bereits mit den Jesiden im Nachbardorf Hatemiyah telefoniert: Sie waren vom IS vor die gleiche Entscheidung gestellt worden – und planten ebenfalls zu fliehen, um ihren Glauben nicht verraten zu müssen.

Denn eines stand fest: »Wir werden unseren Herrn Melek Taus nie verleugnen!«, sagte mein Vater. »Niemals. Wie könnten wir seiner

göttlichen Herrlichkeit abschwören? Wir sind sein Volk, die Söhne Adams. So wurden wir geboren. Lieber werden wir Tod und Vertreibung hinnehmen.«

»Es gibt Dinge, die wichtiger sind als dieses irdische Leben«, bekräftigte meine Mutter seine Worte.

»Die Religion ist das Allerwichtigste, Kinder«, wiederholte mein Vater. »Vergesst das nicht. Egal, was sie mit uns machen. Vergesst nie unsere moralischen Grundsätze: Habt Respekt vor den Alten. Lasst euer Herz nie von Gefühlen wie Neid oder Eifersucht zerfressen. Trachtet nie danach, Rache zu üben.«

Dann gingen wir alle zusammen hinaus, wandten unsere Gesichter zur Sonne und falteten die Hände. Vater leitete unser Gebet. »Amen, Amen, Amen«, sagte er. »Gesegnet sei unsere Religion. Gott wird unserer Religion helfen zu überleben.«

»Amen, Amen, Amen«, murmelten wir. Ich fühlte, wie die Energie der Sonne mich durchflutete, und war mir in diesem Moment ganz sicher, dass unsere Entscheidung die richtige war.

Unser Bürgermeister informierte Salam und seine Leute darüber, dass wir keine Muslime werden würden. »Wir haben uns im Dorf beraten und sind zu der Überzeugung gelangt, dass wir die Religion unserer Vorväter nicht aufgeben können«, sagte er zu ihnen, »wir bitten dafür um euer Verständnis.«

»Nun gut«, erwiderten die Araber. »Wir werden eure Entscheidung der IS-Führung ausrichten. Wir wollten nur euer Bestes.«

»Dürfen wir auf Gnade hoffen?«

»Das wird der Kalif entscheiden.«

»Es gibt keinen Zwang in der Religion«, zitierte der Bürgermeister aus der zweiten Sure ihres heiligen Buches. Aber das mochten sie nicht hören.

»Wir wissen selbst, was im Koran steht«, sagten sie. »Damit kennen wir uns besser aus als ihr.«

Auch das Dorf Hatemiyah lehnte einen Übertritt ab. Noch in derselben Nacht gelang es den Bewohnern, sich an einem der Checkpoints vorbeizuschleichen. Für die Araber, die sie bewachten, war das natürlich ungeheuer peinlich: Sie waren sehr wütend, dass ihnen die Jesiden aus Hatemiyah entwischt waren. Zudem hatten sie davon Wind bekommen, dass wir in Kocho Ähnliches vorhatten. Als Strafe und Vorsichtsmaßnahme

zogen sie den Ring um unser Dorf noch einmal enger. Kocho wurde hermetisch nach allen Seiten abgeriegelt: Überall an den Dorfausgängen standen nun auch Männer aus den Nachbardörfern, die uns daran hinderten, auch nur einen Schritt vor das Dorf zu tun. Eine Flucht war unmöglich geworden.

Unsere einzige Hoffnung bestand darin, dass sich das Blatt im Krieg ganz grundsätzlich wenden würde, nachdem die USA die Peschmerga-Kämpfer nun aus der Luft unterstützten und erstmals IS-Stellungen bombardierten. Der mächtigen Streitmacht vom anderen Ende der Welt war es auch gelungen, im Norden einen Fluchtkorridor für die armen Menschen zu schaffen, die sich auf den Sindschar-Berg gerettet hatten – und die nun, nach mehr als einer Woche der Belagerung, am Ende ihrer physischen Kräfte waren. Die Peschmerga und die PKK halfen gemeinsam bei ihrer Evakuierung.

»Seht ihr. Wir dürfen nur den Mut nicht verlieren«, sagte mein Vater. »Sicher werden sie auch uns noch zu Hilfe eilen.«

Doch diese Hoffnung sollte sich als trügerisch erweisen. Während unsere Verwandten nach einer Woche des Martyriums endlich gerettet wurden, schien es, als habe die Welt Kocho vergessen. Obwohl unser Bürgermeister viele verzweifelte Rettungsgesuche an die Regierung in Bagdad und an internationale Hilfsorganisationen richtete, kam uns niemand zu Hilfe. Vielleicht war unsere 1700-Seelen-Gemeinde, die seit dem Ausbruch des Konflikts auf 1300 Personen geschrumpft war, einfach zu klein, um irgendjemanden zu interessieren. Von der Katastrophe, die sich hier anbahnte, nahm jedenfalls niemand da draußen Notiz.

Das Drama ereignete sich am 15. August 2014. Nie mehr werde ich diesen Tag vergessen können. Er begann eigentlich wie alle Augusttage: mit einem wunderschönen Sonnenaufgang. Um ihn auf angemessene Weise zu würdigen, stand meine gesamte Familie bereits morgens auf dem Dach. Wir verrichteten unser Morgengebet.

Wenig später saß ich dann allein dort. Da sah ich sie: Dreizehn Fahrzeuge näherten sich unserem Dorf. Nicht jene klapprigen Pick-ups, mit denen die Araber zu uns gekommen waren, sondern neue weiße Panzerfahrzeuge, die schweres Kriegsgerät auf der Ladefläche montiert hatten. In jedem von ihnen saßen schwarz gekleidete IS-Soldaten. Ich musste einen Schrei unterdrücken. Voller Panik lief ich runter ins Haus und verständigte

meinen Vater. »Sie kommen, sie kommen!«, rief ich. »Sie kommen, um uns zu töten!«

Meine Mutter und die kleineren Brüder ließen sich sofort von meiner Hysterie anstecken und begannen zu weinen. »Ist das wahr?«, fragte meine Mutter. »Hast du sie gesehen?«

»Ja, sie kommen aus Richtung Mossul. Sie sehen genauso aus wie die Typen, die in letzter Zeit all die Städte überfallen haben. Aber wir sind doch nur ein Dorf!«

Mein Vater eilte aufs Dach, um sich selbst ein Bild zu machen. Inzwischen waren die weißen Fahrzeuge mitten in unser Dorf gefahren und hatten sich auf allen wichtigen Kreuzungen und anderen Knotenpunkten positioniert. »Ja, das sind IS-Leute«, bestätigte Vater meine Vermutung. »Sie sind gekommen, um uns auszurauben. Sie werden uns alles nehmen, was wir haben. Das haben sie mit den Christen genauso gemacht.«

Angespannt warteten wir ab, was geschehen würde. Wir hatten alle große Angst. Mein Vater und meine beiden älteren Brüder Serhad und Delan versuchten zwar, sie uns nicht zu zeigen, aber auch sie ahnten, dass dies die letzten Minuten oder Stunden waren, die wir zusammen in unserem Haus verbringen würden.

Am späten Vormittag ließ uns die IS-Führung ausrichten, dass sich alle Bewohner von Kocho um Punkt zwölf Uhr im Schulgebäude einzufinden hätten. »Ihr sollt sämtliche Wertsachen mitbringen«, rief eine Gruppe von Kämpfern, die durch die Straßen lief und die Nachricht von Haus zu Haus trug. »Alles, was ihr an Wertgegenständen besitzt: Bargeld und Goldschmuck. Eure Mobiltelefone. Aber auch Ausweispapiere und Kreditkarten. Bringt alles mit.«

Mein Vater fühlte sich bestätigt, oder zumindest tat er so. »Seht ihr«, sagte er. »Es sind Räuber. Ganz gewöhnliche Diebe. Und unsere arabischen Nachbarn helfen ihnen, weil sie neidisch auf unseren Besitz sind.«

»Wir werden ihnen alles geben, was wir haben«, sagte meine Mutter. »Dann werden sie uns doch in Ruhe lassen, oder?«

»Wenn es nichts mehr zu holen gibt, werden sie schnell das Interesse an uns verlieren«, versprach Vater. Doch er schien es selbst nicht recht zu glauben. Ich wusste, dass er sich vor allem deshalb Sorgen machte, weil er Soldat der irakischen Armee war. Natürlich trug er an dem Tag keine Uniform. Aber falls der IS es trotzdem irgendwie herausfände, konnte das böse Konsequenzen für ihn haben. Er musste mit allem rechnen.

»Passt auf euch auf«, sagte Vater ernst, »und vergesst nicht die Dinge, die ich euch gelehrt habe: Die Religion ist das Wichtigste in unserem Leben.«

»Natürlich, Vater.«

»Bringt auf jeden Fall eure Ausbildung zu Ende«, ermahnte er mich und meine jüngeren Brüder. »Und falls mir etwas passiert: Hört auf eure Mutter. Ich werde in ihr weiterleben.«

Mir schossen die Tränen in die Augen. »Aber was redest du denn da, Vater?«

»Gar nichts. Es passiert ja nichts«, beschwichtigte er mich.

Wir packten alles, was wir besaßen, ein. Unsere drei Mobiltelefone, Mutters Goldschmuck, Vaters Autoschlüssel, unser Bargeld und unsere Pässe. Dann machten wir uns auf den Weg zur Schule. Ich mit meinem Vater voran, dann kamen Delan und Serhad. Mutter hielt meine beiden jüngeren Brüder an der Hand. Ich weiß noch genau, was ich an diesem Tag trug: eine schwarze Bluse und einen langen, braunen Rock. Zudem hatte ich mir ein braunes Tuch um den Kopf gewickelt. Es war Trauerkleidung, weil so viele unserer Verwandten in Sila und Sindschar getötet worden waren. Zudem wollte ich nicht, dass die muslimischen Männer mein Gesicht sahen. Da ihre eigenen Frauen sich verhüllten, hätten sie so vielleicht mehr Respekt vor mir, dachte ich.

Auf dem Weg zur Schule trafen wir viele Freunde, Nachbarn und Verwandte. Sämtliche Frauen hatten sich verhüllt. Allen stand die Angst ins Gesicht geschrieben. Bewaffnete Männer trieben uns vorwärts und passten auf, dass niemand einen anderen Weg wählte und zu entkommen versuchte. Schon von weitem sahen wir auf dem Schulgebäude die schwarze IS-Flagge wehen. Auf dem Hof erwarteten uns dann noch mehr Männer mit Kalaschnikows und Maschinengewehren: sowohl ganz in Schwarz gekleidete IS-Terroristen als auch Araber aus den Nachbardörfern, die ihnen assistierten.

Die Männer verlangten von uns, dass wir ihnen unsere Wertsachen übergaben. Sie hatten einen großen Tisch aufgestellt, auf den wir sie legen sollten. Dort stapelte sich bereits allerlei Schmuck und Bargeld. »Wenn ihr uns nicht alles gebt, was ihr habt, werden wir euch töten«, warnten sie uns. Sie durchsuchten die Leute auch, um festzustellen, ob sie irgendetwas zurückhielten. Wir hatten so viel Angst, dass wir ihnen sofort alles gaben.

Dann befahlen sie uns, in das Gebäude zu gehen. Es war ein merkwürdiges Gefühl, meine Schule unter diesen Umständen zu betreten. Ich musste an die Menschen denken, denen ich hier normalerweise begegnete: an meinen netten Mathe-Lehrer, Herrn Siamand, den langweiligen Physik-Lehrer und natürlich an Nura. Vielleicht, durchzuckte es mich plötzlich, hatte meine geliebte Freundin doch alles richtig gemacht?

Sie schubsten uns ins Treppenhaus. Frauen und Kindern befahlen sie, nach oben ins zweite Stockwerk zu gehen. Die Männer sollten unten bleiben. Ich verstand überhaupt nicht, was das sollte. Jedenfalls wollte ich nicht von meinem Vater und meinen Brüdern getrennt werden. Doch es blieb uns nicht einmal Zeit für eine Verabschiedung. Das Letzte, was ich von Vater sah, war ein sehr trauriger Blick, den er mir zuwarf, während er meine älteren Brüder Delan und Serhad an den Händen hielt. Diesen Anblick habe ich für immer in meiner Erinnerung gespeichert.

Meine Mutter, ich und meine beiden jüngeren Brüder wurden oben in ein Klassenzimmer gesperrt. Zusammen mit den anderen Frauen standen wir dicht an dicht gedrängt zwischen dem Fenster und der Tafel, auf der noch eine Mathe-Aufgabe vom letzten Schuljahr stehengeblieben war. Alle jammerten und weinten. Aber die Terroristen zeigten mit ihren Gewehrläufen auf uns und befahlen, dass wir still sein sollten.

Als sich sämtliche Dorfbewohner in dem Gebäude versammelt hatten, sah ich Salam über den Schulhof hinken. Er trug jetzt dieselbe schwarze Kluft wie die IS-Leute, offenbar war er nun ganz offiziell einer von ihnen. Nur sein Bart war noch ziemlich kurz. Zusammen mit seiner Entourage betrat er die Schule durch das Haupttor. Unten hörten wir ihn laut mit den Männern sprechen. Später erfuhren wir, dass Salam sie abermals aufforderte, zum Islam zu konvertieren. Zuerst auf Arabisch, dann in kurdischer Sprache. Er wollte wohl sichergehen, dass alle ihn verstanden. »Wenn ihr Muslime werdet, wird euch nichts geschehen«, versprach er. »Wer bereit ist, seinen Glauben zu wechseln, darf im Dorf bleiben. Alle anderen werden wir davonjagen.«

»Wir haben uns dagegen entschieden«, antwortete unser Bürgermeister im Namen aller. Die Männer murmelten ihre Zustimmung. »Aber wenn ihr erlaubt, werde ich auch noch die Frauen befragen: Sie sollen selbst ihre Wahl treffen.«

Das wurde ihm gestattet. Drei Araber eskortierten den Bürgermeister nach oben. Sein Gesicht war weiß wie eine Wand, als er sich vor uns

hinstellte und zu sprechen begann. »Wer von euch bereit ist, Muslima zu werden, darf jetzt gehen«, sagte er. »Jede hat das Recht dazu. Sie kann ihre Kinder mitnehmen. Ihr seid frei in eurer Entscheidung.«

Aber keine der Frauen rührte sich vom Fleck. Obwohl wir alle fürchterliche Angst davor hatten, was jetzt folgen würde, stellte ein Übertritt zum Islam für uns überhaupt keine Option dar. Auch für mich nicht. Klar und deutlich hörte ich die Worte meines Vaters in meinem Ohr widerhallen: Tod und Vertreibung seien allemal besser als ein Verrat an der eigenen Religion.

Der Bürgermeister wurde zurück nach unten gebracht. Kurz darauf hörten wir einen großen Lastwagen vor dem Gebäude halten. Die Männer wurden auf den Schulhof getrieben. Die Terroristen brüllten dabei irgendwelche Anweisungen und hielten sie mit ihren Gewehren in Schach. Wenn einer versuchte wegzulaufen, feuerten sie auf ihn. Aus dem Fenster sah ich, wie mein Bruder Delan gezwungen wurde, zusammen mit den anderen Männern auf die Ladefläche zu steigen. Ich hatte eine schreckliche Vorahnung. »Was geschieht da? Wohin bringen sie ihn?«, fragte ich meine Mutter verzweifelt. Aber sie gab mir keine Antwort.

Bald kamen ein zweiter und ein dritter Lastwagen, dann sogar Privatautos, auf die die verbliebenen Männer verteilt wurden. Ich hielt nach Vater und Serhad Ausschau, aber ich sah sie nicht mehr. Die Wagen fuhren in verschiedene Himmelsrichtungen davon. Unter den Frauen im Klassenzimmer herrschte Panik. »Was soll das? Was macht ihr mit ihnen?«, fragten sie die Araber immer wieder.

»Wir bringen sie in die Berge«, behaupteten diese emotionslos.

Doch dann hörten wir die Schüsse.

In der Ferne, ungefähr einen Kilometer entfernt von uns, wirbelte eine Staubwolke auf.

»Ihr bringt sie um!«, schrie eine junge Frau mit einem Säugling im Arm hysterisch. »Ihr erschießt sie!«

Die Bewaffneten lachten sie einfach aus. »Eure Männer sind Hunde«, sagte einer, »deshalb müssen wir sie töten.«

Die Frauen weinten bestürzt und fassungslos. Sie schlugen sich mit den Händen ins Gesicht. Keine konnte die völlig sinnlose Grausamkeit, die man uns antat, begreifen.

Ich selbst war so schockiert, dass ich nicht einmal dazu imstande war, Tränen zu vergießen. Auch meine Mutter stand völlig starr und regungslos

da. »*Hazu hu al maktub* – so hat es Gott bestimmt«, sagte sie: »Es ist unser Schicksal. Sie werden auch uns töten, Farida, und wir können nichts dagegen tun. «

Kapitel 4

Der Sklavinnen-Markt von Rakka

Die Mädchen meines Alters standen in einer Gruppe zusammen. Die Männer hatten uns aussortiert und von unseren Familien getrennt. Sie zielten mit ihren Gewehren auf uns, damit keine auf die Idee kam wegzulaufen. Ich kannte alle Mädchen; sie waren meine Freundinnen, Cousinen, Schulkameradinnen. Auch Evin befand sich unter ihnen. Aus der Öffnung des Schals, den sie sich um ihr Gesicht geschlungen hatte, starrten mich ihre weit aufgerissenen Augen an. In ihnen las ich, dass sie fürchterliche Angst hatte, wie wir alle. Aber auch sie sagte kein Wort.

Die Männer befahlen uns, in einen der Busse zu steigen. Es war ein ganz normaler Linienbus von der Art, wie wir sie in der Gegend benutzten. Offenbar hatte der IS die öffentlichen Verkehrsmittel für seine Zwecke gekapert. Ich war mir sicher, dass wir verloren wären, wenn wir dort erst einmal eingestiegen waren. Deshalb versuchte ich noch in letzter Minute, aus dem Pulk auszuscheren – und wegzurennen. Aber ein IS-Kämpfer hielt mich am Arm fest. »Hiergeblieben!«

»Ich geh da nicht rein! Lass mich los!«, schrie ich ihn an.

»Oh doch, du wirst gehen«, sagte der Araber und stieß mich unsanft mit seinem Gewehrkolben in Richtung Bus. Ich trat wild um mich. Da wurde er wütend.

»Du kleines Biest«, sagte er. »Dir werden wir die Widerspenstigkeit schon noch austreiben!«

Er und ein anderer Mann hielten mir die Arme am Rücken fest und trugen mich in den Bus hinein, während ich wie am Spieß schrie und mich wehrte. »Was soll das?«, fuhr ich sie an. »Wenn ihr mich töten wollt, könnt ihr es genauso gut hier tun!«

»Aber wir wollen dich doch gar nicht töten«, antworteten die Männer und lachten. »Was wäre das für eine Verschwendung!«

Sie knallten hinter uns die Tür zu, und der Busfahrer ließ den Motor an. Er wurde von zwei schwarz gekleideten IS-Kämpfern begleitet, die uns während der Fahrt bewachten. Als der Bus sich in Bewegung setzte, waren wir Mädchen außer uns vor Entsetzen. Einige hämmerten wie wild gegen die Scheiben. Andere waren so verzweifelt, dass sie ihre Köpfe gegen die Fenster schlugen. Sie wollten lieber sterben, als unserer Zukunft ins Auge zu blicken. Aber niemand nahm Notiz von unserer Not. Keiner hörte uns um Hilfe rufen.

Die ganze Fahrt über weinten wir. An den Straßenschildern erkannte ich, dass der Bus in Richtung Mossul fuhr. »Wo bringen sie uns hin? Was haben sie mit uns vor?«, schluchzte Evin. Ich wusste keine Antwort. Zwar ahnte ich sehr wohl, was auf uns zukam, aber ich wollte es nicht laut sagen. In den Berichten im Fernsehen hatte ich gehört, dass der IS Mädchen aus dem Sindschar-Gebiet verschleppte, um sie seinen Kämpfern als Frauen zu geben. Sollte uns wirklich dieses Schicksal erwarten? Die Vorstellung war für mich so verstörend, dass ich den Gedanken nicht wirklich zu Ende denken konnte. Nein, das konnte nicht sein. Es war einfach unmöglich. So etwas gab es nur im Fernsehen, nicht im realen Leben. Evin und ich konnten unmöglich in diese Lage geraten sein.

»Sobald sie die Tür aufmachen, rennen wir raus«, sagte ich zu ihr.

»Aber es wird mitten im Gebiet des IS sein.«

»Wir finden schon einen Weg. Wir müssen es versuchen.« Ich ahnte, dass der Moment, in dem sich die Tür öffnen würde, die einzige Gelegenheit wäre, unserem Schicksal noch zu entrinnen. Deshalb schwor ich Evin darauf ein.

Nach einiger Zeit erreichten wir die Außenbezirke von Mossul. Es war bereits dunkel. Wir kurvten kreuz und quer durch die Straßen, die auf den ersten Blick nicht viel anders aussahen, als ich sie von meinen früheren Besuchen her kannte. Ich war bereits bei diversen Gelegenheiten in Mossul gewesen. Meist in Begleitung meines Vaters, wenn der hier irgendetwas zu erledigen hatte. Allerdings waren diesmal erheblich weniger Menschen unterwegs als früher. Frauen sah ich, vielleicht aufgrund der fortgeschrittenen Stunde, überhaupt keine. Dafür gab es zahlreiche Checkpoints, auf denen die schwarze Flagge flatterte. Dort hielten die Milizen Wache, damit sich niemand unerlaubt dem Stadtgebiet näherte –

oder es verließ. Mein Mut sank: Wir befanden uns tatsächlich mitten im neuen IS-Reich. Wie sollten wir aus dieser festungsartig gesicherten Stadt je wieder entkommen?

Der Bus fuhr noch ein Stück weiter in die Stadt hinein, bis er in der dunklen Straße eines Wohngebiets anhielt. Die Tür öffnete sich. Es war so weit. »Los, aussteigen!«, befahlen die Männer. Die meisten Mädchen zögerten. Ich aber packte Evins Hand und stürzte mit ihr nach draußen.

Dort wartete bereits eine Gruppe von bewaffneten Männern auf uns. Hektisch sah ich mich um, wohin wir flüchten könnten. Aber sie merkten sofort, was wir vorhatten, und versperrten uns den Weg, indem sie eine Art Spalier bildeten. »Dort entlang«, sagte einer – und schubste uns zu der nur wenige Meter entfernten Eingangstür eines mehrstöckigen Hauses. Es gab keinerlei Möglichkeit, einen anderen Weg zu nehmen.

Also betraten wir das Gebäude. Es schien ein ganz normales, jedoch sehr großes Wohnhaus zu sein. In den Zimmern standen Sofas und Sessel, Teppiche lagen auf dem Boden; sogar Bettlaken und Betten gab es. Allerdings waren alle Räume total überfüllt mit Mädchen. Alles Jesidinnen in unserem Alter. Das verriet mir sowohl ihre Kleidung als auch die Art, wie sie redeten. Aber sie kamen aus anderen Dörfern rund um das Sindschar-Gebirge. Dass auch sie alle entführt worden waren, erkannte ich an der aufgelösten Verfassung, in der sie sich befanden: Einige Mädchen schlugen sich selbst, vor lauter Verzweiflung darüber, dass sie in diese Lage geraten waren.

»Lasst uns sofort gehen«, brüllte ich die Männer an. »Wir wollen zurück nach Kocho!«

Das schienen sie amüsanter zu finden. »Aber wir wollen euch doch viel lieber für uns haben!«

»Dazu habt ihr kein Recht! Bringt uns sofort zu unseren Familien zurück!«

»Eure Familien sind tot. Wir sind jetzt für euch verantwortlich.«

Die Mädchen um mich herum brachen bei dieser Nachricht erneut in hysterisches Weinen aus. »Ich glaube euch kein Wort!«, rief ich. Und das tat ich wirklich nicht. Ich glaubte, dass uns die Männer nur einschüchtern wollten, um uns gefügig zu machen: Wenn wir die Hoffnung verlören, wäre es um einiges einfacher für sie, uns zu kontrollieren.

»Hör nicht auf sie. Das sind alles Lügen«, tröstete ich Evin.

»Und wenn nicht? Hast du nicht die Schüsse gehört, als wir in der Schule waren?«

Natürlich hatte ich sie gehört. »Im Krieg wird dauernd geschossen. Wir wissen nicht, was da wirklich passiert ist.«

Evin sah nicht überzeugt aus.

»Schließlich sind jetzt auch die Amerikaner auf unserer Seite. Vielleicht ist ihre Armee schon längst auf dem Weg, um uns zu befreien.«

Immer mehr Mädchen aus Kocho wurden in die ohnehin schon überfüllten Räume gepfercht. Nach und nach versammelten sich fast alle Schülerinnen unserer Schule in dem Haus.

Ab Mitternacht brachten sie dann die ganz jungen Mädchen: Zehn- bis Zwölfjährige, denen sie zuvor noch erlaubt hatten, bei unseren Müttern zu bleiben. Im Laufe des Abends hatte es wohl eine neue Anweisung ihres Chefs gegeben, dass auch die Kleinen bereits als »Frauen« behandelt werden durften: Immerhin war die jüngste Frau des Propheten Mohammed bei ihrer Hochzeit auch erst neun Jahre alt gewesen.

Die jungen Mädchen jedenfalls waren völlig verstört. Sie waren ja noch Kinder und begriffen überhaupt nicht, was um sie herum passierte. Von ihnen erfuhren wir, dass unsere Mütter und die jüngeren Geschwister nach Tal Afar gebracht worden waren, einer Stadt, die sich auf halbem Weg zwischen Sindschar und Mossul befindet. Sie lag im IS-Gebiet. Das war zugleich eine gute wie eine schlechte Nachricht. Einerseits bedeutete es, dass unsere Familien wohl am Leben gelassen worden waren; andererseits befanden auch sie sich – genauso wie wir – in der Gefangenschaft des IS.

Rund zwanzig Männer bewachten das Haus: Die Hälfte von ihnen stand vor den Eingängen, die andere Hälfte hielt im Innern Wache. Im Flur hockte eine Gruppe, die zusammen Fernsehen schaute. Dort liefen gerade die Abendnachrichten aus Bagdad.

»In dem Dorf Kocho hat es Augenzeugen zufolge ein Massaker gegeben«, hörte ich den Sprecher sagen. »Sämtliche männlichen Dorfbewohner sollen erschossen worden sein.«

Unter mir tat sich der Boden auf, und ich versank in einem riesigen schwarzen Loch. »Nein!«, brüllte ich und schlug mir selbst mit den Händen ins Gesicht. Dann fing ich an zu zucken, unkontrolliert und unfreiwillig. Ich bekam einen meiner Anfälle. Die Männer fuhren herum und näherten sich, weil ihnen meine Bewegungen komisch vorkamen. Aber ich konnte nichts dagegen machen.

»Hör sofort auf mit dem Unsinn!«, hörte ich sie wie aus weiter Entfernung brüllen. Aber ihre Stimmen erreichten mich nicht mehr. Niemand konnte mich mehr erreichen. Der Tumult, der um mich herum ausbrach, fand irgendwo in einer anderen Welt, weit weg von mir statt.

Ich habe keine genaue Erinnerung daran, was ich tat oder nicht tat. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Boden. Evin beugte sich über mich und drückte meine beiden Arme fest auf den Boden. Um mich herum sah ich meine Schulfreundinnen Rania, Ronahi, Mina und Hanna mit sehr erschrockenen Gesichtern. So hatten sie mich bislang nicht erlebt. »Ich brauche meine Medikamente«, flüsterte ich benommen. »Sie sind zu Hause.«

Selbst unsere Bewacher schienen etwas ratlos zu sein. »Wenn du das noch einmal machst, ziehen wir dir mit dem Gewehr eines über«, drohten sie mir.

Ich brauchte eine Weile, um wieder ganz zu mir zu kommen. Doch dann kehrte die Erinnerung mit voller Wucht zurück.

»Stimmt das, was sie im Fernsehen gesagt haben? Dass ihr unsere Väter und Brüder ermordet habt? Stimmt das wirklich?«, schrie ich die IS-Leute an.

»Nein, das ist Unsinn«, antwortete einer, der vermutlich seine Ruhe haben wollte.

»Lüg sie doch nicht an!«, widersprach ein anderer. »Natürlich stimmt es.« Es war der Mann, der uns am Anfang gesagt hatte, dass unsere Familien tot seien. »Ihr seid ganz allein auf der Welt: Ihr habt nur noch uns. Wir sind eure neuen Herren.«

Die Mädchen um mich herum begannen erneut zu weinen. »Warum habt ihr das mit ihnen gemacht?«, riefen sie. »Lasst wenigstens uns gehen!«

»Wir hatten das Recht, sie zu töten, weil sie Ungläubige waren. Denn so steht es im Koran geschrieben: ›Tötet die Ungläubigen!‹«

»Und nehmt euch ihre Frauen«, fügte ein anderer hinzu. »Deshalb gehört ihr jetzt uns. Ihr seid unsere Kriegsbeute, und wir dürfen mit euch machen, was wir wollen: Ihr besitzt keinerlei Rechte.«

»Das ist eine Lüge!«, knurrte ich voller Wut. »Das habt ihr euch ausgedacht.« Dass der Islam solche Verbrechen rechtfertigte, konnte ich mir einfach nicht vorstellen. »Ich kenne viele Muslime, die bezeugen können, dass das nicht stimmt.«

»Doch, es ist wahr«, insistierten sie. »Unser Emir, der Kalif, wird über euer Schicksal entscheiden.« Ich dachte an den Mann mit dem Bart, dessen Video ich mir zusammen mit Delan angeschaut hatte. Damals hatten wir uns noch über seine Selbstherrlichkeit lustig gemacht. Jetzt aber hatte dieser Mensch unser gesamtes Leben zerstört. Wo war mein geliebter Bruder jetzt? Lebte Delan noch? Und Vater? Und Serhad? Wohin hatten sie Mutter und die beiden Jüngeren gebracht?

Evin und ich taten bis zum Morgen kein Auge zu. Weil auf den Teppichen nicht genug Platz zum Liegen war, lehnten wir uns erschöpft mit dem Rücken aneinander und schlangen unsere Arme um unsere Knie. Wir hockten dicht an dicht gedrängt mit den anderen Mädchen. Nur um zur Toilette zu gehen, durften wir den Raum verlassen. Jedes Mal, wenn einer unserer Wächter sich näherte, schreckten wir hoch, weil wir uns nicht sicher waren, was sie als Nächstes mit uns vorhatten. Und natürlich erwarteten wir das Schlimmste.

Irgendwann am Vormittag oder Mittag brachten sie uns Suppe und Reis. Jedes Mädchen bekam eine Portion. Aber die meisten ließen ihre Teller unangetastet. Auch Evin und ich wollten von unseren Entführern keine Nahrung annehmen. Nur ein wenig Wasser tranken wir. Apathisch hockten wir in dem Raum und warteten darauf, dass irgendetwas passierte.

Dann kam eine Gruppe Männer, bärtig und wie alle anderen in Schwarz gekleidet. Schwere Waffen baumelten über ihren Schultern. Es hieß, sie seien eine Abordnung des Kalifen. Sie stolzierten durch die Räume und beäugten uns ungeniert. Wir versuchten, uns so gut es ging unter den Schleiern und Tüchern zu verstecken, die wir mitgebracht hatten, damit sie unsere Gesichter nicht sahen. »Was soll das? Ihr seid keine Muslima«, herrschten sie uns an. »Warum versteckt ihr euch?«

»Weil eure Blicke uns besudeln«, murmelte die junge Frau, die neben Evin hockte. Ich kannte sie nicht. Aber sie war ein auffallend hübsches Mädchen. Das konnte man sogar erkennen, wenn man nur in ihre Augen sah. Die Männer rissen ihr das Tuch herunter – und waren ganz geblendet von ihrer Schönheit. Sie befahlen ihr, mit ihnen zu kommen. Aber das Mädchen blieb wie angewurzelt sitzen. Da schlugen sie sie. Sie fing an zu schreien und schützte sich mit ihren Händen. Schließlich packten sie zwei der Männer unter den Armen und schleppten sie aus dem Raum, während sie wild strampelte und um Hilfe rief.

Wir anderen saßen wie hypnotisiert da und beobachteten die Szene. »Diese Schweine«, murmelte Evin und setzte sich vor mich, um mich zu schützen.

Sie suchten sich noch einige andere, sehr schöne Mädchen aus. Insbesondere die ganz jungen schienen sie zu interessieren. »Ihr habt großes Glück«, sagten sie zu ihnen. »Der Kalif hat euch als seine Bräute auserwählt.«

Dann waren wir anderen an der Reihe. Ein großer, bärtiger Mann stellte sich breitbeinig vor uns auf. Er benahm sich wie ein Staatsbeamter. »Versteht ihr alle Arabisch?«, fragte er mit breitem Bagdader Akzent. Einige Mädchen nickten schüchtern. Die meisten aber reagierten nicht und ließen ihn im Unklaren. »Eure Väter haben Gott erzürnt«, sagte er. »Sie sind Ungläubige und haben den Teufel angebetet. Dafür mussten wir sie bestrafen: Sie hatten nichts Besseres als den Tod verdient.« Die Mädchen wimmerten leise. »Nach den Gesetzen des Krieges und der Religion gehört ihr jetzt also uns. Wir haben das Recht, euch als Sklaven zu halten. Aber wir haben beschlossen, euch eine Chance zu geben: Diejenigen von euch, die sich dazu entschließen, zum Islam zu konvertieren, können zur rechtmäßigen Ehefrau eines unserer Kämpfer werden.« Der Mann räusperte sich. »Das ist eine einzigartige Gelegenheit: Schwört eurem Aberglauben ab! Bekennt euch zum einzig wahren Gott Allah! Schließt euch unserem Kampf an!«

Er sah in die Runde, um die Wirkung seiner Worte zu überprüfen. Aber wenn er mit Interesse oder gar Zustimmung gerechnet haben sollte, wurde er enttäuscht: Keine von uns rührte sich. Wir starrten nur verschreckt zu Boden. Einige Mädchen, die sich nicht beherrschen konnten, schnieften leise. »Kommt zu uns, werdet Muslime!«, rief er abermals. »Begleitet einen unserer Männer im Dschihad. Werdet zu Gefährtinnen derjenigen, die für eine edle Sache kämpfen: einen Staat, in dem die Gesetze des Islam gelten. Einen wirklich frommen und gerechten Staat.«

Der Einzige, der sich von diesem Appell hinreißen ließ, war er selbst. Er schien wirklich zu glauben, was er uns hier mit so großem Pathos verkündete.

»Wenn euer Staat so fromm und gerecht ist, dann lasst uns doch frei! Lasst uns zurück zu unseren Familien gehen, wo wir hingehören!«, forderte ich ihn auf.

Er funkelte mich böse an. »Ihr könnt eure Familien jederzeit besuchen. Aber zuerst müsst ihr euch zum Islam bekennen. Denn in unserem Staat akzeptieren wir nur Muslime als Bürger. Solange ihr das nicht tut, besitzt ihr auch keine Bürgerrechte. Dann werden wir euch wie Sklaven behandeln. Wir werden euch auf dem Markt verkaufen.«

Ich sah Evin erschrocken an. Sie senkte die Augen und schüttelte unmerklich den Kopf. »Er lügt«, sagte sie. »Alles, was er sagt, ist eine einzige Lüge.«

»Wollt ihr das? Wer dieses Schicksal in Kauf nehmen will, soll bei seinem Aberglauben bleiben. Die Entscheidung liegt allein bei euch.« Einige Mädchen tuschelten nervös. Auch ich wusste nicht, was ich von seinen Worten halten sollte. Es war, als drücke er uns ein Messer in die Hand und verlange von uns, es uns selbst in den Bauch zu rammen. Oder unseren Familien.

»Sprecht mir nach«, forderte der IS-Mann: »*Aschhadu an la ilaha illallah* – Ich bezeuge, dass es keinen Gott außer dem einzigen Gott gibt. *Wa aschhadu anna muhammadan raslullah* – Ich bezeuge, dass Mohammed der Gesandte Gottes ist.«

Keines der Mädchen sagte etwas. Wir blickten zu Boden, um seinen wütenden Blicken zu entgehen. »Ich warne euch. Das ist eure allerletzte Chance!« Er sagte das Glaubensbekenntnis abermals auf. Aber wieder schwiegen wir eisern.

»Damit habt ihr euer Schicksal besiegelt«, schloss er.

Als der Mann gegangen war, rückten wir ängstlich zusammen. »Was werden sie jetzt wohl mit uns machen?«, fragte ein Mädchen besorgt. »Vielleicht hätten wir einfach so tun sollen, als ob wir uns zum Islam bekennen. Nur so zum Schein, meine ich.«

Ich sah sie entsetzt an. »Damit sie uns mit einem muslimischen Mörder verheiraten? Dem Mörder unserer Väter und Brüder?«

»Lieber werde ich sterben!«, pflichtete mir Evin bei.

»Es ist wahr: Wir wären für immer entehrt«, sagte das Mädchen nachdenklich. »Aber vielleicht werden wir das ohnehin sein.«

»Sei still!«, fuhr ich sie an. »So etwas darfst du nicht einmal denken. Bevor sie uns anrühren, werden wir uns das Leben nehmen.«

Wir schwiegen. Jede von uns versank in ihre eigenen, düsteren Gedanken. Eines aber war uns allen klar: Sollte ein IS-Kämpfer uns zu seiner Frau machen wollen, wäre unser Leben zu Ende. Wir würden

Schande über unsere Familien bringen und aus der Gemeinschaft verstoßen werden. Kein jesidischer Mann würde uns danach noch heiraten wollen. Dazu durfte es nicht kommen. Das waren wir uns selbst und der Ehre unserer Familien schuldig.

Kurze Zeit später hielten zwei Busse vor dem Eingang des Hauses, in dem sie uns gefangen hielten. Die Männer scheuchten uns in die untere Etage und dann vor das Haus, vor dem sie erneut ein Spalier bildeten, sodass keine von uns in eine andere Richtung laufen konnte.

»Hopp, hopp! Es geht wieder auf Reisen«, trieben sie uns an.

»Wohin bringt ihr uns?«

»Das werdet ihr schon sehen.«

Beim Anblick der Busse musste ich an die Verladung der Männer denken, bei der ich zugeschaut hatte. Ich blieb wie angewurzelt stehen und machte keinerlei Anstalten, mich von der Stelle zu rühren. »Solange ihr es mir nicht sagt, gehe ich nirgendwohin«, verkündete ich.

»Oh doch, das wirst du«, sagte einer der Bewaffneten und schlug mich mit seinem Gewehr. Ich schrie auf vor Schmerz.

»Wir werden euch zurück zu euren Eltern bringen«, behauptete einer seiner Kollegen.

»Ist das wahr?«, fragte Evin.

»Ja, zu euren Müttern nach Tal Afar.« Er lachte.

»Er erzählt Unsinn. Wir bringen euch nach Syrien«, behauptete ein anderer. »Wir werden euch auf dem Markt verkaufen.« Auch der zweite Mann lachte, sodass ich nicht ausmachen konnte, wer die Wahrheit sprach. Vermutlich keiner von beiden. Die anderen Mädchen gerieten in Panik. Einige versuchten, zurück ins Haus zu laufen. Sie wollten alles – nur nicht noch weiter weg von zu Hause.

»Schluss jetzt mit der Diskussion!«, brüllte einer der Männer.

»Einsteigen!«

Sie hievt uns gewaltsam in die Fahrzeuge. Ich hielt Evins Hand fest, sodass wir wenigstens in denselben Bus kamen. Das gab mir etwas Trost. Was auch immer sie mit uns vorhatten: Zumindest würde meine Freundin bei mir sein. Das war in diesem Moment das Wichtigste für mich.

Wir starteten in einer Kolonne gen Westen, der untergehenden Sonne und unserer Heimat entgegen: Ein Auto fuhr uns voraus, ein anderes hinterher. Drei IS-Leute, junge Männer von vielleicht zwanzig Jahren, waren zu unserer Bewachung abgestellt worden; sie reisten mit uns im

hinteren Busteil und behielten uns im Auge. Evins Hand ließ ich keine Sekunde los.

Zuerst erreichten wir Tal Afar, den Ort, an den sie unsere Mütter verschleppt haben sollten. Uns alle ergriff eine hoffnungsvolle Unruhe. Vielleicht hatte der Mann doch nicht gelogen? Vielleicht würden wir unsere Familien wiedersehen? Auch Evin war ganz nervös, denn ihre Mutter und ihre Schwestern sollten sich angeblich dort befinden. Doch der Bus hielt nicht an, er setzte seine Fahrt in Richtung Sindschar fort.

Schon bald befanden wir uns am Fuße des Bergzuges, auf den so viele unserer Verwandten geflüchtet waren. Waren mittlerweile auch unsere Angehörigen dorthin vertrieben worden? Wollten die Männer vielleicht auch uns dort oben aussetzen? Wir wünschten uns nichts sehnlicher! Selbst die Wildnis dieser Berge erschien uns besser, als in der Gewalt dieser Barbaren zu bleiben.

Als wir merkten, dass der Bus auch dort nicht anhielt, brach erneut Unruhe unter uns Mädchen aus. »Halt!«, riefen einige von ihnen. »Lasst uns raus!« Aber ich wusste, dass sie uns nicht freiwillig würden gehen lassen. Also versuchte ich, mit der Hand das Fenster zu zertrümmern. Mit aller Kraft schlug ich dagegen. Ich verursachte einen lauten Rums, den auch unsere Bewacher hörten. Aber das Fenster blieb heil. Nur meine Hand tat mir sehr weh.

Unsere Bewacher wurden natürlich wütend, als sie mitbekamen, was ich vorhatte. Einer kam auf mich zu und schlug mich heftig ins Gesicht. Dann setzte er sich zwischen mich und Evin, damit wir keine weiteren Fluchtversuche unternahmen. Dabei achtete er peinlichst darauf, uns nicht zu berühren. Aber auch andere Mädchen bemühten sich jetzt, die Scheiben zu zertrümmern. »Lasst uns aussteigen!«, schrien sie. »Lasst uns hier, in der Heimat, sterben!«

Die IS-Leute waren total genervt. Der junge Mann, der sich zwischen mich und Evin gesetzt hatte, stand auf und ging durch den Mittelgang nach vorn. Dort richtete er sein Gewehr auf uns. »Wenn ihr nicht sofort aufhört und still seid, erschieße ich euch alle«, drohte er.

Da verstummten wir.

Der Bus fuhr weiter nach Westen in Richtung der Landesgrenze, die mein Vater noch bis vor kurzem bewacht hatte: die Grenze zwischen Irak und Syrien. Aber die existierte nicht mehr, sämtliche Grenzposten waren von Bulldozern plattgewalzt worden. Unser Bus fuhr ohne jegliche

Kontrollen irgendeiner Art weiter. Der »Islamische Staat«, wie unsere Entführer das von ihnen geschaffene Gebilde nannten, erstreckte sich mittlerweile über weite Teile des Nordiraks und Nordsyriens: Ganz wie der »Kalif« es in seiner Ansprache in Mossul prognostiziert hatte, besaß das Gebiet jetzt tatsächlich die Ausmaße eines Staates, der größer war als manch anderer in der Region. Wie, fragte ich mich, hatte das alles nur in so kurzer Zeit passieren können? Noch vor zwei Monaten hatten die meisten Bewohner unseres Dorfes nicht einmal gewusst, dass es eine Terrorgruppe namens IS gab.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Und obwohl wir schrecklich müde waren, konnten wir keine Ruhe finden: Ich sah ständig aus dem Fenster und suchte nach Schildern mit Ortsangaben. Wir wollten unbedingt wissen, wo wir gerade waren. Irgendwann erkannte ich, dass wir uns der Stadt Rakka näherten. Die Metropole in Nordsyrien galt als Hauptstadt des IS-Staates. War sie das Ziel unserer Reise?

Nach fast zehnstündiger Fahrt hielten wir vor einem langgestreckten, flachen Gebäude. Es lag hinter einem Erdwall, auf dem Stacheldraht ausgelegt war. Das Gebäude wurde von einer Gruppe von IS-Kämpfern bewacht. Sie saßen mit Pistolen und Maschinengewehren vor dem Eingang, einem Schiebetor aus Metall, das mit mehreren Ketten gesichert war. »Nachschub! Frische junge Jesidinnen!«, scherzte einer von ihnen. Zusammen mit unseren Bewachern führten sie uns einzeln aus dem Bus ins Innere des Gebäudes. Als alle drinnen waren, ramnten sie die Tür hinter uns zu und sicherten sie erneut mit Ketten.

Wir befanden uns in einer großen, hell erleuchteten Halle. Dort waren bereits rund achtzig Mädchen, anscheinend alles Jesidinnen. Einige hatten auf dem Boden gelegen und geschlafen. Jetzt, wo wir mit den Männern kamen, hielten sie sich ihre Schleier vor die Gesichter. Trotzdem konnten wir ihre übernächtigen und verheulten Augen sehen. Ihre Kleider rochen so, als hätten sie sie seit längerem nicht gewechselt.

Ich erkannte eine junge Frau, die ich schon mal während einer Pilgerfahrt in Lalisch gesehen hatte: Mit ihrem mondförmigen Gesicht und den ovalen Augen war sie eine richtige Schönheit. Ihre Familie hatte damals in der Nähe von meiner kampiert. Aber das schien in einer anderen Zeit gewesen zu sein. Auch sie erkannte mich wieder. »Ihr stammt aus Kocho, nicht wahr?«, sagte sie und beäugte die Mädchen, die mit mir gekommen waren.

»Ja. Und ihr?«

Sie nannte den Namen eines Dorfes, das am Fuße des Sindschar-Gebirges lag. »Sie haben uns gefasst, als wir in die Berge flüchten wollten«, sagte sie. »Wir dachten, Kocho sei verschont geblieben.«

»Nein. Zuerst schien es so: Wir hatten eine Sicherheitsgarantie. Aber vor zwei Tagen haben die Araber uns überfallen.«

»Wir wurden schon vor einer Woche verschleppt.«

»Was passiert hier?«

»Das ist ein Gefängnis«, sagte das Mädchen und stockte. Ich spürte genau, dass sie noch nicht alles gesagt hatte. »Aber es ist kein permanentes Gefängnis. Sie holen immer wieder Mädchen von hier weg.«

»Wer holt sie weg? Und wohin?«

»Die IS-Leute. Sie kommen jeden Tag.«

»Sie verkaufen uns«, sprach ein anderes Mädchen aus, was das erste nicht sagen konnte.

Mir wurde schwindelig. Die Mädchen, die mit mir gekommen waren, begannen erneut zu weinen, als sie das hörten. Einige versuchten in ihrer Verzweiflung, gegen die Tür zu rennen. Der IS-Mann in Mossul hatte also keine leere Drohung ausgesprochen, als er ankündigte, er werde uns verkaufen: Der Sklavenmarkt, von dem er gesprochen hatte, befand sich genau hier in dieser Halle.

Evin befürchtete bereits, dass ich einen neuen Anfall bekommen könnte. Sie half mir, mich auf den Boden zu setzen, und fächerte mir Luft zu. »Wie können sie uns das nur antun? Wer gibt ihnen das Recht dazu?«

»Das sind keine Menschen, das sind Monster«, sagte sie. »Aber irgendwann werden sie ihre Strafe erhalten.«

Evin nahm mich in den Arm, strich mir mit ihrer Hand durchs Haar und flüsterte mir tröstende Worte zu. Sie beruhigte mich, wie eine Mutter es mit einem verstörten Kind tut. In diesem Moment begriff ich, dass sie die einzige Person war, die ich noch hatte: Nichts außer Evin war von meiner alten Welt übrig geblieben. Ich hatte das Gefühl, dass ich sterben müsste, wenn sie mir auch noch genommen würde. »Versprichst du mir, dass du bei mir bleibst?«, bat ich sie.

Evin gab mir ihr Wort. »Ich werde auf dich aufpassen«, sagte sie.

Unser neues Gefängnis bestand im Wesentlichen aus der Halle, in der wir uns die meiste Zeit über aufhielten. Daneben gab es noch ein Hinterzimmer

mit leeren Regalen, ein salonartiges Büro mit Teppichen und Sofas, ein ziemlich heruntergekommenes Bad mit Waschbecken und Toilette sowie einen kleinen Innenhof, der komplett von hohen Mauern und Stacheldraht umgeben war. Das einzige Fenster befand sich im Salon; es war mit einem Eisengitter gesichert. Dahinter sah man den Euphrat vorbeiströmen. Wir vermuteten daher, dass das Gebäude zuvor als Lagerhaus gedient hatte: Vielleicht waren hier industrielle Gegenstände gelagert, verkauft und verschifft worden. Vielleicht hatte der IS den Besitzer vertrieben. Oder er hatte den Ort bereits vorher verlassen, um vor dem Bürgerkrieg zu fliehen. Wir wussten es nicht. Wir wussten nur, dass jetzt wir die Ware waren, die die Männer verkauften. Das Gebäude am Rand von Rakka war, das wurde uns schnell klar, der zentrale Lager- und Umschlagplatz für geraubte jesidische Frauen.

Am Morgen nach unserer Ankunft brachten uns unsere Bewacher Käsebröte und Wasser – und wir waren zu ausgehungert, zu dehydriert und zu schwach, um sie abermals zu verschmähen. Gierig löschten wir unseren Durst und verzehrten die Bröte. Denn so ist der menschliche Körper: Am Ende will er überleben und vergisst dabei seinen Stolz.

Dann kam zum ersten Mal Kundschaft. Schon von weitem vernahmen wir die Motoren von Wagen, die sich dem Haus näherten und vor dem Erdwall draußen parkten. Die Mädchen, die bereits länger in Gefangenschaft waren, wickelten sich sofort ihre Tücher um den Kopf. Evin und ich folgten ihrem Beispiel. Draußen vor dem Eingang hörten wir, wie unsere Bewacher die anderen Männer begrüßten. Sie lösten die Schlösser und Ketten am Tor und gewährten ihnen Einlass: Es war eine ganze Gruppe dunkel gekleideter IS-Leute. Viele von ihnen hatten lange Haare und Bärte; einige trugen Turbane. Alle hatten schwere Waffen bei sich und waren ganz offensichtlich guter Laune. »Wir haben also eine Reihe von Neuzugängen?«, erkundigte sich einer von ihnen.

»Siebenundvierzig blutjunge Jesidinnen sind erst gestern Nacht frisch eingetroffen«, bestätigte der Ranghöchste unter unseren Bewachern, der mit einem palästinensischen Akzent sprach.

Der Kunde schaute interessiert in die Runde. »Und welche sind das?«

»Alle Neuen stellen sich bitte mal in einer Gruppe zusammen!«, befahl unser Bewacher.

Wir ignorierten seine Anweisung. Einige Mädchen drehten sich zur Wand. Andere versuchten, in die hinteren Räume zu flüchten. Es war ein

hilfloser Akt des Widerstandes, denn die Männer mit den Gewehren ließen uns keinen Zentimeter weit kommen.

»Schluss jetzt mit den Faxen«, rief uns der Palästinenser zur Ordnung. »Ihr stellt euch jetzt brav in eine Reihe auf. Wird's bald?«

Seine Helfer zerrten uns in die Mitte des Raumes und rissen uns unsere Tücher vom Kopf. Wir wehrten uns und schrien. Aber sie schlugen uns so brutal, dass wir verstummt. Eingeschüchtert blieben wir dort stehen, wo die Männer uns hinstellten. »Und schön die kleinen Köpfchen nach oben recken«, befahl der Palästinenser und fuhr einer meiner Freundinnen mit seinem Zeigefinger unter das Kinn, damit sie es weiter anhub. »Und jetzt zeig mir noch deine Hände«, verlangte er. Zitternd streckte sie ihm die Hände entgegen und drehte ihre Handinnenflächen nach oben, sodass es ein wenig an unsere Gebetshaltung erinnerte. Der Anblick machte mich besonders traurig.

»Ja, gut so«, lobte er. »Und so stellt ihr euch jetzt alle hin! Schließlich wollen wir euch *richtig* sehen.«

Keine von uns leistete mehr Widerstand. Die Männer gingen durch die Reihen und beäugten die Mädchen eingehend, einer nach dem anderen. Sie sprachen in unterschiedlichen Dialekten miteinander: Ich hörte das mir vertraute irakische und syrische Arabisch, aber auch den ägyptischen und tunesischen Slang, den ich bislang nur aus dem Fernsehen kannte. Einen Mann mit einem besonders dünnen, langen Bart glaubte ich aufgrund seiner Sprache als Saudi zu erkennen. Sie waren eine internationale Truppe. Aber ich verstand sie doch alle. »Sie sind rassig, diese Jesiden-Mädchen«, hörte ich einen in meiner Nähe sagen.

»Sind denn wirklich alle Mädchen noch Jungfrauen?«, wollte ein anderer wissen.

»Sie sind unverheiratet. Keiner hat sie angerührt«, beteuerte unser palästinensischer Bewacher. »Wie gesagt: frische Ware.«

Die Interessenten nickten zufrieden. »Man wird es ausprobieren müssen, um sicher zu sein«, sagte einer. Derselbe Mann, ein etwas dicklicher Typ mit Pausbacken und spärlichem Bartwuchs, blieb plötzlich vor mir stehen und starrte mich an. Ich schämte mich und versuchte, mein Gesicht unter meinen langen Haaren zu verbergen. Aber er strich sie mit seinen wurstigen Fingern zurück und gaffte mich weiter an. Sein Blick war unverschämt und wollüstig.

»He, du da«, sagte er. »Du gefällt mir besonders. Wie alt bist du?«

Ich gab keine Antwort.

»Na, sag schon. Du verstehst mich doch, oder?«

Ich blieb völlig versteinert und stumm stehen.

»Versteht sie Arabisch?«, wandte er sich an die Männer, die uns bewachten. Aber die waren überfragt.

»Unter sich reden sie Kurdisch. Aber einige können auch Arabisch«, antworteten sie vage. Der Mann nickte. Ich sah, wie er seine Hand abermals nach mir ausstreckte. Seine Finger berührten meine Lippen. Mein Herz pochte bis zum Hals, als er versuchte, meine Kiefer auseinanderzuschieben. Anscheinend wollte er so die Qualität meiner Zähne prüfen. Ich fühlte mich an den Viehmarkt in Kocho erinnert: So prüften die Männer dort Esel und Rinder, bevor sie sie kauften. »He, du nimmst es aber genau«, witzelten seine Kumpel.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, biss ich ihn, so fest wie ich konnte. Der Mann schrie und zog seine Hand weg. Der Wurstfinger blutete. »Du Mistvieh!«, schrie er. »Du hast mich gebissen!« Seine Kumpels lachten über ihn. Doch er wurde richtig wütend.

»Das machst du nicht noch einmal, Mädchen!«, brüllte er – und rammte mir mit voller Wucht seinen Gewehrkolben in den Bauch. Ich krümmte mich vor Schmerz. Er drosch weiter auf mich ein. Dann wurde mir schwarz vor Augen. Ich merkte noch, wie der mir wohlvertraute Schwindel kam.

»Vorsicht, sie kippt um«, hörte ich einen der Männer sagen. Aber es war bereits zu spät: Ich begann zu zucken, und mein Gesicht verzog sich zu Grimassen. Ich hatte die Kontrolle über mich selbst verloren. Es war eine meiner Epilepsie-Attacken: Mein Körper vollzog für alle sichtbar irgendwelche Verrenkungen, die ich selbst gar nicht mehr wahrnahm. Die Welt da draußen hatte für mich aufgehört zu existieren. Mein Bewusstsein hatte sich nach innen gekehrt. »Sie ist krank«, drang Evins Stimme aus der Ferne zu mir. »Seht ihr nicht, dass sie krank ist?«

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einem der Sofas im Salon. Ein Mädchen fächerte mir Luft zu. Und Evin diskutierte noch immer mit dem Mann, der mich umgehauen hatte. »Farida ist krank«, wiederholte sie. »Sie braucht medizinische Betreuung. Das muss euch klar sein, wenn ihr sie mitnehmt.«

Doch der Mann hatte vorerst genug gesehen – und das Interesse an mir verloren. Die Gruppe nahm insgesamt fünfzehn Mädchen aus Kocho mit. Evin und ich waren nicht darunter. Aber wir hörten noch die Schreie

unserer Freundinnen, als sie ihnen die Hände fesselten und sie hinausführten, um sie in ihren Fahrzeugen zu verstauen.

Auf dem Sklavinnen-Markt von Rakka gab es keine Ladenschlusszeiten. Die Verkaufsausstellung war durchgehend geöffnet. Zu jeder Tages- und Nachtzeit kamen Männer in die Halle, um das Angebot zu inspizieren.

Manche suchten eine Sklavin für sich selbst. Wenn sie aus dem Ausland kamen, um in Syrien zu kämpfen, waren ihre Ehefrauen oft zu weit weg, um sich um sie zu kümmern. Dann wollten sie sich Ersatz für die Zeit besorgen. Die Syrer hingegen hatten oft schon eine Ehefrau vor Ort, wollten aber eine oder zwei Nebenfrauen, die ihrer Gattin auch im Haushalt zur Hand gingen. Dann war es besonders wichtig, dass die betreffenden Mädchen Arabisch sprachen. Denn sie mussten ja die Anweisungen verstehen und sich verständigen können.

Wieder andere wurden von ihren Chefs geschickt, die sich zwar vergnügen wollten, selbst aber keine Zeit zum Einkaufen hatten. Oder sie suchten nach einem »Geschenk« für jemanden, dem sie einen Gefallen schuldeten. Auch als Tauschware standen Sklavinnen hoch im Kurs. In diesem Fall achteten die Käufer darauf, besonders junge und zarte Mädchen auszuwählen, die dem anderen Mann gefallen würden und keinen Ärger machten. Schließlich wollten sie keine »Reklamationen« riskieren.

Die Männer äußerten ihre Wünsche und Vorlieben freimütig. Wenn sie miteinander sprachen, versicherten sie sich gegenseitig oft, dass sie das Recht hätten, uns zu versklaven, weil wir als Nicht-Muslime keine vollwertigen Menschen seien. Sie als fromme Muslime waren die Übermenschen, wir die Untermenschen. Und in einer Gruppe, in der alle das so sahen, glaubten sie nach einer Weile vielleicht sogar selbst, dass es stimmte. Wir bemühten uns jedoch nach Kräften, an ihrem Weltbild zu rütteln. »Was ihr tut, ist unrecht«, sagten wir ihnen. »Eure Religion erlaubt es nicht, dass ihr Frauen raubt und verkauft.«

»Nur die muslimische Frau steht unter unserem Schutz«, antworteten sie dann. »Ungläubige wie ihr haben keinerlei Rechte.«

»Aber wir sind verheiratet!«, behaupteten wir. »Und es ist auch in eurer Religion eine Sünde, sich an der Frau eines andern Mannes zu vergehen.«

»Sie lügen«, behaupteten unsere Bewacher, die solche Äußerungen gar nicht mochten, weil sie die Preise verdarben. »Alle Mädchen hier sind unverheiratet.«

»Und wenn schon!«, sagte ein IS-Mann. »Wenn ihre Männer tot sind, haben wir trotzdem das Recht, sie uns zu nehmen.«

Die anderen stimmten zu. Einer wollte sogar von einer Fatwa wissen, die dieses Vorgehen angeblich erlaubte. In Wirklichkeit aber musste ihnen allen klar gewesen sein, dass sie ein Verbrechen begingen, weil weder der Islam noch irgendeine andere Religion der Welt den Handel mit entführten Frauen guthieß.

Nur einmal erlebten wir, dass einer der Männer die Maske fallen ließ. Er war Syrer und kam mit seinem Freund oder Kollegen von einer lokalen IS-Einheit in Rakka. Wie üblich mussten wir uns vor ihnen aufstellen und eine aufrechte Pose einnehmen, damit sie uns von allen Seiten betrachten und begutachten konnten. Der Kollege suchte sich ein Mädchen aus. Als er sich mit unseren Bewachern in den Salon zurückzog, um über seinen Preis zu verhandeln, blieben wir mit dem anderen Mann in der Halle zurück. Wir standen immer noch stocksteif da und warteten darauf, dass auch er sich entscheiden würde. Aber er starrte uns nur traurig an und machte keinerlei Anstalten, uns nahe zu kommen.

»Ihr armen Geschöpfe«, hörten wir ihn plötzlich sagen, als er sicher war, dass niemand außer uns ihn verstehen konnte. »Wenn es nach mir ginge, würde ich euch alle freilassen. Es tut mir so leid, was ihr erdulden müsst.«

Wir glaubten im ersten Moment, wir hätten ihn falsch verstanden. Evin, die neben mir stand, war die Erste, die die Bedeutung seiner Worte begriff. Sie warf sich vor ihm auf die Knie. »Bitte, guter Mann, nimm uns mit«, bettelte sie. »Mich und meine Schwester. Sie ist krank. Sie braucht Hilfe.«

Ich kniete mich ebenfalls vor ihm hin. »Bitte rette uns!«, flehte ich ihn an. »Wir werden dir in deinem Haushalt dienen.«

Aber der Mann schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht«, sagte er beschämt. »Ich kann euch nicht mit zu mir nehmen. Meine Familie würde das niemals akzeptieren. Sie würden mich verachten, wenn ich zwei Jesidinnen mit nach Hause bringe.«

»Dann nimm wenigstens Farida mit! Nimm sie als Dienerin bei dir auf«, bat Evin. »Sie kann sehr gut kochen und wird deiner Frau eine große Hilfe sein.« Aber er schüttelte nur traurig den Kopf.

Als sein Kollege zurückkam, sagte der Mann gar nichts mehr: Es wäre zu gefährlich gewesen, vor dem anderen seine Meinung zu äußern. Das verstanden wir natürlich. Trotzdem waren wir unglaublich enttäuscht, als er

die Halle verließ, ohne irgendeine von uns mit sich zu nehmen. Da verschwand unser potenzieller Retter. Er blieb der Einzige aus der Truppe, bei dem ich so etwas wie ein Gewissen bemerkt habe. Doch er ging für uns Jesiden-Mädchen kein Risiko ein.

Unsere Gruppe schrumpfte zusammen. Jeden Tag kamen neue Männer, die Mädchen kauften und sie wegbrachten. Ich weiß nicht mehr, wie oft wir uns vor ihnen aufstellen und begaffen lassen mussten. Die Zeit verschwamm für uns. Wir trugen noch immer dieselbe Kleidung wie am Tag des Überfalls auf unser Dorf, weil wir nichts zum Wechseln hatten: Ich blieb die ganze Zeit über in der schwarzen Bluse und dem braunen Rock; Evin war ganz in Schwarz gekleidet. Auch wuschen wir uns kaum, obwohl es, wie gesagt, ein Waschbecken gab. Wozu auch? Wir wollten ja gar nicht gut riechen oder schön aussehen, sondern möglichst unattraktiv für sie sein.

Unter den Käufern waren uns die Ägypter und die Palästinenser am meisten verhasst. Sie machten fortwährend obszöne Bemerkungen. Die Syrer hatten etwas bessere Manieren, was daran liegen mochte, dass viele von ihnen keine hartgesottenen IS-Kämpfer, sondern Mitläufer waren. Sie hatten sich der Gruppe aus Opportunismus angeschlossen, als diese Nordsyrien eroberte. Aber auch sie zögerten nicht, ihre neue Macht uns gegenüber zu missbrauchen: Die Möglichkeit, uns als »Sklavinnen« zu erwerben, war für sie eine aufregende Option.

Wenn wir merkten, dass ein Mann sich für uns interessierte, versuchten wir ihn abzuschrecken: Ich fing sofort an zu schreien und um mich zu schlagen, sobald mich jemand berührte. Sie sollten gleich wissen, dass ich ihre Wünsche nicht willig erfüllen würde. Evin, die stets neben mir stand, aufgrund ihres Alters aber weniger oft gefragt war, warnte sie, dass ich krank sei. Das war nicht nur vorgeschoben: Da ich meine Medikamente nicht einnehmen konnte, bekam ich in dieser Zeit einige schlimme Anfälle. Jedes Mal bezog ich dafür schwere Prügel. Aber mit der Zeit begriffen auch meine Bewacher, dass ich nichts dagegen tun konnte und dass ich dringend medizinische Betreuung brauchte. »Sag den Männern, dass Farida deine Schwester ist«, riet einer von ihnen Evin. »Vielleicht nehmen sie euch dann beide zusammen.«

Im Grunde wollten wir natürlich weder zusammen noch getrennt in den »Besitz« eines oder mehrerer dieser Kriminellen übergehen. Doch je weniger Mädchen wir waren, desto bedrohlicher wurde die Lage für uns.

Auf den Präsentationen gab es immer weniger Auswahl. Lange, wussten wir, würden wir unseren Verkauf nicht mehr verhindern können. »Wir müssen hier weg«, sagte ich deshalb zu Evin. »Wir müssen irgendeinen Weg finden, hier auszubrechen.«

Zusammen mit den anderen verbliebenen Mädchen überlegten wir, ob es uns gelingen könnte, die Wächter vor dem Tor zu überwältigen. Die ahnten bereits, dass wir irgendetwas ausheckten, und versuchten, uns Angst einzuflößen. »Sollte irgendeine von euch versuchen zu fliehen, werden wir sie sofort erschießen«, warnten sie uns.

»Wir müssen es trotzdem versuchen«, fand ich. »Wenn sie das nächste Mal das Tor für Kundschaft öffnen, stürzen wir uns auf sie und nehmen ihnen die Waffen ab.«

Evin und die anderen sahen mich entsetzt an. »Wie soll denn das gehen? Durch das Tor passen höchstens zwei von uns«, wandten sie ein. »Das sind zu wenige, um es mit denen da draußen aufzunehmen.«

Sie hatten recht, sagte mir mein Mathe-Hirn: Sobald die ersten Mädchen draußen waren, würden sie von den Männern geschnappt, noch bevor irgendjemand sonst die Halle verließ – und das Tor würde sich wieder schließen. Es konnte nicht funktionieren. Fieberhaft grübelte ich, wie man es sonst anstellen könnte. Gab es nicht irgendeinen anderen Ausweg? Wir suchten das gesamte Gebäude nach einem alternativen Fluchtweg ab. Aber das einzige Fenster war mit starken Gittern gesichert, und die Mauern im Innenhof waren zu hoch, um sie zu erklimmen. Nichts. Dann jedoch half uns der Zufall. Plötzlich kam Evin aus dem Nebenraum in die Halle gestürmt. Sie wirkte ungewöhnlich fröhlich und hielt die Hände hinter ihrem Rücken verschränkt. »Ich habe etwas gefunden!«, verkündete sie.

»Was denn?«, fragten wir sie neugierig.

»Das da!« Triumphierend präsentierte sie uns eine Zange.

»Wahnsinn! Wo hast du die denn her?«

»Sie lag in einem Pappkarton hinter einem der Regale.« Irgendjemand musste sie wohl dort vergessen haben.

Jetzt sah unsere Lage plötzlich ganz anders aus: Mit einer Zange könnten wir versuchen, die Schlösser der Tür zu knacken, wenn unsere Bewacher nachts schliefen. Aber was, wenn sie davon aufwachten? Dann würden sie kurzen Prozess mit uns machen. Es war ein gefährliches Unterfangen. Ich überlegte noch einmal. Da kam mir ein besserer Gedanke: Wir würden damit die Gitter des Fensters zerstören, das auf der anderen

Seite des Gebäudes lag. Und dann könnten wir alle zusammen nachts über den Euphrat entfliehen.

Es war ein genialer Plan. Allein der Gedanke, dass es klappen könnte, hob unsere Stimmung. Sobald wir uns unbeobachtet fühlten, machten Evin und ich uns ans Werk und begannen, mit der Zange die Gitterstäbe zu bearbeiten. Zuerst versuchten wir, sie zu durchtrennen. Aber sie waren zu dick. Also verlegten wir uns darauf, sie zur Seite zu biegen, um einen Durchschlupf zu schaffen. Allerdings war auch das schwieriger, als wir gedacht hatten. Das Metall erwies sich als unglaublich starr und robust. Evin warf mir einen entmutigten Blick zu. Sollten unsere körperlichen Kräfte am Ende nicht ausreichen, das Material zu besiegen?

»Los, mach weiter«, ermutigte ich sie. »Wir dürfen nicht aufgeben. Wir müssen es einfach schaffen.«

Wir wechselten uns ab. Unterdessen behielten die anderen Mädchen die Eingangstür der Halle im Blick, damit sie uns rechtzeitig warnen konnten, falls unsere Bewacher sich näherten. Wir hatten die Gitter schon ein gehöriges Stück verbogen, da schlugen sie plötzlich Alarm. Ein Mädchen kam zu uns gelaufen. »Hört sofort auf«, warnte sie uns. »Sie kommen!«

Eilig versteckten wir die Zange unter meinem Rock und gingen zu den anderen. Da rasselten bereits die Ketten, und die Metall-Schiebetür öffnete sich. Unsere Bewacher führten zwei Männer in die Halle. Ihren Anblick werde ich nie wieder vergessen.

Der eine war ein IS-Kämpfer aus Libyen: Er war dünn, groß und hatte einen gemeinen Gesichtsausdruck. Er trug sowohl einen langen Bart als auch langes, ungepflegtes Haupthaar, ganz wie es beim IS Mode war. Er hieß Abu Afram, entnahm ich den Kommentaren. Ich fand ihn von Anfang an ekelhaft. Der zweite, ein ziemlich heller und dicker Typ, hieß Eleas und kam aus meiner Heimat: Er war Iraker aus Mossul und sah nicht aus wie ein klassischer IS-Kämpfer, denn er war rasiert und trug eine Kurzhaarfrisur. Trotzdem benahmen sie sich wie Freunde oder Kollegen, wobei der Libyer immer den Ton angab.

Die beiden stakten durch die Reihen, die sich, wie gesagt, mittlerweile ziemlich gelichtet hatten. Wir waren nur noch ungefähr vierzig Mädchen. Die Männer blieben vor mehreren von uns stehen. Abu Afram betatschte ihre Gesichter und Beine – um »die Qualität zu prüfen«, wie er sagte. Besonders Amna und Lena schienen ihm zu gefallen. Ich wurde ganz nervös: Wir wollten unsere Freundinnen doch mitnehmen, wenn wir heute

Nacht die Flucht wagten. Dieser Mann durfte sie uns nicht vorher wegnehmen.

»Da ist ja eine hübscher als die andere«, sagte er zu dem Iraker. »Wie soll man sich denn da bloß entscheiden, Eleas?«

»Nehmt doch einfach mehrere, wenn euch die Auswahl so schwerfällt«, meinten unsere Bewacher.

Ich beobachtete die Gier auf den Gesichtern der Männer; sie mochten den Vorschlag. »Keine schlechte Idee. Mehrere Mädchen würden bestimmt mehr Spaß machen.«

Der Iraker nickte zustimmend. »Allerdings sollten wir uns dann noch einmal über den Preis unterhalten.«

»Natürlich gewähren wir in diesem Fall einen Rabatt«, versicherten unsere Bewacher.

Sie zogen sich in den Salon zurück, um die Sache zu besprechen, ohne dass wir zuhören konnten. Ich wechselte einen angstvollen Blick mit Evin: Wenn sie nicht völlig blind waren, würden sie spätestens jetzt die von uns verursachten Dellen im Fenstergitter bemerken. Mein Herz begann zu rasen. Gab es irgendeine Möglichkeit, das zu verhindern? Nein, es gab keine.

Wir mussten nicht lange warten, bis der Chef unserer Bewacher, der Palästinenser, zurück in die Halle gerannt kam. »Wer war das?«, stellte er uns wutentbrannt zur Rede. Wir sahen ihn mit dummen Gesichtern an und taten so, als hätten wir keine Ahnung, wovon er redete. »Wer von euch hat versucht, die Gitter zu zerstören?«

Keine meldete sich.

»Wenn diejenige sich nicht meldet, werde ich euch alle bestrafen«, sagte der Palästinenser, der das Wort führte. »Also los!«

Wir standen mit aschfahlen Gesichtern da, blieben aber stumm. Er fixierte uns. »Ich werde diejenige schon ausfindig machen«, sagte er drohend. »Und dann gnade ihr ...«

Sein Blick glitt über unsere Gesichter. Ich hatte fürchterliche Angst, dass ich mich irgendwie verraten könnte. Also schaute ich zu Boden. Aber das war genau die falsche Reaktion: Nachdem ich sonst immer ein heilloses Theater veranstaltet hatte, wenn mir irgendjemand zu nahe trat, kam ihm das komisch vor. Er betrachtete mich genauer. Da entdeckte er die Delle unter meinem Rock. Schamlos befühlte er meine Hüfte – und zog dann triumphierend die Zunge unter dem Bund hervor.

»Da sieh mal einer an, unsere kleine Irre«, sagte er: »Du wolltest wohl mal wieder Dummheiten machen. Als ob wir mit dir nicht bereits genug Ärger hätten!« Er verpasste mir eine schallende Ohrfeige. Mein Kopf dröhnte. Mit Mühe hielt ich mich auf den Beinen.

Da sah ich, wie der bärtige Libyer auf mich zukam. »Sie hat versucht auszubrechen? Wie süß!«, fand er. »Sie scheint ja ein ganz besonders energiegeladenes Weibsstück zu sein.«

»Sie ist eine Teufelsbraut«, sagte der Palästinenser entnervt.

Der Libyer betrachtete mich mit wachsendem Interesse. »Was willst du für sie?«

»Ich mache dir einen Sonderpreis, wenn du sie mir aus den Augen schaffst.«

»He, Kleine«, wandte er sich an mich. »Sprichst du Arabisch?«

»Nein, sie versteht kein Wort«, antwortete Evin an meiner Stelle. »Sie ist meine Schwester – und krank.«

Er ließ sich nicht abschrecken. »Wir können nur zusammen gehen, da ich mich um sie kümmern muss«, hörte ich meine Freundin zu ihm sagen. Ich war ganz überwältigt von ihrer Selbstaufopferung: Meine treue Freundin wollte sich tatsächlich diesen Barbaren ausliefern, um mich zu beschützen! Gleichzeitig übermannte mich eine ungeheure Traurigkeit: Wären die Männer nur ein paar Stunden später in unserem Gefängnis aufgekreuzt, wären sie und ich längst zusammen mit den andern Mädchen über alle Berge gewesen.

»Nur zu, dann kommst du eben auch noch mit!«, lachte Abu Afram. Die Aussicht auf noch mehr Sklavinnen – für noch weniger Geld – versetzte ihn in allerbeste Laune. Er schien total hingerissen von der Idee, mit einem Sack voll Mädchen nach Hause zu fahren.

Unsere Bewacher wollten uns indes nur noch loswerden: Sie hatten genug von Evin und vor allem von mir, der ewigen Unruhestifterin, die mit ihren Anfällen die Kunden vergraulte. Daher wurden sie sich schnell handelseinig: Abu Afram nahm Evin und mich, sein irakischer Kollege Eleas Lena und Amna mit. Letztere wollte er später abholen lassen.

Gerne hätte ich gewusst, wie viel wir kosteten. Doch das habe ich nie erfahren.

Kapitel 5

Im Raum der Finsternis

Verkauft. Es dauerte eine Weile, bis ich realisierte, was gerade geschehen war: Ich war veräußert worden wie ein Tier auf dem Viehmarkt. Die Männer, die mich gekidnappt hatten und mich gefangen hielten, hatten mich verhökert. Sie hatten dafür Geld kassiert, dass sie mich anderen Männern überließen, die nun mit mir machen konnten, was sie wollten. Die mich als ihren Besitz betrachteten, als ihre »Sklavin«. Und alle Beteiligten taten so, als ob ihr Handel völlig rechtmäßig und normal wäre. Wie konnten diese Leute ihre Taten vor ihrem Gott rechtfertigen? Glaubten sie im Ernst, dass er ihnen das Recht dazu gab, wie sie immer behaupteten? Würde er ihnen verzeihen? Ich jedenfalls wäre niemals bereit, das zu tun.

Ich schrie und strampelte, als sie mir die Hände zusammenbanden und mir einen schwarzen Ganzkörper-Umhang überstülpten, wie es in ihrem Staat für Frauen nun offenbar Vorschrift war. Sosehr ich mir in den vergangenen Tagen auch gewünscht hatte, die Halle zu verlassen: In diesem Moment hatte ich nur Angst davor. Angst vor dem, was jetzt kommen würde.

Ich sah Evin an. Auch sie war ganz blass im Gesicht, aber wie immer beherrscht. Wir kniffen die Augen zusammen, als sie uns durch die Tür ins Freie schoben. Das helle Sonnenlicht des Augustnachmittags blendete uns. Nachdem wir fast zehn Tage im Gefängnis verbracht hatten, waren wir die Strahlen der Sonne, unserer geliebten und so hochverehrten Sonne, nicht mehr gewohnt. Fast kam es uns so vor, als hätte sie uns verlassen gehabt. Doch da war sie. Unmerklich verbeugte ich mich vor ihr und sendete ein Stoßgebet gen Himmel: »Herr, lass alles gut werden. Lass uns irgendeine Möglichkeit finden, ihnen zu entkommen«, flüsterte ich lautlos.

Wir passierten die Wachleute mit ihren amerikanischen M16-Maschinenpistolen und den russischen Kalaschnikows. Dieselben Männer, die uns morgens unsere Käsebröte gebracht hatten. Und manchmal auch einen Teller Reis. Sie hatten gedroht, dass sie uns erschießen würden, wenn wir zu fliehen versuchten. Und wir hatten ihnen geglaubt. Plötzlich aber wusste ich, dass all ihre Drohungen leer gewesen waren: Sie hätten uns niemals erschossen. Dafür waren wir für sie als Handelsware viel zu wertvoll. Es war unsere Angst gewesen, die uns das nicht hatte erkennen lassen.

Sie grinnten, als wir an ihnen vorbei auf den Erdwall zogen. Am liebsten hätte ich ihnen ins Gesicht geschlagen. Warum hatte ich mich nur von ihnen einschüchtern lassen? Lieber hätte ich riskieren sollen, von ihnen erschossen zu werden. Dann wäre ich jetzt entweder frei – oder tot. Und das wäre allemal besser, als von diesen stinkenden Verbrechern abgeführt zu werden.

Von Abu Afram und seinem Kollegen in die Mitte genommen, drückten wir uns durch eine Schneise im Stacheldraht, der auf dem Erdwall ausgelegt war, und gingen hinunter auf den Parkplatz. Dort stand zwischen den Militärautos ein kleinerer Geländewagen. Die Männer befahlen uns, einzusteigen und auf dem Rücksitz Platz zu nehmen. Widerstrebend gehorchten wir. Ich scannte das Fahrzeug sofort auf eventuelle Fluchtmöglichkeiten hin. Hatten die Türen eine Kindersicherung?

»Meinst du, es könnte uns gelingen, während der Fahrt rauszuspringen?«, fragte ich Evin leise auf Kurdisch. In diesem Moment hörte ich das »Klack« der Zentralverriegelung. Damit schied dieser Plan aus; wir waren im Auto gefangen.

»He, hier wird nur Arabisch gesprochen!«, bellten die Männer von vorne.

»Meine Schwester versteht kein Arabisch«, erinnerte sie Evin.

»Dann sag ihr, dass sie gefälligst den Mund halten soll!«

Wir fuhren kreuz und quer durch die Stadt. Ich war überrascht, welches reges Treiben auf den Straßen von Rakka herrschte. Die Hauptstadt des Terrors hatte ich mir immer als düsteren Ort vorgestellt, in dem nur finstere Gestalten unterwegs waren. Typen wie die, die uns verschleppt und eingesperrt hatten. Typen wie der, der am Steuer saß und uns gekauft hatte. Ich hatte von den Exekutionen gehört, die hier in aller Öffentlichkeit vollstreckt worden waren, von den Vertreibungen. Aber als ich jetzt aus

dem Fenster sah, war von dem Horror, der sich hier abgespielt hatte, nichts sicht- oder spürbar.

Es gab auch weiterhin viele kleine Läden und Kioske, die Lebensmittel, Snacks und andere Artikel feilboten: Kosmetik, Elektronikartikel, Möbel, Kleidung, ja sogar Fußball-Trikots konnte man in Rakka trotz IS-Besatzung kaufen. Nur die vielen schwarzen Flaggen mit den weißen arabischen Schriftzügen, dem Logo der Terrororganisation, machten deutlich, wer hier an der Macht war. Sie flatterten auf den Dächern und waren auf zahlreiche Hauswände gepinselt worden. Sämtliche Reklame war mit Propaganda-Plakaten der IS überklebt worden. Die männlichen Bewohner der Stadt trugen jetzt fast alle einen Bart – oder zumindest Stoppeln. Und von den wenigen Frauen, die sich auf die Straße wagten, sah man nicht mehr als eine schwarze Stoffwolke: Sie waren vollkommen, ja sogar bis über die Augen verschleiert.

Ansonsten aber wirkte alles fürchterlich »normal«. Das Leben geht nach dem Morden offenbar weiter, dachte ich bitter – und vor meinem inneren Auge erschien mein Heimatdorf. Ob auch Kocho mittlerweile von Muslimen bewohnt war? Ob auch dort schwarze Fahnen auf den Häusern wehten und tief verschleierte Frauen über die Straßen huschten? Die Frauen aus den muslimischen Nachbardörfern vielleicht? Ich konnte mir das nicht richtig vorstellen. Aber unmöglich war es nicht: Ganz bestimmt hatten die Eroberer sich unser Eigentum unter den Nagel gerissen.

Wir hielten an einem der Kioske an der Straße. Die beiden Männer stiegen aus, verriegelten die Tür und ließen sich eine Plastiktüte mit Chips, Schokoriegeln, Wasser und Orangensaft in Flaschen füllen. Der Verkäufer, ein Mann in Zivil, spähte neugierig in unseren Wagen, während er ihre Wünsche erfüllte. Ich überlegte kurz, ob ich schreien sollte, um ihn auf unsere missliche Lage aufmerksam zu machen. Aber die unterwürfige Art, die der Mann gegenüber Abu Afram an den Tag legte, hielt mich davon ab: Offenbar waren wir bei dem Libyer an ein nicht ganz unwichtiges IS-Mitglied geraten. Kein Zivilist würde einen Konflikt mit ihm wagen, nur um uns einen Gefallen zu tun.

Wir fuhren also weiter, hinaus aus der belebten Innenstadt bis zu einem Viertel namens Rabia. So entnahm ich es den Schildern. Die Straße, die dorthin führte, war unbefestigt und voller Schlaglöcher. Auch die Gegend selbst machte einen desolaten Eindruck: Von vielen Wohnhäusern waren bloß noch Ruinen übrig geblieben. Offenbar hatte die Assad-Regierung den

Stadtteil aus der Luft attackiert, sodass die meisten Bewohner das Weite gesucht hatten.

Wir hielten schließlich vor einem Haus mit mehreren Apartments, dessen eine Hälfte fehlte: Sie war wohl auch von einer Bombe weggerissen worden. Die verbliebenen Wohnungen auf der anderen Seite waren von außen rußgeschwärzt. Zum Teil fehlten auch die Fenster. Evin und ich sahen uns mit bösen Vorahnungen an. »Wohin bringt ihr uns?«, fragte meine Freundin die Männer.

»Wir werden die Nacht hierbleiben«, antworteten sie. Sie ließen uns aussteigen und führten uns in den dritten Stock, wo es tatsächlich eine Tür gab, die ordentlich abgeschlossen war.

»Wohnt ihr etwa hier?«, fragte Evin.

»Ja«, behaupteten sie. Der Iraker schloss die Tür auf und führte uns in eine unglaublich dreckige Wohnung, die sich über zwei Stockwerke erstreckte. Sie waren über eine Treppe verbunden. Der gesamte Boden und auch die Treppenstufen waren mit feinem Ruß bedeckt. Ansonsten gab es so gut wie keine Einrichtung. Nur ein paar Stühle, die Reste einer Küche und ein Haufen Unrat.

»Was soll das alles?«, fragte Evin erneut. »Was machen wir hier?« Wir konnten uns beim besten Willen nicht vorstellen, dass diese Abrissbude das Zuhause der Männer war. Sicher handelte es sich um eine besetzte Wohnung, deren ursprüngliche Bewohner vor den Kämpfen geflohen waren.

»Es ist nur für den Übergang«, beteuerten die Männer. »Morgen bringen wir euch zu euren Familien zurück.«

Evin und ich sahen uns an – und wussten beide, dass sie uns anlogen. Was hatten sie wirklich mit uns vor? Waren es Frauenhändler, die uns weiterverkaufen wollten? Oder wollten sie hier ein Liebesnest installieren?

Sie trieben uns in eines der Zimmer. »Wartet hier, wir kommen gleich wieder«, sagten sie und zogen die Tür von außen zu. Wir hörten, wie sie die Treppe hinuntergingen und mit dem Wagen wegfuhr.

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fragte ich Evin.

»Ich weiß es auch nicht. Jedenfalls haben wir von ihnen nichts Gutes zu erhoffen: Entweder sie verkaufen uns, oder sie wollen uns für sich selbst.« Sie sah mich traurig an. Ich wusste genau, was sie meinte, aber nicht aussprechen konnte: Die Männer würden uns vergewaltigen. Weder Evin noch ich hatten genaue Vorstellungen davon, was das bedeutete. Über

solche Dinge redet man in unserer Gesellschaft nicht mit unverheirateten Mädchen. Wir wussten nur, dass wir dadurch geschändet würden – und dass wir auf gar keinen Fall zulassen durften, dass sie unsere Körper berührten. Unsere ganze Familie würde dadurch entehrt, wenn es uns nicht gelänge, das zu verhindern.

»Wir müssen unbedingt weg, bevor sie wiederkommen«, sagte ich.

»Ja, aber wie?« Die Tür war abgesperrt. Panisch sahen wir uns in dem Raum nach Fluchtmöglichkeiten um. Ganz oben gab es ein schmales Fenster. Es war nicht vergittert. Aber es lag zu hoch, um es ohne einen Stuhl oder eine Leiter zu erreichen. In einer Ecke des Raumes gab es eine ganze Menge Unrat. Vielleicht fand sich darunter irgendetwas, womit wir das Fenster erreichen oder das Schloss der Tür knacken könnten. Wir mussten ihn durchsuchen. »Schnell, hilf mir, mich loszubinden!«, sagte ich zu Evin und hielt ihr meine Fesseln hin.

Sie zerrte an den Knoten herum. Aber da sie selbst gefesselt war, hatte sie größte Mühe, irgendetwas zu bewirken. Mit ihrem Gezerre scheuerte sie mir nur die Handgelenke wund. »Es funktioniert nicht«, sagte sie. »Sie haben die Knoten zu fest gemacht.«

»Doch, es funktioniert!«, drängte ich sie weiterzumachen.

»Tut es dir nicht weh?«

»Ich spüre es überhaupt nicht.«

Schließlich gelang es ihr, die Fesseln zumindest so weit zu lockern, dass ich meine Hände halbwegs bewegen konnte. Ich durchwühlte den Haufen. Es waren durchweg Gegenstände, die die letzte Familie hier zurückgelassen hatte: Töpfe, Videokassetten, leere Kartons, ein Bügeleisen, eine Spielzeug-Rennbahn. Aber dann entdeckte ich doch etwas Interessantes: eine Eisenstange, ungefähr so lang wie ein Kebab-Spieß, aber fester und dicker. Ich vermutete, dass sie zum Ofen gehört hatte. »Schau mal«, sagte ich zu Evin.

»Was ist das?«

»Keine Ahnung. Aber vielleicht können wir damit die Tür aufbrechen?«

»Wie soll denn das gehen?«

Ich versuchte die Stange in den Ritz zwischen Tür und Angel zu schieben. Aber sie war zu dick dafür. Immerhin aber passte sie unter den Türspalt. »Wir müssen versuchen, eine Hebelwirkung zu erzielen«, fantasierte ich. Evin sah mich skeptisch an, als ich versuchte, die Stange auf unserer Seite der Tür nach oben zu drücken. Pure Verzweiflung ließ mich

irgendwelche sinnlosen Sachen ausprobieren. Die Tür bewegte sich natürlich keinen Zentimeter, nur die Stange verbog sich ein wenig.

In diesem Moment hörten wir draußen Motorengeräusche und bald darauf Schritte auf den Treppenstufen. Die Männer kamen zurück. Den Schritten und Stimmen nach zu urteilen waren es aber mehr als zwei. Jetzt schlossen sie die Haustür auf. Hektisch suchte ich nach einem Versteck für die Stange und ließ sie kurzerhand in den Ärmel meiner Bluse gleiten. Sie kamen in die Wohnung und luden irgendetwas Schweres im Flur ab.

Dann öffneten sie die Tür zu unserem Zimmer. Es waren Abu Afram und sein Kollege Eleas sowie ein weiterer IS-Mann, der Lena und Amna aus unserem vorherigen Gefängnis gebracht hatte. Die beiden standen total verängstigt im Flur. Außerdem hatten die Männer Teppiche und Bettwäsche eingekauft: neue, aber sehr billige Ware. Sie rollten einen Teppich mit blau-roten Schnörkeln in dem Zimmer aus. Einen zweiten schleppte der Iraker ins obere Stockwerk. »Damit es hier ein bisschen gemütlicher wird, nicht wahr, Mädels?«, sagte er jovial.

Der Mann, der Lena und Amna gebracht hatte, verabschiedete sich wieder. Nachdem die anderen beiden sorgfältig die Tür hinter ihm verriegelt hatten, baten sie uns gut gelaunt in die »Küche« – oder besser gesagt das, was von ihr übrig war. Sie gaben uns je eine Flasche Orangensaft, sozusagen als Begrüßungsdrink. Offenbar fühlten sie sich sehr sicher, dass wir keine Chance hatten zu entkommen. Sogar unsere Fesseln banden sie los, damit wir besser trinken konnten. Als Abu Afram die wunden Stellen an meinen Handgelenken sah, sagte er: »Na, was ist denn das? Hat unser kleiner Wildfang wieder versucht, Dummheiten zu machen? Das werden wir dir gleich austreiben.« Er lachte.

Ich tat so, als ob ich kein Wort verstünde. Ich rührte auch keinen Schluck von dem Orangensaft an, weil ich davon überzeugt war, dass der Libyer Drogen in das Getränk gemischt hatte: Drogen, die uns ruhigstellen sollten. Es war wie ein Becher Gift, der einem verabreicht wurde – und den man auf keinen Fall anrühren durfte. Während meine Freundinnen in langsamen, vorsichtigen Schlucken tranken, grübelte ich verzweifelt darüber nach, was um Himmels willen wir tun könnten, um der Situation noch zu entfliehen. Denn was sie mit uns vorhatten, war jetzt sonnenklar; ihre gute Laune bestätigte uns in der schlimmsten aller unserer Befürchtungen.

Als Evin und Amna mit ihrem Getränk fertig waren, befahl Abu Afram ihnen, ins obere Stockwerk zu gehen und auf ihn und seinen Kollegen zu warten. Evin, die ganz nah bei mir stand, warf mir einen verzweifelten Blick zu. Es brach mir das Herz; ich wollte ihr so gerne helfen.

Da hatte ich plötzlich eine Idee: Ich streckte meinen Arm hinter meinem Rücken aus und ließ die Eisenstange herausgleiten. Unbemerkt steckte ich sie meiner Freundin zu, die sie sofort unter ihrem Schleier verschwinden ließ.

»Damit ziehst du ihm eins über«, raunte ich ihr auf Kurdisch zu.

»Mach dir keine Sorgen, ich werde ihn umbringen, bevor er irgendetwas tun kann«, flüsterte sie zurück. Tatsächlich bemerkten die Männer nichts von dieser Aktion.

»Los, los! Wird's bald!«, drängelte Abu Afram. Der Blick des Libyers war ungeduldig. Er wirkte auf mich wie ein ausgehungertes Raubtier. Es war mir, als könnte ich seine Gier nach Sex förmlich riechen. Das fand ich ungeheuer abstoßend: Alles, aber auch alles war ekelhaft an diesem Mann.

Evin ging die Stufen nach oben hoch. Vermutlich wollte sie so verhindern, dass man ihre Waffe, die Eisenstange, entdeckte. Aber das andere Mädchen, Amna, blieb wie hypnotisiert stehen, bis Abu Afram ihr eine Ohrfeige verpasste und sie mit Gewalt in Richtung Treppe zerrte. Eleas half ihm, sie nach oben zu befördern. Tränen der Wut und der Verzweiflung liefen über ihr Gesicht. Aber natürlich reichten ihre Kräfte nicht aus, um sich gegen die beiden zu wehren.

Kaum hatte Eleas Amna nach oben gebracht, kam er wieder herunter, um Lena und mich in den Raum zu treiben, in dem ich bereits zusammen mit Evin eingesperrt gewesen war. Dort lagen jetzt der neue Teppich und Bettlaken auf dem Boden. Ich umklammerte meine Orangensaft-Flasche, während ich den Raum betrat. »Macht es euch schon mal bequem. Zu euch kommen wir gleich«, kündigte er an. Dann verschloss er die Tür von außen, und wir saßen in der Falle.

Es gab keinen Ausweg mehr. Lena und ich wechselten kein Wort miteinander. Sie und mich verband nicht das gleiche Vertrauensverhältnis wie Evin und mich, deshalb hatten wir uns auch nichts zu sagen. Ich wusste nicht, wie es ihr ging. Aber ich hatte in diesem schrecklichen Moment das Gefühl, ganz allein auf der Welt zu sein. Lena, die neben mir auf dem Teppich hockte, nahm ich gar nicht richtig wahr. Dafür aber umso lauter die Schreie und Kampfgeräusche, die von oben zu uns drangen. Meine geliebte

Evin schrie, als würde man ihr gerade die Kehle durchschneiden. Es war nicht auszuhalten. Ich wollte ihr so gerne helfen. Aber ich konnte nichts machen.

Entschlossen, dem Horror ein Ende zu bereiten, zerbrach ich die Orangensaft-Flasche, die ich aus der Küche mitgenommen hatte, auf dem Estrich. Lena sah mir dabei zu. Sie glaubte vermutlich, dass ich den abgebrochenen Flaschenhals zu meiner Verteidigung benutzen wollte, wenn die Männer zu uns kamen. »Wir werden sie töten«, sagte sie zu mir – und zeigte mir, dass auch sie ihre Flasche noch bei sich hatte. Doch ich wusste, dass das unmöglich war: Mit unseren improvisierten »Waffen« wären wir beide den Männern ebenso wenig gewachsen, wie Evin und Amna es oben waren.

Es gab nur noch einen Weg, der Schändung zu entgehen: den Tod. Deshalb entschied ich mich, meinem Leben ein Ende zu bereiten. Es war das Einzige, was ich noch tun konnte, um meine Ehre und die Ehre meiner Familie zu retten. Dabei dachte ich auch an meinen Vater, der uns Kindern stets beigebracht hatte, dass moralische und religiöse Werte das Wichtigste waren, das wir zu verteidigen hatten. »Alles andere im Leben ist zweitrangig«, hatte er uns gesagt. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt nicht, ob mein Vater noch lebte. Aber das spielte keine Rolle. Ich würde mich so oder so an seine Prinzipien halten. Wenn meine Familie irgendwann davon erführe, wäre sie sicher sehr stolz auf mich. Und auch wenn sie es nie wissen sollte, war es die richtige Entscheidung, denn ich würde rein und unbefleckt in den Tod gehen. Dieser Gedanke erfüllte mich mit einem tiefen inneren Frieden.

Ich legte mich also unter das Laken und tat so, als wollte ich schlafen. Lena legte sich neben mich. Sie ahnte nicht, was ich vorhatte. Mit der Hand griff ich nach dem zerbrochenen Glas neben mir. Ich wählte die spitzeste unter den Scherben aus und führte sie zu meinem linken Handgelenk. Ruhig und entschlossen drückte ich sie in das Fleisch und zog sie mit einem Ruck nach rechts. Ich merkte sofort, wie das Blut zu sprudeln begann. Schnell nahm ich die Glasscherbe in die andere Hand. Ich wollte unbedingt auch die rechte Pulsader durchtrennen, bevor meine Kräfte mich verließen. Komischerweise handelte ich völlig rational – wie ein Arzt, der eine Amputation vornimmt. Ich meine heute, ich hätte damals auch gar keine Schmerzen gefühlt.

Bald wurde mir schwindelig, machte sich ein angenehm betäubtes Gefühl in mir breit. Anscheinend verlor ich sehr schnell sehr viel Blut. Jetzt bekam auch Lena mit, dass irgendetwas mit mir nicht stimmte »Du bist ja ganz blass. Was passiert denn mit dir?«, fragte sie ängstlich.

»Ich gehe«, antwortete ich. »Ich gehe für immer. Bitte pass auf meine Freundin Evin auf.«

Da sah sie, dass das Laken, unter dem ich lag, an beiden Rändern mit Blut getränkt war. Sie fing an zu schreien. »Hilfe! Kommt schnell! Farida bringt sich um!«

Hoffentlich hören sie die Männer nicht, dachte ich noch. Dann verlor ich das Bewusstsein. An mehr erinnere ich mich nicht.

Ich erwachte in einer fremden Umgebung. Wieder lag ich auf einem Teppich auf dem Boden. Aber das Zimmer hatte ich noch nie gesehen. Es war sehr sauber, fast steril, könnte man sagen. Es gab nur wenige Einrichtungsgegenstände, eine weiße Kommode, einen Sessel und weiß gestrichene Wände. Ich selbst war auf ein sauberes, weißes Laken gebettet. Ich trug nur meinen Slip und ein Unterhemd, das nicht meines war. Neben mir auf dem Teppich hockte Evin. Sie hatte ihre Hand auf meine Brust gelegt und beobachtete mich mit unruhigen Augen.

»Farida«, sagte sie. »Farida, kannst du mich hören?«

»Ja«, antwortete ich. »Ja, Evin.« Da begann sie zu weinen: Ihre Tränen tropften auf mein Gesicht und auf die Verbände, die ich an den Handgelenken trug, wie ich erst jetzt bemerkte. »Farida, meine liebe Farida, ich bin so froh, dass du wach bist!«, schluchzte sie. »Geh nie wieder von mir weg.«

»Wo sind wir?«, fragte ich Evin. Ich war noch völlig desorientiert. »Was ist denn passiert?«

»Das weißt du doch: Du hast versucht, dich umzubringen«, sagte Evin, deren Stimme jetzt plötzlich vorwurfsvoll klang. Sie erzählte mir, wie sie und die Männer Lenas Hilferufe vernommen hätten – und wie sie alle die Treppe hinuntergeeilt wären. Die Männer hatten die Tür aufgeschlossen und mich in einer Blutlache gefunden. Da war ich bereits nicht mehr bei Bewusstsein gewesen. »Farida, du wolltest mich alleine lassen! Wie konntest du mir das nur antun?«

»Ich musste es tun, du weißt, warum«, sagte ich schwach. Und plötzlich hatte ich eine schreckliche Befürchtung. »Hat Abu Afram ...?« Ich konnte

die Worte nicht aussprechen. »Ich meine: Hat er irgendetwas mit mir getan, als ich nicht bei Bewusstsein war?«

»Nein«, beruhigte mich Evin. »Du bist unberührt.«

»Und du?«, fragte ich sie angstvoll.

Evin versicherte mir, dass auch mit ihr alles in Ordnung sei. Abu Afram habe sie zwar vergewaltigen wollen. Aber er habe von ihr abgesehen, als er Lenas Rufe unten hörte. Ich wusste nicht, ob ich ihr diese Darstellung wirklich glauben konnte. Nur allzu gut erinnerte ich mich an die Kampfgeräusche und die fürchterlichen Schreie, die aus dem oberen Raum zu uns nach unten gedrungen waren und mich in die Verzweiflung getrieben hatten. »Du hast mich gerettet, Farida«, behauptete Evin – und ich fragte nicht weiter nach. Ich war einfach nur froh, sie in meiner Nähe zu wissen, und wollte zu gerne glauben, dass wir beide unversehrt geblieben waren.

»Dem Herrn sei Dank dafür, dass er uns beide beschützt hat.«

»Trotzdem darfst du das nie wieder machen«, ermahnte sie mich ernst.

»Du darfst mich nicht alleine lassen. Schwörst du mir das?«

Ich gelobte es hoch und heilig. »Ich werde dich nie wieder im Stich lassen.« Bei diesen Worten begann ich zu husten. Da bemerkte ich, dass nicht nur meine Kehle, sondern mein gesamter Körper schrecklich ausgetrocknet war. Ich sah eine Karaffe mit Wasser, die auf der Kommode nicht weit von uns stand. »Evin«, bat ich sie, »kannst du mir bitte etwas Wasser geben?«

»Der Arzt sagt, du sollst nichts trinken. Es ist besser, wegen der Blutung.«

»Welcher Arzt?«, fragte ich sie überrascht. Hatte Abu Afram mich etwa in ein Krankenhaus eingeliefert? Der Raum sah nicht danach aus, er wirkte eher wie das Gästezimmer in einer Privatwohnung. »Wo sind wir hier überhaupt?«

»Wir sind im Haus eines Arztes«, sagte Evin. »Abu Afram hat uns zu ihm gebracht: Er und seine Frau versorgen dich.«

»Oh, wie freundlich von ihnen!«

Aber Evin sah die Sache nicht ganz so rosig. »Sie helfen ihm, weil sie zu seiner Organisation gehören.«

Ich brauchte einen Moment, bis ich verstand, was sie sagte. »Es sind also IS-Leute?«

»Ja«, bestätigte sie.

Mein Herz sank. Wir waren also nicht frei, begriff ich. Wir befanden uns weiterhin in der Hand von Personen, die uns als »Untermenschen« betrachteten. Sie kurierten mich – aber wozu? Würden sie mich zu Abu Afram zurückbringen, wenn die Behandlung beendet war?

Ich konnte Evin die Frage nicht mehr stellen, denn in diesem Augenblick ging die Tür auf, und die Frau des Arztes trat ins Zimmer. Sie trug einen knielangen Rock und ein ärmelloses T-Shirt. Ihre Haare waren auffällig blondiert. So hatte ich mir eine Frau, die zum IS gehörte, nun wirklich nicht vorgestellt. Wahrscheinlich machte sie es wie die meisten Syrerinnen: Im besetzten Gebiet legten sie nur, wenn sie auf die Straße gingen, ihre schwarze Ganzkörperkluft an.

Einen Moment schöpfte ich Hoffnung. Eine solche Frau, die ja zumindest in ihrem Privatleben offensichtlich keine Extremistin war, würde doch bestimmt Mitleid mit uns empfinden, wenn wir ihr die Geschichte unserer Verschleppung offenbarten. Vielleicht konnten wir sie überreden, uns zu helfen. Als Frau musste sie doch fühlen, dass es unrecht war, was die Männer mit uns taten.

Aber die Frau behandelte uns äußerst unfreundlich. Sie redete kaum mit Evin und mir – und wenn doch, dann nur, um Verbote auszusprechen oder Anweisungen zu geben. »Ihr dürft dieses Zimmer nicht verlassen. Nur die Toilette ist erlaubt«, sagte sie kühl. »Und kommt nicht auf dumme Gedanken: Vor dem Gebäude gibt es Wachleute – und alle unsere Nachbarn sind ebenfalls Mitglieder des IS. Habt ihr verstanden?«

Meist aber beschränkte sie sich auch in der Folgezeit darauf, meine Verbände zu wechseln. Ihrem Mann, dem Arzt, begegnete ich insgesamt nur wenige Male, meist dann, wenn er meine Wunden kontrollierte. Auch er wirkte auf mich bedrückend »normal« und sah – bis auf ein paar Bartstoppeln – überhaupt nicht so aus wie ein Mann, der zum IS gehörte. Waren sie denn alle Opportunisten? War der Terror, den die Organisation auf sie ausübte, so stark, dass keiner ihr widerstand? Nie hörte ich auch nur ein Wort des Bedauerns aus dem Mund dieser Kollaborateure.

In den ersten Tagen meines Aufenthalts war ich sehr, sehr schwach und wackelig auf den Beinen. Ich hatte viel Blut verloren, deshalb wurde mir fortwährend schwindelig. Zudem behinderten mich die Verbände an den Händen. Daher brauchte ich für jede kleinste Bewegung Evins Unterstützung: Sie fütterte mich mit Reis und Suppe, gab mir aus einer Flasche Wasser zu trinken und stützte mich, wenn ich auf die Toilette gehen

musste. Morgens, wenn die Sonne aufging, half sie mir aufzustehen und mich vor dem Fenster zu verneigen. Gemeinsam murmelten wir die Gebete, die unsere Väter uns gelehrt hatten: »Amen, Amen, Amen. Gesegnet sei unsere Religion.«

Aber meine Hilflosigkeit schlug mir aufs Gemüt. Vor allem ärgerte ich mich darüber, dass ich aufgrund meiner körperlichen Verfassung nicht in der Lage war, irgendwelche Fluchtpläne zu schmieden. Denn die Gelegenheit dafür war natürlich günstig. Ich drängte Evin, alle Möglichkeiten sorgfältig auszuloten, damit wenigstens sie von hier entkommen konnte.

Es gab zum Beispiel ein großes Fenster in unserem Zimmer, von dem aus man auf die Straße schauen konnte. Leider lag es im dritten Stock. Vermutlich würde man sich also, wenn man hinuntersprang, Verletzungen zufügen – aber vermutlich würde man es überleben. Und was war schon ein gebrochenes Bein gegen die Freiheit?

»Versuch es doch«, ermutigte ich Evin. »Irgendwann nachts springst du da runter – und bist längst weg, bis sie aufwachen.«

»Und was ist mit dir?«, fragte sie kritisch.

»Ich kann noch nicht. Aber ich werde es später probieren.«

Ich bot ihr auch an, das Arzt-Ehepaar abzulenken, damit sie durch die Tür entkommen konnte. Normalerweise war sie abgeschlossen. Aber wenn die beiden zur Kontrolle kamen, ließen sie sie unverriegelt. »Ich könnte einen epileptischen Anfall vortäuschen«, schlug ich vor. »Dann sind sie erst mal mit mir beschäftigt – und du suchst das Weite. Bitte tu es, Evin.«

Aber sie lehnte alle meine Vorschläge ab. »Ohne dich gehe ich nirgendwohin«, lautetet ihre kategorische Antwort.

»Das wirst du bereuen!«

»Dich im Stich zu lassen, würde ich viel mehr bereuen. Ich könnte es mir nie verzeihen, Farida«, sagte Evin, die nach demselben Moralkodex wie ich selbst erzogen worden war: Auch für sie standen die ethischen Grundsätze, die unsere Religion uns diktierte, über allem. Der Verrat der Freundschaft wäre ihnen zufolge eine Todsünde gewesen. Er war für Evin unmöglich. Sie streichelte meine verletzten Hände: »Wir bleiben zusammen«, versprach sie, »was auch immer uns erwarten mag.«

Am fünften Tag nach meinem Selbstmordversuch fand unsere Verschnaufpause im Haus des Arzt-Ehepaars ein jähes Ende. Die Frau des

Doktors legte mir zum letzten Mal einen Verband an. Natürlich waren die Wunden noch längst nicht verheilt. Aber offenbar hatte ihr Mann befunden, dass ich nun nicht mehr ihrer Pflege bedürfe. »So, die Damen«, sagte er, nachdem sie mich versorgt hatte: »Das war's von unserer Seite. Dann wollen wir euch mal wieder zurückbringen.«

Noch ehe Evin und ich so recht verstanden, was er meinte, befahl er uns, uns zu verschleiern und mit ihm zu kommen. Auch seine Frau hüllte sich – ganz wie ich es mir vorgestellt hatte – in einen schwarzen Nikab, der nur einen Schlitz für die Augen offen ließ, um uns zu begleiten, vor allem aber, um uns zu bewachen: Sie geleitete uns die Treppe hinunter und setzte sich zwischen uns, als wir in den weißen Opel des Arztes stiegen. Und wieder staunte ich über sie: Obwohl sie selbst eine Frau war, schien sie doch keinerlei Skrupel uns gegenüber zu haben. Nur weil wir nicht denselben Gott anbeteten?

Der Doktor ließ den Motor an und lenkte das Fahrzeug in Richtung eines der Vororte von Rakka. Erleichtert nahm ich zur Kenntnis, dass es nicht das Viertel Rabia war, in dem unser libyscher »Besitzer« und sein Freund wohnten. »Wohin bringt ihr uns?«, fragte Evin. Aber sie erhielt keine Antwort.

Nach etwa einer halben Stunde Fahrt erreichten wir eine ruhige, abgeschiedene Wohngegend. Die Häuser wirkten intakt; offenbar hatten hier keine Kämpfe und Bombardements stattgefunden. Wir hielten vor einem ebenerdigen Haus, dessen Fensterläden verschlossen waren. Mein Herz blieb fast stehen, als ich den Geländewagen sah, der davor parkte. »Das ist doch Abu Aframs Wagen!«, flüsterte ich Evin zu.

Sie erkannte ihn ebenfalls. »Ja, ich fürchte, du hast recht«, sagte sie.

»Aber warum lässt er uns hierherbringen?«

»Vielleicht ist er umgezogen?«

Auch Evin war ratlos. Wir konnten uns das alles nicht richtig erklären, hatten aber auch keine Zeit, um länger darüber nachzudenken. Denn schon hielt der Arzt in der Einfahrt und stieg aus. Er öffnete uns die verriegelte Tür von außen. »So, Endstation«, sagte er.

Seine Frau blieb im Wagen sitzen, während er uns zum Haus brachte. Dort warteten bereits zwei weitere Männer in der Tür. Den einen kannten wir: Es war Abu Aframs Freund Eleas, der korpulente Iraker. Er drückte dem Arzt ein paar Scheine in die Hand, wahrscheinlich die Vergütung für meine Behandlung. Seine Miene war finster. Den zweiten Mann hatten wir

noch nie gesehen: Er war ein kleiner, ebenfalls sehr korpulenter Syrer mit Glatze. Er trug normale Kleidung und hatte keinen IS-Bart.

»Hereinspaziert, meine Hübschen«, sagte er.

Kaum waren wir im Haus, schloss der Syrer die Tür hinter uns zu. »So«, sagte er zu Eleas. »Jetzt mach mit ihnen, was du willst. Fass sie ruhig hart an. Nur vergiss nicht: Ich habe sie als Jungfrauen gekauft!«

»Keine Sorge. Ich will ihnen nur eine kleine Lektion erteilen«, antwortete der. Er baute sich bedrohlich vor uns auf. »Abu Afram ist sehr, sehr wütend auf euch«, fuhr er uns an. »Was habt ihr euch eigentlich dabei gedacht? Glaubt ihr vielleicht, wir würden uns von euch den Spaß verderben lassen?«

Wir zitterten und warteten, was jetzt kommen würde. Evin rückte nah an mich heran.

»Ich werde euch zeigen, wo euer Platz ist, ihr kleinen Jesiden-Schlampen!«

Ich sah, wie er mit der Wasserflasche, die er in der Hand hielt, nach mir ausholte und sie mir entgegenschleuderte. Ich versuchte, sie mit meinen verbundenen Armen abzuwehren. Aber es gelang mir nicht. Sie donnerte gegen meinen Kopf und brachte mich zum Taumeln. Da kam er auf mich zu und rammte mir seine Faust in den Bauch. Ich sank zu Boden. Aber er ließ nicht von mir ab: Ununterbrochen schlug und boxte er auf mich ein.

Dann wandte er sich Evin zu und verprügelte auch sie. Es mag vielleicht unverständlich klingen, ja sogar unnormal für Menschen, die in einem anderen Kulturkreis groß geworden sind, aber ich kann nicht verhehlen, dass mich das in gewisser Hinsicht freute. Denn seine Wut auf Evin bewies mir, dass sie mich nicht angelogen hatte: Sie hatte tatsächlich das Schlimmste verhindern können – und Abu Afram damit in seinem Stolz gekränkt. Ansonsten gäbe es keinen Grund, sich so brutal an ihr zu rächen. Ja, jubelte ich innerlich: Wir hatten es geschafft. Und wir würden es wieder schaffen. Wir würden uns gegen diese Männer zur Wehr setzen.

Der Iraker drosch auf Evin ein, bis auch sie sich vor Schmerzen auf dem Boden krümmte. Ich glaube, er wollte uns beide richtig schwer verletzen: Immer wieder boxte er uns in den Bauch und den Unterleib. Sexuell jedoch rührte er uns nicht an.

Wir lagen wimmernd auf dem Boden, als er sich endlich ausgetobt hatte. Der Iraker verabschiedete sich bei dem Syrer mit den Worten: »So,

jetzt gehören sie dir. Viel Spaß mit ihnen.« Dann verschwand er und knallte die Haustür zu.

Der Syrer schloss einen Raum auf und befahl uns, dort hineinzugehen. Evin schaffte es mühsam, sich hochzustemmen und auf allen vieren in die angezeigte Richtung zu krabbeln. Ich aber war in einer so schlechten Verfassung, dass ich nicht mehr alleine aufstehen konnte. So fasste er mich an beiden Armen und schleifte mich hinein.

Es war ein sehr kleiner Raum mit einem schäbigen braunen Leder-Sofa und zwei noch schäbigeren Schaumstoff-Matratzen. Der Mann mit der Glatze legte mich auf eine von ihnen. Vage bekam ich mit, dass sich noch weitere Mädchen in dem Raum befanden. »Farida!«, sagte eine, die mich offenbar kannte. Aber ich war von den Schlägen so desorientiert, dass ich sie im ersten Moment nicht zuordnen konnte. »Das ist doch Farida, unser Mathe-Ass!«

Da erkannte ich, dass die Mädchen im Raum alle Schulkameradinnen von mir waren: Nuhat, unsere Chemie-Expertin, Revin, die schüchterne Poetin unserer Klasse, sowie Lava und Khamia, die etwas jünger waren und immer für Stimmung auf dem Schulhof gesorgt hatten. Zuletzt hatte ich sie in Rakka auf dem Sklavenmarkt gesehen; wie Evin und ich waren sie alle an verschiedene Männer verkauft worden. Ich konnte es nicht fassen, sie hier wieder zu treffen.

Der glatzköpfige Syrer ging dann hinaus, löschte das Licht in dem Raum und sperrte die Tür von außen zu. Plötzlich war es stockfinster. Dies war also unser neues Gefängnis, ein dunkles Loch, dachte ich, finster wie meine Seele.

Evin tastete mit der Hand nach mir. »Bist du okay, Farida?«, fragte sie, als sie mich gefunden hatte.

»Ja«, log ich, obwohl mir hundeelend zumute war. Die Hiebe in den Bauch hatten ihre Wirkung nicht verfehlt: Ich musste mich übergeben. Evin hielt dabei meinen Kopf hoch.

»Es tut mir so leid«, murmelte ich.

»Ist schon gut«, sagte sie und strich mir mit der Hand über die Stirn.

Sie bettete meinen Kopf in ihren Schoß. Eine Weile saß sie einfach da und streichelte mich. So beruhigte ich mich langsam. »Wo sind wir hier gelandet?«, fragte ich schwach.

»Das ist das Haus von Abu Arram«, sagten die anderen Mädchen. »Er hat euch gekauft.« Wir erfuhren, dass alle Mädchen im Raum von ihren

ersten »Besitzern« an Abu Arram weiterverhökert worden waren.

»Braucht er so viele Frauen?«

»Nein, er ist Händler«, erklärten sie, »er handelt mit Frauen.«

Wir befanden uns also im Haus eines professionellen Frauenhändlers oder genauer gesagt: eines Frauen-Zwischenhändlers: Abu Arram erwarb jesidische Sklavinnen nicht für den Eigenbedarf, sondern um sie gewinnbringend weiterzuverschern. Ich wusste zuerst nicht recht, ob ich das für eine gute oder für eine schlechte Nachricht halten sollte, entschied mich aber dann, dass es vielleicht von Vorteil war: Dass der Syrer uns nicht für sich selbst gekauft hatte, gewährte uns doch zumindest einen zeitlichen Aufschub. Wenn wir den nutzten, um zu fliehen, konnten wir unsere Schändung vielleicht doch abwenden.

Ich nahm mir vor, die Begebenheiten in unserem neuen Gefängnis genau zu studieren, um die schwache Stelle im System zu finden, sobald ich wieder in der Lage dazu war. An Evins Seite fiel ich in einen unruhigen Schlaf.

Als ich wieder aufwachte, war es immer noch dunkel. Mein Erbrochenes befand sich noch immer auf Evins Rock – und roch übel. Nichts hatte sich verändert. Allerdings verspürte ich starken Hunger und Durst. Ich fragte mich, wie viel Zeit wohl vergangen war, seitdem wir in Abu Arrams Haus gebracht worden waren. Stunden? Ein ganzer Tag vielleicht? Ich wusste es nicht. Ich hatte noch nicht einmal eine Idee, ob es Tag oder Nacht war.

Irgendwann öffnete sich die Tür, und das Licht ging an. Wir kniffen die Augen zusammen. Der glatzköpfige Syrer trat zu uns ins Zimmer. Wir zuckten zusammen, immer auf das Schlimmste gefasst. Aber er brachte uns nur Käsebröte und Wasser. Mein Körper lechzte nach Nahrung und Flüssigkeit. Deshalb vergaß ich meinen Stolz und verschlang gierig die zwei Stullen, die meine Ration darstellten, und trank in großen Schlucken das Wasser aus der Plastikflasche.

Wie soll ich Abu Arrams Benehmen uns gegenüber beschreiben? Er behandelte uns wie Tiere in Käfighaltung: Wie es uns in unserem finsternen Gefängnis ging, war ihm herzlich egal. Er stellte lediglich sicher, dass wir nicht verhungerten oder verdursteten. Wer auf die Toilette gehen musste, durfte das unter seiner Aufsicht tun: Er begleitete jedes Mädchen einzeln bis vor die Tür. Evin und mir erlaubte er aufgrund unseres Zustandes immerhin, zusammen zu gehen und uns gegenseitig zu stützen.

Der Raum bestand nur aus dem Wasserhahn, einem Boiler und einem Latrinen-Loch im Beton. Er hatte kein Fenster nach außen. Unter dem Wasserhahn wusch meine Freundin ihren Rock aus und benetzte das Veilchen, das mir Eleas verpasst hatte, mit einem feuchten Zipfel ihres Schleiers. Sie sah mich traurig an – und ich konnte förmlich hören, was sie dachte: Wie sind wir beide nur in diese erniedrigende Situation geraten? Wie hatte das geschehen können, nachdem wir bis vor einigen Wochen noch ein ganz normales Leben geführt hatten? Einerseits waren wir beide froh, die andere in unserer Nähe zu wissen. Andererseits gibt es auch Situationen im Leben, bei denen man sich überhaupt keine Zeugen wünscht. Und in so einer Situation befanden wir uns: Ich glaube, wir schämten uns beide voreinander, dass wir der jeweils anderen einen so jämmerlichen Anblick boten. Aber wir konnten es auch nicht ändern. Das Leben selbst hatte uns diese Bürde auferlegt.

Wir ertranken in der Dunkelheit, die uns umgab. Einzig ein schwacher Schimmer, der manchmal durch die Ritzen zwischen dem Fenster und den permanent verriegelten Fensterläden drang, ließ uns erahnen, ob draußen, in der anderen Welt, gerade die Sonne schien. Für uns aber gab es keine Uhrzeiten. Nur die vage Orientierung, dass Abu Arram zweimal täglich kam und uns unsere Käse-Sandwiches brachte; etwas anderes stand nicht auf der Speisekarte. Die meiste Zeit über schliefen wir zu sechst zusammengedrängt auf den Matratzen. Etwas anderes gab es ohnehin nicht zu tun.

Außer zu träumen. Manchmal, wenn die Stunden uns lang wurden, erinnerten wir uns an das Leben in Kocho, das wir zurückgelassen hatten. »Ob die Rosen in eurem Garten immer noch blühen?«, fragte mich Evin dann. Und sofort sah ich vor meinem inneren Auge die Blumenbeete meiner Mutter und nahm den Duft ihrer Blüten in meiner Nase wahr. Eine Welle der Sehnsucht übermannte mich.

»Normalerweise verblühen sie erst im Herbst«, sagte ich.

»Und es ist noch nicht Herbst.«

»Nein.« Den Gedanken fand ich irgendwie beruhigend. Ob wir wohl zurück nach Hause kämen, bevor es Herbst würde? Ob die Rosen dann noch blühen würden? »Aber wenn ihnen niemand Wasser gibt, sind sie längst vertrocknet.«

»Warum sagst du so etwas?«, fragte Evin. »Unsere Familien sind inzwischen bestimmt nach Kocho zurückgekehrt.«

»Ja, sicherlich«, stimmte ich ihr zu und dachte an meine Mutter. Wo war sie jetzt? Und meine Brüder? Ging es ihnen gut? Schweigend hing wieder jede von uns ihren Gedanken nach.

Normalerweise redeten wir nicht viel miteinander. Über die Erlebnisse mit den jeweils ersten »Besitzern« schwiegen die anderen Mädchen sich uns gegenüber aus. Und auch wir verloren kein Wort über das, was wir erlebt hatten. Uns allen war es peinlich, über Dinge zu reden, die mit Sexualität zu tun hatten. Nicht einmal in dieser sehr speziellen Situation konnten wir uns dazu überwinden.

Bald fanden Evin und ich auch heraus, dass es in unserem Kreis ein Mädchen gab, das es noch schlimmer getroffen hatte als uns andere: Nuhat. Meine schüchterne, etwas rundliche Klassenkameradin mit der blassen Stupsnase und den langen braunen Haaren hatte das Pech, dass Abu Arram sie für den Eigenbedarf auserkoren hatte. Nach der Sandwich-Ausgabe und dem Toilettengang nahm er sie öfter mit nach draußen, während wir anderen in der Dunkelzelle hocken bleiben konnten. Wenig später hörten wir dann ihre Schreie aus einem der anderen Zimmer zu uns dringen.

»Arme Nuhat«, sagte Evin.

»Uns wird es nicht besser ergehen«, sagte Revin, der Abu Arram kurz zuvor eröffnet, dass er sie für seinen Freund Abu Hassan vorgesehen hatte. »Er ist ein guter Mann«, hatte er zu ihr gesagt. »Ich hoffe, du wirst dich seiner würdig erweisen. Sonst bringt er dich am Ende zu mir zurück!« Lachend hatte er ihr dabei auf die Schulter geklopft, während Revin wie versteinert aussah.

Wenn Nuhat nach ihrer Zeit mit Abu Arram zu uns ins Gefängnis zurückkehrte, wirkte sie ähnlich versteinert. Manchmal weinte sie auch stumme, zornige Tränen. Aber sie sagte uns kein Wort darüber, was er mit ihr tat. Und wir fragten sie nicht. Zu groß war die Scham.

Abu Arram lebte allein in dem Haus. Wo seine Familie war, weiß ich nicht, jedenfalls hörten wir sonst keine Stimmen in dem Gebäude. Nur einmal bekam er Besuch von dem Iraker Eleas, der Evin und mich zusammengeschlagen hatte. Offenbar waren die Männer Freunde und hatten sich zum Teetrinken verabredet. Eleas besuchte ihn allerdings nicht alleine, sondern erschien in Damenbegleitung. Das entnahmen wir den Begrüßungsformeln, die im Flur gewechselt wurden. Dann öffnete sich plötzlich die Tür, das Licht ging an – und auch wir bekamen Besuch.

Trotz ihrer Verkleidung erkannte ich die in schwarz gehüllte Frau sofort: Es war das Mädchen, das neben mir gelegen hatte, als ich mir die Pulsadern aufgeschlitzt hatte. »Lena!«, rief ich, als sie eintrat. »Bist du es wirklich?«

Sie nahm den Gesichtsschleier ab und lächelte, als sie mich erkannte. »Farida! Du lebst! Dem Herrn sei Dank. Du hast uns allen einen gehörigen Schrecken eingejagt!«

Ich zuckte ungeduldig mit den Schultern. »Bist du etwa immer noch bei ihm?«

»Wie man sieht«, meinte sie und hockte sich zu uns auf die Matratze. Ich muss gestehen, dass sie nicht allzu schlecht aussah. Das grelle Neonlicht, das den Raum, der sonst immer stockfinster war, plötzlich durchflutete, irritierte mich und die anderen Mädchen jedoch. Es war merkwürdig, in diesem Umfeld Besuch zu empfangen.

»Und dein Plan, ihn zu töten?«, insistierte ich.

»Ist fehlgeschlagen.« Sie erzählte, dass sie tatsächlich versucht hatte, ihm die Flasche über den Kopf zu ziehen. Allerdings hatte er sie überwältigt. Offenbar war es passiert, als Abu Afram Evin und mich ins Haus des Arztes gefahren hatte. Bei der Erinnerung an jene Nacht wirkte sie niedergeschlagen. »Ich habe dich sehr beneidet, Farida«, sagte sie. »Aber ich war nicht so stark wie du. Er hat mich zu seiner Frau gemacht.«

»Zu seiner regulären Ehefrau? Heißt das, dass du auch Muslima geworden bist?«, fühlte ich ihr auf den Zahn.

»Nur zum Schein«, beteuerte sie. »Nur zum Schein.« Lena schienen ihre eigenen Worte peinlich zu sein, da sie merkte, dass wir anderen etwas pikiert reagierten. »Es ist nur eine Strategie, versteht ihr? Irgendwann, wenn die Gelegenheit günstig ist, renne ich ihm davon.«

»Jede muss den für sie passenden Weg wählen«, sagte ich nachdenklich – und mein Blick fiel auf die Fenster. Erstmals hatte ich die Gelegenheit, ihre Verriegelung eingehend und bei Licht zu betrachten: Ich registrierte, dass Abu Arram ihren Griff, der sich am unteren Ende befand, mit Eisendraht umwickelt hatte. Dahinter befanden sich die Fensterläden, die, wie gesagt, ständig verschlossen waren. Wahrscheinlich hatte er sie von außen gesichert.

»Das Wichtigste ist, dass keine von uns aufgibt, einen Weg in die Freiheit zu suchen«, sagte ich zu Lena. Sie stimmte mir zu. Später erfuhr ich, dass sie tatsächlich einmal versucht hatte, Eleas wegzulaufen. Aber sie

wurde wieder eingefangen. Soweit ich weiß, muss sie heute noch mit ihm zusammenleben.

Wir probierten noch in derselben Nacht, aus dem Haus zu fliehen.

»Habt ihr das gesehen?«, fragte ich Evin und die anderen Mädchen, als Lena wieder gegangen war und wir erneut in der Dunkelheit saßen. »Das Fenster ist lediglich mit Draht verschlossen.«

Die anderen verstanden sofort, worauf ich hinauswollte. »Meinst du, wir könnten es schaffen, sie zu öffnen? Und was ist mit den Fensterläden dahinter?«

»Das sehen wir dann«, sagte ich. »Lasst es uns wenigstens versuchen. Jedenfalls scheint mir die Konstruktion, die er da gebastelt hat, nicht sonderlich stabil zu sein.«

Ich tastete mit den Händen nach dem Griff und dem Draht. Abu Arram schien ihn auf irgendeine Weise sehr geschickt verknotet zu haben, denn ich konnte keinen Anfang und kein Ende entdecken. Ohne Licht, nur mit den Händen, war das schwer zu erfühlen. Vielleicht hatte ich mich getäuscht, und sein Sicherungssystem funktionierte doch besser, als ich geglaubt hatte.

Doch plötzlich bemerkte ich unter meinem kleinen Finger etwas Spitzes: das Ende des Drahtes! Aufgeregt fühlte ich seinem Verlauf mit dem Finger nach: Der Draht machte mehrere Windungen. Abu Arram hatte ihn wirklich sehr sorgfältig befestigt, aber nicht sorgfältig genug. Mit etwas Geduld und Fingerspitzengefühl gelang es mir, die Knoten zu lösen und den Griff zu befreien.

»Ich hab's!«, rief ich leise. Mein Herz pochte euphorisch. Alle meine Mitgefangenen scharten sich um mich. In vollkommener Dunkelheit schob ich das Fenster nach oben, und wir atmeten die frische Brise der Nacht ein, die uns durch die Ritzen im Holz des Fensterladens entgegenwehte. Es war ein erhebender Moment. Jetzt trennte uns nur noch ein Fensterladen von der Freiheit!

Ich befühlte das Holz, an dessen unterem Ende ein weiterer Eisengriff befestigt war, und versuchte, auch den Rollladen nach oben zu schieben. Aber er bewegte sich nicht. Heftig ruckelte ich daran. »Nicht so laut!«, ermahnte mich Evin.

»Aber ich muss es doch aufkriegen«, verteidigte ich mich. »Was soll ich denn sonst machen?«

Ich ruckelte noch fester – und noch lauter. Da hörten wir, wie von außen die Tür aufgeschlossen wurde. Abu Arram knipste das Licht an. Er sah uns alle sechs vor dem geöffneten Fenster versammelt. Wir starrten ihn an, als würden wir einen Geist sehen. »Was macht ihr Mistgören da?«, brüllte er uns an.

»Wir wollten nur etwas frische Luft haben. Es ist so stickig«, stammelte Evin.

»Glaubst du eigentlich, du könntest mich verscheißern?« Er verpasste meiner Freundin eine schallende Ohrfeige. Aber sie verzog keine Miene. »Mit mir machst du das nicht, du Biest! Verstanden!«

Abu Arram war fuchsteufelswild. Er drohte auch allen anderen Mädchen Schläge an. Zunächst aber hatte er Wichtigeres zu tun: Er holte seine Bohrmaschine und begann, das Fenster nach allen Regeln der Kunst zu sichern, indem er eine Halterung in die Wand dübelte. Sie und den Fenstergriff verband er mit einem großen Vorhängeschloss.

»So, ihr Spaßvögel«, sagte er grimmig. »So viel zum Thema Frischluft. Und passt bloß auf: Wenn ihr das noch einmal macht, verkauf ich euch alle an die schlimmsten Typen, die ich kenne. Die allerschlimmsten.«

Keiner sagte irgendetwas. Wir waren alle sehr eingeschüchtert von seiner Drohung. Vor allem aber war wieder eine Hoffnung gestorben.

Am folgenden Tag kamen zwei Männer zu Abu Arram ins Haus. Es waren Kunden, die Mädchen kaufen wollten. Im Zimmer nebenan wurde heftig verhandelt und gefeilscht.

Wir im Gefängnis wurden zunehmend nervös. Irgendjemanden, wussten wir, würden die Männer mitnehmen wollen. Nuhat kam nicht in Frage, da Abu Arram sie vermutlich für sich selbst behalten wollte. Und Revin war ja angeblich bereits seinem Freund versprochen. Wobei man nie wusste, ob das letztendlich nicht doch eine Frage des Preises war. Zumindest theoretisch aber blieben Lava, Khamia, Evin und ich übrig. Wir pressten unsere Ohren an die Wand. Trotzdem konnten wir nicht recht verstehen, was gesagt wurde. Nur Wortfetzen flogen zu uns herüber: »Junge Mädchen«, »Rabatt«, »Jungfrauen«, »große Brüste«.

»Um wen geht es?«, fragte ich Evin im Flüsterton.

»Ich glaube, sie sind sich noch nicht sicher.«

Irgendwann öffnete sich die Tür. »Lava, Khamia«, rief Abu Arram, »kommt mit mir mit!«

Die beiden Mädchen verkrochen sich in den Ecken. Aber natürlich gab es kein Versteck für sie. Ich sah, wie sie vor Angst zitterten – und sie taten mir sehr leid. In der Schule, erinnerte ich mich, hatten sie immer gute Laune versprüht. Aber davon hatte die Zeit in IS-Gefangenschaft nichts übrig gelassen. Wie verschreckte Tiere hockten sie nun da. »Ich habe gesagt, dass ihr beide jetzt sofort mit mir kommen sollt«, befahl Abu Arram in einem langsamen und bedrohlichen Tonfall. »Wird's bald?«

Er machte einen Schritt auf sie zu. Dann verpasste er beiden eine Ohrfeige. Sie begannen zu weinen. Aber Abu Arram packte sie je an einem Arm. »Dass ihr aber auch immer so ein Theater machen müsst. Wie soll denn das auf die Kundschaft wirken?«, schimpfte der Glatzkopf, während er sie aus dem Raum zerrte. »Ihr benehmt euch wie Kinder!« Ja, dachte ich: Kinder. Das waren sie in der Tat.

Als die Tür wieder verschlossen war, atmeten Evin und ich einen Moment auf. Es ist zwar gemein, das zu sagen, aber natürlich waren wir erleichtert, dass es uns diesmal anscheinend nicht getroffen hatte. Wahrscheinlich hatte die Käufer unser Alter abgeschreckt. Sie wollten immer sehr junge Mädchen, das war auch auf dem großen Sklavenmarkt in der Halle in Rakka so gewesen: Die Jüngsten gingen immer zuerst weg – und Lava und Khamia waren mit ihren ungefähr vierzehn Jahren nun einmal die Jüngsten in unserer Gruppe. Vielleicht hatte aber auch der Preis, den Abu Arram für Evin und mich als Jungfrauen nannte, nicht gestimmt.

Im Nebenraum vernahmen wir die Pfiffe und anzüglichen Kommentare der potenziellen Käufer, denen Lava und Khamia vorgeführt wurden. Anscheinend gefiel ihnen, was sie sahen. Man wurde sich also handelseinig – und unsere beiden Gefährtinnen verließen das Haus unter größtmöglichem Widerstand. Aber das half ihnen überhaupt nichts.

Abu Arram kam dann bester Laune und pfeifend ins Haus zurück. Offenbar hatte er einen guten Deal gemacht.

Er ging auf die Toilette.

Danach kam er zu uns herauf und verlangte nach Nuhat und Revin. Die beiden würden ab sofort in einem anderen Zimmer untergebracht, sagte er. Mit gesenktem Kopf folgten sie ihm nach draußen.

Mir wurde ganz schlecht. Ich spürte den Druck im Kopf, der normalerweise einen Anfall ankündigte. Aber ich versuchte mich zu beruhigen, denn ich wusste: Ein klarer Verstand war das Einzige, was uns weiterhelfen würde. »Evin«, sagte ich. »Wir müssen hier weg – dringend!«

»Ja, ich weiß«, antwortete sie. Keine von uns sprach aus, was wir beide dachten: Nachdem Lava und Khamia gegangen waren, würden wir unweigerlich die Nächsten sein, die Abu Arram, der Menschenhändler, an irgendwelche Halunken verkaufte. Die Zeit drängte also wirklich. Denk nach, Farida, befahl ich mir: Es muss doch einen Ausweg aus diesem verdammten Loch geben!

Das Einzige, was mir einfiel, waren erneut die Fenster. Mit der Hand suchte ich nach der Halterung, die Abu Arram in die Wand geschraubt hatte. Ich rüttelte an ihr. Vielleicht war sie ja locker und ließ sich aus der Wand brechen, dachte ich. Aber sie bewegte sich keinen Millimeter.

»Vielleicht geht es ja bei dem anderen Fenster«, schlug Evin plötzlich vor.

Ich hielt wie vom Blitz getroffen inne. Ja, natürlich! Es gab ja auch noch das andere Fenster! Bei ihm hatte Abu Arram im Eifer des Gefechts kein weiteres Schloss angebracht. Seine Sicherung, beziehungsweise der Fenstergriff, musste sich unterhalb des Sofas befinden. Wie dumm, dass uns das nicht sofort aufgefallen war!

Gemeinsam rückten wir das Sofa ein Stück nach vorn. Es bewegte sich mit einem schleifenden Geräusch. »Mach nicht zu viel Lärm!«, ermahnte mich Evin. Aber diesmal hatten wir Glück: Abu Arram war in dem Moment viel zu sehr mit Nuhat beschäftigt, um auf die Geräusche im Haus zu achten.

Ich tastete den Griff ab. Es schien die gleiche Drahtkonstruktion zu sein, die er auch bei dem anderen Fenster verwendet hatte. »Abu Arram scheint uns für ziemlich dämlich zu halten!«, triumphierte ich und machte mich sofort daran, die Knoten zu lösen.

»Vermutlich ist er es selbst«, kicherte Evin. »Diese Typen haben doch nur eines im Kopf.«

Bald hatte ich den Draht beseitigt. Das Fenster ließ sich nun problemlos öffnen. Nun blieb nur der Rollladen. Ich versuchte, ihn nach oben zu schieben. Er gab einen Zentimeter nach. Dann jedoch stockte er, als ob es irgendwo einen Widerstand gäbe. »Ich glaube, er hat ihn von außen gesichert«, sagte ich verzagt.

»Vielleicht klemmt er nur«, meinte Evin. »Lass mich mal ran.«

Wir versuchten es mit vereinten Kräften – und schafften noch ein paar Zentimeter mehr. »Das Holz ist verzogen«, sagte Evin. Sie vermutete, dass es einfach schon zu lange der Witterung ausgesetzt gewesen war. »Regen

kann diesen Effekt haben.« Wir mühten uns also weiter ab, schoben und drückten, so fest wir nur konnten.

»Wir müssen es einfach schaffen. Wir *müssen*«, sagte ich immer wieder. Ich war davon überzeugt, dass unser Leben davon abhing. Von unserer Ehre ganz zu schweigen.

»Hoffentlich erwischt er uns nicht noch einmal«, sagte Evin nervös. Abwechselnd schafften wir es schließlich, das störrische Material um etwa fünfundzwanzig Zentimeter nach oben zu hieven. Es war nicht mehr als ein Spalt, der sich auftat. Dahinter sahen wir die dunkle Straße liegen – unsere Freiheit. Unsere Chance, dem Horror zu entkommen.

Sobald wir mit dem Kopf durch den Schlitz passten, versuchten wir hinauszuklettern. Evin machte den Anfang. Ich schob sie immer weiter mit dem Oberkörper nach vorne, bis sie sich vorne, auf dem Asphalt, mit den Händen abstützen konnte. Dann machte sie eine Art Überschlag und landete auf beiden Beinen auf der Veranda des Frauenhändlers. Ich schmiss ihr unsere schwarze Kluft hinterher.

Als Nächstes kletterte ich los. Ich konnte das Akroatenstück jedoch nicht ganz so elegant vollführen, denn die Narben an meinen Handknöcheln waren noch zu frisch, um sie auf diese Weise zu strapazieren. Also zog mich Evin an den Armen heraus. Ich machte eine Bauchlandung. Aber das war mir herzlich egal. Hauptsache, frei!

»Wir haben es geschafft«, flüsterte ich und konnte es überhaupt nicht fassen. »Wir sind draußen!« Ein überwältigendes Gefühl der Freude schoss in mir hoch. Schnell legte ich die islamische Kluft an, damit wir auf der Straße nicht sofort angehalten und wieder eingesperrt würden.

»Los«, mahnte Evin. »Weg hier, solange Abu Arram ...«

Weiter kam sie nicht. Denn in diesem Moment betrat der glatzköpfige Syrer im Morgenmantel seine Veranda. Er knipste mit dem Feuerzeug herum, offenbar, um sich eine Zigarette anzuzünden. Er rauchte, wie wir wussten, gerne eine, nachdem er Nuhat missbraucht hatte.

Als er unsere schattenhaften Gestalten vor dem Fenster sah, fielen ihm fast die Augen aus dem Kopf. »Ihr verdammten Teufelsgören«, brüllte er. »Hab ich euch nicht gesagt, dass das böse enden wird? Stehen bleiben!« Aber wir stolperten los. »Haltet sie auf!«, hörte ich Abu Arrams Stimme hinter mir rufen.

Wir rannten in Richtung des Holzzauns, der sein Grundstück umfasste. Aber wir kamen nicht weit: Zwei IS-Leute, die an der nahen Kreuzung

Wache gehalten hatten, liefen uns entgegen und hinderten uns am Weiterkommen. Abu Arram holte uns ein. »Es sind meine Jesidinnen«, schnaufte er.

»Kannst du das beweisen?«, fragten die Bärtigen.

»Natürlich«, beteuerte er. »Ich habe Eigentumsdokumente.«

Während Abu Arram mit den IS-Männern die Formalitäten abklärte, legten sie uns Handschellen an und brachten uns in unser Gefängnis zurück. »Dann pass in Zukunft besser auf sie auf!«, rieten sie ihm lachend.

Kaum waren wir mit unserem »Besitzer« allein, bekam er einen Wutausbruch und prügelte auf uns ein. »So, ihr glaubt also, ihr könnt mich zum Narren halten? Ich hatte ja schon von euch gehört; ihr seid wirklich unausstehlich. Aber jetzt kommt ihr an einen Ort, von dem ihr niemals mehr entkommt!«

Nachdem er uns vermöbelt hatte, zückte er sein Mobiltelefon und wählte eine Nummer. »Emir Zeyad? *Salemaleikum!*« Die Männer tauschten einige Höflichkeitsfloskeln aus. Dann kam Abu Arram zur Sache. »Ich sollte mich doch melden, wenn ich Jungfrauen im Angebot habe.« Evin und ich tauschten ängstliche Blicke aus. »Ja, zwei, achtzehn und vierundzwanzig Jahre alt. Ein bisschen alt? Haha, ja, ich weiß, aber rassig und temperamentvoll. Ich mache euch ein Sonderangebot!« Er warf Evin und mir grimmige Blicke zu. »Alles klar. Dann bis in zwei Stunden!« Abu Arram legte auf.

»Ihr werdet euch noch nach mir zurücksehnen!«, prophezeite er uns.

Und leider sollte er recht behalten: Denn Abu Arram hatte uns an den Chef der *Bater*-Division in der syrischen Wüste verkauft.

Seine Einheit wurde auch die Truppe der »Bluthunde« genannt.

Kapitel 6

Bei den »Bluthunden«

Abu Arram ließ uns nicht mehr aus den Augen. Evin und ich hatten gehofft, dass er uns zurück in den Raum der Finsternis schicken würde, in dem wir fast zehn Tage ausgeharrt hatten. Aber er wollte kein Risiko mehr mit uns eingehen. »Mädchen wie ihr sind geschäftsschädigend: Ich hätte euch nie kaufen sollen«, sagte er, während er uns gegenüberhockte und uns bewachte, bis wir abgeholt würden. Unsere Handgelenke steckten weiterhin in Handschellen. Mit seiner Gutmütigkeit sei es jetzt vorbei, meinte Abu Arram, der Frauenhändler: »Jetzt werdet ihr beiden schon sehen, was ihr von eurem Starrsinn habt.«

Nach einiger Zeit fuhr ein Wagen in der Einfahrt vor. Libysche IS-Leute in Militärkleidung stiegen aus. Es waren die Soldaten des Kommandanten Omar Zeyad, der auch der »Emir« genannt wurde. Nachdem sie mit Abu Arram das Geschäftliche geregelt hatten, hießen sie uns, in das Militärfahrzeug zu steigen. Sie bedrohten uns mit ihren Maschinengewehren. Wir wussten, dass es keinen Sinn machte, sich zu sträuben. Trotzdem unternahmen wir einen letzten verzweifelten Versuch wegzurennen, bevor sie uns in das Fahrzeug zerrten. Alles war besser, als ihren Befehlsherren übergeben zu werden, da waren Evin und ich uns einig: Viel lieber wollten wir vorher von einem von ihnen erschossen werden. Aber diesen Gefallen taten sie uns nicht.

Die Männer fingen uns ohne großen Aufwand ein und fesselten uns mitsamt der Handschellen auf die Rückbank. Dann brauste der Wagen durch die stockdunkle Nacht davon, ließ Rakka hinter sich und fuhr in die nächtliche Wüste. Der Fahrtwind drang durch die halb geöffneten Fenster zu uns nach hinten. Die Männer hörten eine MP3-Aufnahme mit Koransuren. Unser Gewimmer und Gejammer interessierte sie nicht.

Irgendwann, vielleicht gegen Mitternacht, erreichten wir den Euphrat und die Stadt Deir al-Sur an der irakischen Grenze. Sie befand sich zum Zeitpunkt unserer Ankunft unter der Kontrolle des IS. Hier steuerten wir einen Vorort an. »Sche-Hadad« las ich auf einem Schild. Offenbar befand sich dort ein lokaler Stützpunkt. In einem dunklen zweistöckigen Gebäude erwartete uns ihr Chef, der Libyer Emir Zeyad.

Der Befehlshaber der »Bluthunde« redete gerade mit einer Gruppe von Untergebenen, als wir in sein Haus gebracht wurden. Ungefähr ein Dutzend IS-Kämpfer umringte ihn. Zeyad war ein nicht allzu großer Mann mit langem Kopfhaar und einem von grauen Strähnen durchzogenen Bart. Er hatte grobe Gesichtszüge, einen breiten Kiefer und trug die typische schwarze Kleidung des IS. Seine Erscheinung flößte mir von Anfang an Angst ein. Als er sah, wie wir widerstrebend zu ihm geführt wurden, verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. »Schluss für heute«, sagte er zu seinen Männern.

Er befahl allen – außer seinem Stellvertreter Galib und ein paar Wachleuten –, das Haus zu verlassen und sich schlafen zu legen. Für den Stellvertreter, einen großen, sehr dunkelhäutigen Typen mit kurzen Bartstoppeln, war die Einladung zu bleiben offenbar eine Ehre. Jedenfalls bedankte er sich untertänig bei seinem Vorgesetzten und Freund. »Na, dann wollen wir jetzt doch noch etwas Spaß haben«, sagte Emir Zeyad zu ihm.

Ich kann nicht beschreiben, wie ich mich in diesem Moment gefühlt habe: Natürlich wusste ich, was sie mit uns vorhatten, wusste auch, dass ich es nicht abwenden konnte. Ich sah Evin und mich selbst in Handschellen vor diesen beiden Männern stehen – und war doch irgendwie gar nicht anwesend. Ich mied ihre Blicke und starrte stattdessen auf einen Topf mit Essensresten, der auf einem der Teppiche stehen geblieben war. Offenbar das Überbleibsel eines gemeinsamen Abendessens. Wer hatte es wohl zubereitet? Vielleicht eine andere Sklavin? Oder eine ihrer Ehefrauen?

Ich erinnerte mich an die Gerichte, die ich zu Hause für meine Familie gekocht hatte. Nicht, dass ich Hunger gehabt hätte, nein. Ich verspürte in dem Augenblick überhaupt keine körperlichen Bedürfnisse. Es war, als gäbe es meinen Körper nicht mehr. Ich fixierte diesen Topf einfach so, weil er für mich so etwas wie ein Ankerpunkt war, der mich mit einer anderen Welt verband. Einer Welt, in der Reis gekocht wurde und in der die Menschen friedlich gemeinsam zu Abend aßen. Ja, es gab diese Welt,

dachte ich. Es gab sie auch weiterhin. Nur war ich irgendwann von dieser Welt ausgeschlossen und in eine andere katapultiert worden.

Nun befand ich mich in einer Welt, in der Krieg herrschte und in der mir Gewalt angetan wurde. Es war ein schrecklicher Irrtum, das wusste ich. Ich gehörte nicht hierher. Und doch war zumindest mein Körper in dieser Welt gefangen und konnte ihr in diesem Moment nicht entfliehen.

Nur meine Seele wanderte noch frei umher: Sie schwebte irgendwo über dem Raum mit den beiden Libyern. Den Männern, die mich und Evin vergewaltigen wollten.

»Was starrt sie so vor sich hin?«, fragte Galib.

»Keine Ahnung. Sie soll ein bisschen verrückt sein, trotzdem süß. Die nehm ich«, sagte der Emir. »Die andere schenk ich dir.«

Der zweite Libyer bedankte sich erneut. Weder sein Chef noch er besaßen offenbar irgendwelche Skrupel, einen Menschen zu verschenken oder als Geschenk anzunehmen: Wir waren für sie Gegenstände, die ihnen Vergnügen zu bereiten hatten und die man nach Belieben kaufen, verkaufen oder auch untereinander tauschen konnte. Uns als Anerkennung für besondere Leistungen zu vergeben gehörte zur den Gepflogenheiten der Krieger. Unsere Gefühle interessierten dabei nicht.

Sie schubsten uns in Richtung Badezimmer. »Ihr stinkt!«, riefen sie abfällig. »Dass aber auch alle Jesiden-Mädchen so stinken müssen. Los, ab mit euch unter die Dusche!«

Wir wehrten uns, soweit das mit den Handschellen möglich war. »Wir wollen nicht duschen«, sagte Evin. Sie und ich hatten während der Zeit unserer Verschleppung sehr wohl bemerkt, dass ein möglichst abstoßendes Äußeres uns half, weil es uns als Sexobjekte weniger erstrebenswert machte. Deshalb wuschen wir uns nie. Wir trugen auch immer noch dieselben Kleider, mit denen wir vor gut einem Monat aus unserem Dorf verschleppt worden waren. Wir hatten sie Tag und Nacht getragen. Kein Wunder also, dass wir übel rochen. Aber es war naiv zu glauben, dass wir die Männer dadurch von ihrem Vorhaben abhalten könnten.

»Doch, ihr werdet duschen, ihr stinkenden Jesiden-Huren!«, brüllten sie und schlugen uns mit voller Wucht ins Gesicht. Aber ich muss gestehen: Das spürte ich gar nicht. Mein einziger Gedanke war, wie um Himmels willen wir uns der Situation noch entziehen könnten.

Es gab nur einen einzigen Ausweg: Ich musste mich töten. Ich brauchte eine Waffe, die ich gegen mich selbst richten konnte. Zwar hatte ich Evin

versprochen, sie nicht mehr alleine zu lassen. Doch dieses Versprechen würde ich nicht brechen. Denn auch ihr blieb keine andere Option, einer Schändung zu entgehen. Wir würden beide gemeinsam unsere Körper und diese schreckliche Welt verlassen. Fieberhaft scannten meine Augen die Umgebung nach einem geeigneten Werkzeug ab.

Die Männer rissen uns unterdessen die Schleier herunter. An unseren Haaren zogen sie uns ins Badezimmer. Wir strampelten und schrien. Wir schrien so laut, dass es die gesamte Nachbarschaft hören musste. Aber keiner kümmerte sich darum, was nachts im Haus des Emirs geschah. Erst als sie die Tür hinter uns verriegelt hatten, nahmen sie uns die Handschellen ab.

»Ausziehen!«, befahlen sie uns. Selbstverständlich taten wir nichts dergleichen.

Da zückten sie die Dolche, die sie im Gürtel trugen. Mit einem glatten Schnitt von oben nach unten beraubte mich Emir Zeyad meines Rocks und meiner Bluse.

»Jetzt werden wir euch beide erst einmal richtig sauber schrubben«, kündigten sie an.

Sie schoben uns in Richtung Dusche. Da hatte ich plötzlich einen Einfall. »Die Glühbirne«, rief ich Evin auf Kurdisch zu. »Siehst du die Glühbirne über der Dusche? Ich werde einen Kurzschluss erzeugen.« So konnten wir uns das Leben nehmen. »Einverstanden?«

»Einverstanden!«, antwortete sie weinend.

Wir ließen uns also unter die Dusche schieben. Evin hielt mich fest umklammert. Als die Männer das Wasser anstellten, schnellte mein Arm nach oben: Ich drehte die Birne aus der Fassung. Es wurde stockdunkel. Schnell versuchte ich, meine Finger hineinzustecken. Doch die Männer rissen mich vorher weg.

»Lass sofort den Unsinn!«, bellte Zeyad, während er mich mit seinem Gewicht auf den Boden drückte.

Galib öffnete die Badezimmertür, damit wieder Licht hereinkam. Das Wasser lief immer noch. Einer der Wachleute brachte eine Gaslampe und entfernte sich wieder, damit seine Chefs ihr Spiel ungestört fortsetzen konnten. »Du verdammtes Luder«, schimpfte Zeyad. »Du wirst schon noch begreifen, wer hier der Stärkere ist!«

Die Männer, jetzt ebenfalls klitschnass, ließen sich in dem, was sie taten, nicht beirren. Wie aus großer Ferne beobachtete ich mich, dachte mir

still, dass das Mädchen, das das aushielt, nur so aussah wie ich. Sie war meine Doppelgängerin. Ich, die wahre Farida, schwebte über ihr und war für die Männer unerreichbar.

Ich sah mir zu, wie sie uns die Treppe hinauf in den Privatbereich des Hauses zerrten. Oben angekommen, schubsten sie uns in ein Zimmer, das mit teuren Teppichen ausgestattet war. In dem Raum lagen auch frische Kleider für uns bereit, die wir anziehen sollten: ein rotes Kleid für Evin und für mich eines in zwei verschiedenen Blautönen. Eilig zogen wir uns die Kleider über.

Zitternd verkrochen wir uns in eine Ecke des Raumes – und hofften, dass nun alles vorbei sei. Vielleicht hatten die Männer nur einen Spaß mit uns getrieben?

Aber sie folgten uns.

Als wir am nächsten Morgen auf zwei schäbigen Matratzen erwachten, brannten und schmerzten unsere Körper. Evin und ich trugen immer noch die Kleider vom Vorabend; der Geruch von Blut und Sperma haftete an ihnen. Wir mochten uns kaum in die Augen schauen, so sehr schämten wir uns voreinander.

Der Raum, in dem wir uns befanden, war sehr klein, heiß und stickig. Es gab nur ein einziges, hoch gelegenes Fenster, das mit einem doppelten Gitter gesichert war: Innen befand sich ein feiner, engmaschiger Draht, außen waren dicke und stabile Gitterstäbe aus Eisen angebracht. Die Tür war ebenfalls fest verschlossen. Wir hämmerten dagegen. Doch als wir hörten, wie sich Schritte näherten, bekamen wir es sofort mit der Angst zu tun.

Die Tür ging auf, und ein bewaffneter IS-Mann stand vor uns, wahrscheinlich einer der Wachleute Zeyads. »Was ist los?«, fragte er unfreundlich.

»Wir müssen auf die Toilette«, behaupteten wir.

»Okay, kommt mit.«

Durch einen düsteren Flur führte er uns zur Toilette. Ich wollte mich erleichtern. Aber es war kaum möglich. Denn mein gesamter Unterleib brannte wie Feuer, als ich es versuchte. Ich glaube, dass es Evin ähnlich erging. Aber sie sagte mir nichts, sondern weinte nur stumm vor sich hin.

Über dem Wasserhahn versuchte ich mich zu waschen, zum ersten Mal während meiner Gefangenschaft hatte ich das Bedürfnis, mich zu reinigen

und alles von mir abzuspülen, was dieser Mann hinterlassen haben könnte. Sogar das Kleid hielt ich unter den Wasserstrahl. Evin tat das Gleiche. Doch so sehr wir uns auch schrubbten, es blieb das Gefühl, nicht wieder sauber zu werden. Schließlich wurde dem IS-Mann, der vor der Tür Wache hielt, die Zeit, die wir auf der Toilette verbrachten, zu lang. »Hey, was macht ihr beide denn so lange da drin?«, rief er.

Bevor er die Tür von außen öffnete, gingen wir hinaus und ließen uns von ihm in unsere Zelle zurückbegleiten. Er verschloss die Tür mehrmals. Evin und auch ich kauerten uns schweigend auf die Matratzen und verkrochen uns in uns selbst: Jede litt und trauerte an diesem düsteren Morgen ganz für sich allein. Wir fühlten uns schmutzig, nachdem die Männer uns benutzt hatten. Jetzt waren wir unmoralische Frauen, Frauen, vor denen jeder im Dorf die Nase rümpfen würde. Beide fühlten wir uns zudem schuldig. Warum hatten wir es nicht verhindern können? Das war vielleicht sogar das Schlimmste: die Vorwürfe, die wir uns selbst machten. Das geschah ganz automatisch. Ich zumindest hatte von klein auf immer wieder gehört, dass die Ehre einer Frau für die Ehre ihrer ganzen Familie stehe – und dass es daher meine Pflicht sei, sie zu schützen. Das war mir misslungen. Natürlich wusste ich, dass mich keine Schuld traf, keine direkte Schuld zumindest: Ich hatte alles, was in meiner Macht stand, versucht, um es zu verhindern. Die Männer waren schlicht stärker gewesen. Trotzdem quälte mich ein schlechtes Gewissen gegenüber meiner Familie. Hoffentlich, dachte ich, würden meine Eltern und meine Brüder nie davon erfahren, was mit mir geschehen war.

Ich dachte an die Zeit zurück, in der wir alle zusammen in unserem schönen Haus mit dem Garten gewohnt hatten, und erinnerte mich unwillkürlich, wie meine Brüder immer hungrig um den Herd geschlichen waren, wenn ich abends für sie gekocht hatte. Dann sah ich uns alle gemeinsam um den großen Tisch sitzen und die leckeren Kebab-Spieße verzehren. In meiner Erinnerung erschien mir mein Zuhause in Kocho immer mehr wie eine Illusion. Hatte ich wirklich in diesem kleinen Paradies gelebt?

Irgendwann, vielleicht war es schon Nachmittag, kamen unsere »Besitzer« zu uns. Wir vernahmen ihre Schritte schon auf dem Flur. Außerdem hörten wir, wie sie sich unterhielten, während sie in Richtung unserer Zelle schritten. »Wenn dieses kleine Biest auch nur ein Wort Arabisch spricht, nehme ich sie mit nach Libyen«, sagte Zeyad. Mir blieb

fast das Herz stehen. Das Monster wollte mich tatsächlich mit in seine Heimat nehmen? Nur über meine Leiche, schwor ich mir im selben Moment. Nur über meine Leiche sollte er mich auch nur ein einziges Mal wieder berühren.

Mir wurde sofort übel, als ich Zeyads Kopf in der Tür sah und seinen Körpergeruch wahrnahm. Die Erinnerung an die gestrige Nacht stieg schmerzhaft in mir hoch, und ich fing an zu zittern. Ich verkroch mich im hintersten Winkel der Zelle. Das schien ihn, wie üblich, zu amüsieren. Jedenfalls kam er mir hinterher und fuhr mir mit dem Zeigefinger unters Kinn. »Na, Kleines«, sagte er. »Wie geht es uns heute? War doch halb so schlimm, oder?« Er lachte, als habe er einen besonders guten Witz gemacht.

Ich spuckte nach ihm, erwischte aber leider nur seine Kleidung. Er wischte die Spucke mit der Hand ab. »Jetzt werd mal nicht übermütig«, sagte er und ohrfeigte mich. »Sonst nehme ich dich gleich noch einmal ran.«

Es sollte wohl eine Drohung sein. Aber ich kann noch nicht einmal sagen, dass sie mich in diesem Moment besonders ängstigte. Irgendetwas in mir schien abgestorben. Ich reagierte nicht und richtete meinen Blick stur zu Boden. »He, verstehst du mich?«, fragte er.

»Sie spricht kein Arabisch«, behauptete Evin.

»Wer hat dich denn gefragt?«

»Sie ist meine kleine Schwester.«

»Und woher bitte schön kannst *du* dann so gut Arabisch? Wenn sie deine Schwester ist, muss sie es doch ebenfalls in der Schule gelernt haben!«

»Ich habe es mir selbst beigebracht«, log Evin, »aus dem Fernsehen.«

Die Männer überlegten, ob sie ihr glauben sollten. Sie tauschten unentschlossene Blicke, ließen die Sache dann aber auf sich beruhen. »Dann sag deiner kleinen Schwester, dass sie mich gestern Abend mit ihren Dummheiten sehr wütend gemacht hat«, drohte er, »und dass ich ihr jetzt den Hintern versohlen werde.« Er lockerte seinen Gürtel, offenbar um mich damit zu verdreschen.

»Farida kann nichts dafür«, nahm meine Freundin mich in Schutz, »sie ist krank.«

In diesem Moment surrte das Handy des Emirs. Der Libyer warf einen kritischen Blick auf das Display – und nahm das Gespräch an. »Was gibt's denn?«, fragte er.

Einer seiner Kommandanten berichtete mit lauter, aufgeregter Stimme von Kämpfen mit einer rivalisierenden Dschihadisten-Gruppe, die irgendwo in der Nähe ausgebrochen waren. Emir Zeyad war plötzlich ganz aufmerksam und fragte die genauen Koordinaten bezüglich des Ortes und der Zahl der Kämpfer auf der Gegenseite von dem Informanten ab. »Wir werden gleich da sein«, versprach er. »In dreißig Minuten.«

Nachdem er eingehängt hatte, sagte er zu Galib: »Wir müssen los, sofort. Unsere Jungs brauchen Unterstützung.« Mir warf er einen bösen Blick zu. »Glaub bloß nicht, dass du mir so davonkommst. Die Strafe für die Aktion gestern kriegst du, sobald wir zurück sind.«

Wir atmeten erleichtert auf, als Zeyad und Galib die Zelle verließen. »Ich hoffe, diese Schweine bekommen eine Kugel durch den Kopf gejagt und wir sehen sie nie wieder«, sagte ich zu Evin.

»Vielleicht geraten sie ja auch in Gefangenschaft. Das wäre das Beste.«

»Mögen ihre Gegner ihnen einen möglichst qualvollen Tod bereiten. Ich wünsche ihnen, dass sie unter Schmerzen langsam dahinsiechen.«

Unsere Fantasie wollte gar nicht mehr aufhören, sich schreckliche Todesarten auszumalen, die wir unseren Peinigern wünschten. Befeuert wurde sie dadurch, dass wir Zeyad und Galib tatsächlich mehrere Tage lang nicht wiedersahen. Der IS-Wachmann, der uns auf die Toilette begleitet hatte, versorgte uns mit einem Minimum an Nahrungsmitteln und Wasser: Jeden Abend brachte er uns je eine Flasche mit weniger als einem halben Liter Wasser und ein paar Kekse. Sonst kümmerte sich keiner um uns. Ich glaube, dass das Zimmer, in dem wir gefangen gehalten wurden, in einer Art Gefängnistrakt lag, denn außer dem Wächter sahen wir nie eine Menschenseele auf dem Flur. Oder aber die Männer waren alle mit dem Emir in den Kampf gezogen.

Wir harrten also in der brütenden Hitze aus. »Ich glaube, dass sie wirklich erschossen wurden«, sagte ich irgendwann zu Evin. »Es könnte doch sein.«

»Ja, vielleicht. Aber der IS ist immer noch hier.« Sie wirkte nachdenklich. »Was würde das heißen? Was geschieht mit uns, wenn sie tot sind?«

Ich dachte nach. Evins Überlegungen waren berechtigt: Was geschah mit einer »Sklavin«, deren »Besitzer« verstarb, nach IS-»Recht«? Würden wir in diesem Fall »vererbt« werden? Hatten Zeyad und Galib entsprechende Vorkehrungen getroffen? Später erfuhr ich, dass einer ihrer

religiösen Führer gerade eine Fatwa erlassen hatte, die diese Fragen regelte. Tatsächlich würden wir demnach wie sämtliche andere »Sachwerte« unserer »Besitzer« unter seinen Männern verteilt werden. Aber glücklicherweise wussten wir das nicht, als wir in dem Gefängnis in Deir al-Sur saßen.

Während wir noch grübelten, hörten wir draußen Schüsse. Wir lauschten erwartungsvoll: Waren die Kämpfe nun bis zu uns gedrungen? Einen Moment schöpften wir Hoffnung. Vielleicht waren es Kurden oder gar Amerikaner, die zu unserer Befreiung kamen? Doch dann vernahmen wir die *Allahu-Akbar*- und Siegesrufe der Männer. Unsere Peiniger hatten offenbar die Schlacht gewonnen; wahrscheinlich ließen sie sich da draußen gerade feiern. Unser Mut sank.

Wenig später kamen vier Männer, um uns abzuholen. Sie brachten uns beiden einen schwarzen Ganzkörperumhang und einen Extraschleier für den Kopf. »Zieht das an und kommt mit«, wiesen sie uns an. »Eure »Besitzer« verlangen nach euch.«

Aber wir weigerten uns. Da hielten uns je zwei von ihnen fest und stülpten uns die schwarze Kluft mit Gewalt über. Da wir ihren Chefs gehörten, achteten sie jedoch penibel darauf, uns nicht in irgendeiner Weise falsch anzufassen, schon gar nicht vor Zeugen. Als sie uns verpackt hatten, brachten zwei der Männer Evin weg. Ich zeterte und verlangte, bei ihr zu bleiben. Sie fuhren mich an, dass ich still sein solle. Dann führten sie mich eine Treppe hinunter und brachten mich hinaus auf die Straße. Ich blinzelte. Zum ersten Mal seit langer Zeit sah ich – wenn auch durch den schwarzen Schleier – die Sonne wieder und spürte ihre wohltuende Wärme auf meinen Schultern. Ja, dachte ich: Es gab sie immer noch, die andere Welt. Heimlich verneigte ich mich vor dem mächtigen Himmelskörper und bat meinen Herrn Melek Taus, uns zu erretten. »Amen, Amen, Amen«, flüsterte ich.

Die Männer führten mich am Arm durch ein Getümmel von Militärfahrzeugen und IS-Kämpfern, die gerade von der Schlacht zurückgekehrt waren, bis zu einem Wohnhaus, das auf der anderen Seite der Straße lag. Ich weiß nicht, wem es gehörte. Vielleicht war es Emir Zeyads Privatwohnsitz, oder besser gesagt: das Haus, das er irgendjemandem weggenommen hatte. Ihn selbst hatte ich jedoch unter den vielen Bärtigen bislang nicht entdeckt.

Sie schoben mich durch den Eingang in den Flur bis in ein Schlafzimmer. Ja, es war ein ganz normales, gutbürgerliches Schlafzimmer, in das sie mich brachten. In ihm gab es ein Doppelbett, einen Schrank voller

Kleidung, die die ursprünglichen Bewohner zurückgelassen haben mussten, und einen großen Spiegel, in dem ich mich selbst als schwarzes Gespenst sah. Meine Augen, die aus den Schlitzfenstern guckten, waren unnatürlich weit aufgerissen. Ich konnte meinen eigenen Anblick nicht ertragen. Schnell wandte ich meinen Blick ab.

»Warte einen Moment und halt dich bereit«, sagten die Männer zu mir: »Der Emir wird gleich zu dir kommen.« Dann gingen sie hinaus und schlossen sorgfältig die Tür hinter sich zu.

Ich war ganz ruhig und überlegte, welche Optionen mir blieben. Dass Zeyad nach dem gewonnenen Kampf der Sinn nach einer Frau stand, bezweifelte ich nicht eine Minute. Er hatte mich hierherbringen lassen, um mich erneut zu vergewaltigen. Es gab keinen Grund, irgendetwas anderes anzunehmen. Was sollte ich also tun? Ich konnte doch nicht warten, bis er hierherkam und mir wieder Schmerzen zufügte. Wobei es nicht die Schmerzen waren, die mich am meisten schreckten: Es war die Vorstellung, dass dieser Mann sein Verlangen an mir befriedigte, dass er mich benutzte. Nein, das würde ich kein zweites Mal zulassen. Ich würde mich ihm entziehen!

Ich sah mich im Raum um – und entdeckte einen Haken an der Decke. Der Ventilator, der wahrscheinlich mal an ihm befestigt war, fehlte. Perfekt! Ein Haken, ein Schleier, kalkulierte ich kühl – was brauchte ich mehr, um mir das Leben zu nehmen? An eine Flucht dachte ich diesmal nicht. Obwohl es ein Fenster gab, kam mir nicht der Gedanke, dass ich auch versuchen könnte zu entkommen. Ich glaube, ich war einfach zu depressiv für solch kühne Pläne; mir fehlten die Energie und das Selbstbewusstsein dazu. Denn wozu sollte ich jetzt, nachdem ich meine Ehre verloren hatte, noch die Flucht ergreifen? Ich würde meinen Eltern nur Schande bereiten. Besser wäre es, ich würde einfach verschwinden.

Ich nahm also meinen Schleier vom Kopf, stieg mit ihm auf das Bett und knotete ihn an dem Haken dort oben fest. Aus dem Rest des Stoffs bastelte ich mir eine Schlinge. Ich kann nicht sagen, dass ich traurig gewesen wäre, als ich mir die Schlaufe um den Hals legte. Um mein Leben, dachte ich, war es jetzt ohnehin nicht mehr schade. Ich fühlte mich nur unendlich einsam. Wie schade, dass ich mich nicht wenigstens von meiner Familie verabschieden konnte. Ob sie je davon erfahren würde, was ich getan hatte? Ob sie stolz auf mich wäre? Und Evin? Würden sie ihr meine Leiche zeigen? Würde sie böse auf mich sein? Nein, entschied ich: Evin

würde mich verstehen, besser als jeder andere auf der Welt. Auf Wiedersehen, Welt! Auf Wiedersehen, geliebte Freundin! Evin, pass auf dich auf!

Ich sprang vom Bett, riss dabei den Schleier herunter und schlug mit dem Kopf auf der Bettkante auf. Ich spürte einen beißenden Schmerz, dann verlor ich das Bewusstsein.

Später, als ich wieder erwachte, erzählte mir Evin, dass der Emir sehr wütend gewesen sei, als er mich zurückbrachte. Er war wohl kurz darauf ins Zimmer gekommen und hatte mich auf dem Boden vorgefunden. In das schwarze Tuch gewickelt hatte er mich auf den Armen über die Straße getragen – und natürlich hatten alle seine Untergebenen gesehen, was passiert war: Ich hatte ihrem Chef einen Strich durch die Rechnung gemacht. Deshalb war der Emir wohl alles andere als guter Laune, als er mich bei Evin im Gefängnis abließ. Medizinische Versorgung zog er trotz meiner Kopfverletzung nicht in Betracht.

Die Platzwunde an der Stirn hatte Evin mit Wasser ausgewaschen. Mein Schädel dröhnte immer noch. Dennoch schimpfte meine Freundin heftig mit mir. »Du hast es wieder getan; wieder wolltest du mich alleine lassen!«

»Du weißt, dass ich keine andere Wahl hatte.«

Wir hielten uns in den Armen. Ich fragte Evin nicht, wie es ihr selbst ergangen war. Ihr verheultes Gesicht und das Veilchen unter ihrem Auge sagten mir mehr, als ich wissen wollte. Jetzt ließ sie ihren Tränen freien Lauf. »Farida, ich habe schlechte Nachrichten: Galib will mich verkaufen«, schluchzte sie.

»Was? Woher weißt du das?«

»Er hat es mir heute gesagt. Ich glaube, er war wütend, weil ich mich gewehrt habe.«

»Sicher wollte er dich nur einschüchtern«, sagte ich. Die Vorstellung, von Evin getrennt zu werden, war ein Albtraum. Inmitten all des Grauens spendete ihre Anwesenheit doch noch einen gewissen Trost – den letzten, der mir geblieben war.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Vielleicht hast du ja recht.«

Wir klammerten uns an diese Hoffnung. Ich glaube, dass wir beide ähnlich empfanden: Zwar schämten wir uns, dass die andere uns in einem so erbärmlichen Zustand sah und dass sie Zeugin von Dingen wurde, von denen nie irgendjemand erfahren durfte. So jedenfalls glaubten wir zu diesem Zeitpunkt. Auf der anderen Seite waren wir füreinander das letzte

Verbindungsstück zu unserer früheren Welt. Der Welt, in der sie und ich normale junge Frauen mit einem Zuhause und einer Familie gewesen waren. Ich fürchtete, dass ich verrückt werden würde, wenn ich Evin auch noch verlöre. Vielleicht fürchtete sie das ebenfalls – nicht für sich, sondern für mich.

»Ich werde ihm sagen, dass ich mich um dich kümmern muss«, versprach sie. »Ich werde alles tun, was er von mir verlangt. Wenn Galib auch nur einen letzten Funken Menschlichkeit besitzt, wird er verstehen, dass ich bei dir bleiben muss.« Doch wir hatten beide unsere Zweifel.

»Wenn Zeyad es noch mal versucht, werde ich mich töten«, sagte ich zu Evin.

»Das darfst du nicht!«, beschwor sie mich. »Du hast es mir versprochen.«

»Wenn du nicht mehr bei mir bist, ist es ohnehin egal.«

»Selbst wenn ich nicht bei dir bin: Du darfst diesem Mann nicht diese Macht über dich geben. Egal, was er tut. Wir werden eine Möglichkeit finden, hier rauszukommen. Ich verspreche es dir.«

Doch ich blieb bei meiner Haltung. »Ich kann nicht mehr. Bitte versteh mich«, bat ich sie. »Vielleicht sehen wir uns nie wieder.«

Evin sagte nichts. Aber ich glaube, sie verstand mich insgeheim doch viel besser, als sie zugeben mochte.

Irgendwann in der Nacht, die genaue Uhrzeit weiß ich nicht, hörten wir, dass sich der Zelle Schritte näherten. Wir fuhren zusammen. Was wollten sie jetzt wieder von uns? Das Schloss rasselte, und die Tür öffnete sich. Galib betrat in Begleitung eines IS-Wachmanns den Raum. Waren sie gekommen, um Evin zu holen? Ich hielt meine Freundin fest umklammert. Nein, nehmt sie mir nicht weg, dachte ich verzweifelt. Nachdem ihr mir alles andere genommen habt, lasst wenigstens Evin bei mir!

»Aufstehen!«, bellte Galib. Im ersten Augenblick war nicht klar, ob er nur Evin oder uns beide meinte. Keine von uns unternahm Anstalten aufzustehen. Wir blieben auf unserer Matratze, und ich klammerte mich noch fester an Evin.

»He, ich rede mit dir!« Galib ging einen Schritt auf Evin zu und grabschte nach ihr. Ich fing an zu schreien, als er sie von mir wegzog.

»Evin!«, weinte ich.

»Lasst mich bei ihr!«, bettelte sie. »Farida braucht mich.«

Galib lachte. »Es gibt jemand anderen, der dich jetzt dringender braucht.«

Er zerrte sie unsanft in Richtung Tür. Ich ließ ihre Hand nicht los und versuchte, ihnen zu folgen. Aber Galib stieß mich zurück in den Raum. »Nein, du bleibst da. Der Emir wird entscheiden, was mir dir geschehen soll. Und ich kann dir jetzt gleich sagen: Er ist sehr, sehr wütend wegen all deiner Mätzchen. Also mach dich auf was gefasst!«

»Meine kleine Schwester ist krank«, unternahm Evin einen neuen Versuch. »Merkt ihr das denn nicht. Sie kann nicht ohne mich sein.«

»Erzähl keine Schoten, Mädchen«, fuhr Galib sie an. Er packte Evin am Arm und zerrte sie in den Flur hinaus, während sie sich immer noch heftig wehrte.

»Sie ist Epileptikerin; ohne meine Betreuung wird sie sterben!«, rief sie.

»So schnell stirbt sie schon nicht. Das haben wir ja gesehen.«

Galibs Begleiter verrammelte die Tür hinter den beiden. »Evin!«, schrie ich und trommelte wie wild gegen das Holz. Nun war ich allein in der Zelle. Ich hörte, wie ihre Schritte sich entfernten. Evins Klagen wurde schwächer. Wohin brachten sie sie?

»Evin!«, weinte ich immer noch, als die Männer und sie längst außer Hörweite waren. »Evin! Evin!« Ich fühlte mich so allein wie nie zuvor in meinem Leben. Nun hatten sie mir auch noch das Letzte geraubt.

Eine Zeit lang saß ich einfach nur so da. Tränen liefen mir über das Gesicht. Ich war an einem absoluten Tiefpunkt angelangt.

Ich fühlte mich, als hätte irgendjemand einen Stöpsel aus mir herausgezogen und sämtlichen Lebensmut, den ich einst besessen hatte, abgelassen. Es gab keinen Funken Energie mehr in meinem Körper, keine Hoffnung. Alles war verloren. Ich wollte nur noch eines: Schluss machen mit allem. Ich wollte sterben. Diesmal rührte der Wunsch jedoch nicht aus der Verzweiflung, mich irgendeiner konkreten Bedrohung zu entziehen. Dazu war es ohnehin zu spät: Alles war bereits geschehen. Ich wollte nur noch meine Ruhe haben, mich der grausamen Welt, in die ich geraten war, entziehen. Aber wie?

Ich sah an mir hinunter. Noch immer war ich in den schwarzen Stoff gehüllt, in dem Emir Zeyad mich über die Straße und zurück ins Gefängnis getragen hatte. Ansonsten gab es nichts in dem Raum außer den beiden

unbezogenen Matratzen, dem vergitterten Fenster und einer Stange mit mehreren Kleiderhaken, die an der Wand befestigt war.

Der Stoff, die Kleiderhaken – konnte es mir gelingen, mir damit das Leben zu nehmen? Als ich es zuletzt versucht hatte, war der Stoff meines Schleiers gerissen und hatte meinen Plan vereitelt. Aber ich war auch in Eile gewesen, weil ich befürchten musste, dass mein »Besitzer« gleich kommen würde. Diesmal würde ich die Sache sorgfältiger angehen.

Ich schälte mich also aus dem schwarzen Umhang und begann, ihn in Streifen zu reißen. Diese Stoffstreifen verknotete ich zu einem Seil, das mir relativ stabil erschien. Erneut bastelte ich daraus eine Schlinge und befestigte sie an der Stange. Auch sie erschien mir einigermaßen fest in der Wand verankert zu sein. Diesmal musste es einfach gelingen, dachte ich: Genug war genug. Ich wollte nicht mehr länger Teil dieses Horrors sein.

Ich legte mir die Schlinge um den Hals. Allerdings gab es diesmal kein Bett, von dem ich hätte springen können. Also zog ich die Beine an. Ich spürte, wie sich die Schlinge zuzog und mir die Luft nahm. Ich röchelte. Mir wurde schwindelig. Was danach geschah, weiß ich nicht genau. Vermutlich sind meine Beine doch wieder auf den Boden geraten, sodass ich nicht sofort erstickte.

Ich hing also mit einem Kopf in der Schlaufe und befand mich in einer Art geistigem Dämmerzustand. Immer wieder versuchte ich, meine Beine anzuziehen, um den Prozess des Sterbens zu beschleunigen. Aber immer wieder verließ mich mein Bewusstsein und mit ihm die Fähigkeit, meine Gliedmaßen in kontrollierter Form zu bewegen. Schließlich riss der Haken aus der Wand, und ich krachte auf den Boden. Ich wusste: Ich hatte erneut versagt.

Am Morgen kam Emir Zeyad und fand mich auf dem Zellenboden. Er bekam einen Tobsuchtsanfall. »Du elendes Biest!«, brüllte er. »Wenn du unbedingt sterben willst, kann ich gerne nachhelfen: Dir werde ich eine Lektion erteilen!«

Er lud mich auf seine Schulter und nahm auch die Stange mit den Kleiderhaken mit, als er mich aus der Zelle schleppte. Merkwürdigerweise störte es den Emir gar nicht, dass ich völlig unverschleiert war und nur das verhasste blaue Kleid trug, in dem er mich missbraucht hatte. Er achtete gar nicht darauf, dass die anderen Männer mich so sahen. Ganz im Gegenteil: Er ermutigte sie sogar, ihm zu folgen. Neugierig, wie sie waren, ließen sie sich das nicht zweimal sagen. Ich ahnte Übles, als er mich in den Raum

brachte, in dem ich vor Tagen mit Evin angekommen war. Zeyad legte mich über einen Tisch und ließ sich Stromkabel bringen. Dann drosch er mit voller Wucht auf mich ein.

»Du Höllenluder«, beschimpfte er mich. »Glaubst du, ich lasse mir von dir auf der Nase herumtanzen? Dir werde ich es zeigen!«

Er peitschte mir den Rücken, bis das Blut unter meinem blauen Kleid hervorquoll. Um uns herum stand eine Gruppe von ungefähr zwanzig Männern. Sie feuerten ihn an und begleiteten seinen Gewaltausbruch mit *Allahu-Akbar*-Rufen. »Ja, zeig es ihr«, riefen sie. »Zeig ihr, wie wir mit Teufelsanbetern verfahren!«

Zeyad war außer Rand und Band. Er drosch immer wilder auf mich ein. Mal benutzte er die Kabel, mal die Kleiderstange mit den Haken, die er mitgenommen hatte. Er malträtierte mich am ganzen Körper. Auch meine Beine und den Kopf ließ er bei seinen Hieben nicht aus. Mit der Stange schlug er mich ins Gesicht und verletzte mein linkes Auge, sodass ich nichts mehr sehen konnte. Ich glaube, er wollte mich umbringen – oder es war ihm zumindest egal, ob ich überlebte. Noch heute zeugen Narben von seinem unfassbar brutalen Vorgehen.

Irgendwann, als die Schmerzen zu stark wurden, verlor ich schließlich das Bewusstsein.

Als ich langsam wieder zu mir kam, lag ich in der Gefängniszelle. Wie ich dorthin gekommen war, wusste ich nicht. Halb bei Bewusstsein, dämmerte ich vor mich hin. Ich spürte, dass keiner meine Wunden versorgt hatte. Das Blut auf meinem Rücken und am restlichen Körper war eingetrocknet. Bald begannen die Wunden, sich zu entzünden, und ich bekam Fieberschübe. Nach zwei Tagen gab mir der Wächter etwas Wasser zum Trinken. Ansonsten kümmerte sich niemand um mich.

Anfangs war ich zu schwach, um auch nur auf die Toilette zu gehen. Ich schäme mich, das zu berichten. Aber in meiner Hilflosigkeit blieb nichts anderes übrig, als in die Zelle, in der ich lag, zu urinieren, was die hygienische Situation natürlich weiter verschärfte: Ich konnte meinen eigenen Gestank kaum aushalten. Später hämmerte ich an die Tür und kroch dann unter den Augen des Wächters auf allen vieren zur Toilette, um meine Notdurft zu verrichten. Ach, wenn ich doch nur gestorben wäre, dachte ich oft. Wie lang musste ich diese Qualen noch ertragen? Wann würde ich endlich von meinem Martyrium erlöst?

Meist lag ich einfach nur da und versuchte, die Schmerzen zu erdulden. Ich dachte viel an meine Familie, vor allem an meinen Lieblingsbruder Delan. Unwillkürlich sah ich uns beide mit dem Auto durch die Berge brausen, fühlte die Sonne in meinem Gesicht und den Wind, der durch das geöffnete Fenster blies. Was hatten wir nur für eine schöne, unbeschwerte Zeit miteinander erlebt! Es war uns gar nicht aufgefallen, wie wunderbar unser Leben gewesen war – bis es uns plötzlich entrissen wurde. Ich sorgte mich schrecklich um ihn, aber auch um Serhad und um Vater, die gemeinsam mit ihm abtransportiert worden waren. Wohin hatten die Männer mit den Lastwagen sie gebracht? Ging es ihnen gut – oder befanden sie sich wie ich selbst in Gefangenschaft? Wer von ihnen hatte den Tag, an dem sie unser Dorf überfallen hatten, überhaupt überlebt? Mit Schrecken erinnerte ich mich noch an die Schüsse, die durch das Schulgebäude gehalten waren. Wenn ich nur gewusst hätte, dass es ihnen gut ging, wäre alles viel leichter zu ertragen gewesen.

Auf der anderen Seite war ich allerdings froh darüber, dass sie mich nicht in diesem erbarmungswürdigen Zustand sahen. Wenn sie wüssten, wie elend es mir ging, wären sie vor Gram und Sorge sicher selbst krank geworden. Und ich hätte mich vor ihnen zu Tode geschämt.

Außerdem dachte ich an Evin. Wo war meine Freundin jetzt? Würde ich sie je wiedersehen? Wie erging es ihr mit ihrem neuen »Besitzer«? Oder hatte sie vielleicht doch eine Möglichkeit gefunden zu entkommen? Ich wünschte es ihr so sehr. Aber ich glaubte selbst nicht recht daran.

Ich weiß nicht genau, wie lange ich in diesem jämmerlichen Zustand in der Zelle ausharrte. Welchen Unterschied machte es schon, ob es ein paar Tage oder eine Woche waren? Die Zeit verging, aber sie hatte keine Bedeutung mehr für mich. Irgendwann fragte ich mich, ob mich der Emir vielleicht vergessen hatte. Doch obwohl es mir elend ging und ich dringend medizinische Betreuung brauchte, war ich froh darüber, meinen Peiniger nicht zu sehen.

Irgendwann erfuhr ich, dass Zeyad sich erneut irgendwo an einem anderen Ort zum Kämpfen befand. Hoffentlich würden seine Gegner ihn diesmal erwischen, dachte ich grimmig. Ich wünschte diesem Mann alles Schlechte dieser Welt. Ich glaube, selbst wenn er mir heute gegenüberstünde, würde ich keine Sekunde zögern, ihn zu töten. Es wäre nur recht und billig angesichts dessen, was er mir angetan hatte.

Doch leider bewahrheiteten sich meine finsternen Hoffnungen nicht. Der Emir kehrte siegreich zurück. Und wie beim letzten Mal vernahm ich draußen wieder die *Allahu-Akbar*-Rufe. Die Männer ließen ihren Führer hochleben.

In meiner Zelle wurde ich nervös. Würde sich Zeyad nach der Schlacht erneut mit einer Frau vergnügen wollen? Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass ich in meinem momentanen Zustand anziehend auf ihn wirkte: Ich war schmutzig, schwer verletzt und kaum in der Lage, mich zu bewegen. Allerdings konnte ich mich auch nicht wehren.

Einige Zeit später hörte ich die Schritte mehrerer Männer, die sich meiner Zelle näherten. Ich lauschte ihnen bang und voller böser Vorahnungen. Waren es die Wächter? Oder der Emir selbst? Würde er sich wieder an mir vergehen wollen? Angstvoll verzog ich mich in die hinterste Ecke des Raumes. Aber ich wusste, dass ich mich nicht würde schützen können.

Das Schloss rasselte, und die Tür ging auf. Emir Zeyad und zwei seiner Männer standen breitbeinig vor mir. »Dich gibt es ja immer noch, du stinkendes Luder«, sagte der IS-Kommandant gelangweilt. »Aber ich kann dich nicht mehr sehen. Und riechen schon gar nicht.« Er hielt sich demonstrativ die Nase zu.

»Los, schafft sie mir aus den Augen!«, befahl er den Männern.

Kapitel 7

Im Militärcamp

Auf Befehl des Emirs trugen die IS-Soldaten mich aus meiner Zelle. Ich konnte mich nicht einmal mehr wehren, geschweige denn laufen, so schlecht ging es mir. Die Männer gaben sich keine Mühe, mich so zu behandeln, wie man es mit einer verletzten Person hätte tun müssen. Unsanft warfen sie mich auf die Rückbank eines Militärfahrzeugs. Und zu meinem Schrecken bedankten sie sich beim Emir. Wofür, fragte ich mich misstrauisch.

Über holprige Pisten fuhren wir in Richtung Wüste. Für einen kurzen Moment dachte ich daran, wie Delan mir das Autofahren beigebracht hatte. Mit dem alten Opel Omega unseres Vaters waren wir einfach los in die Berge gefahren, und wenn wir außer Sichtweite waren, ließ mich Delan ans Steuer. Ich liebte das Gefühl, wenn ich den Schlüssel umdrehte und der Motor ratternd ansprang. Auf den einsamen Pisten des Sindschar-Gebirges durfte ich so schnell fahren, wie ich nur wollte. Dort war in der Regel keine Menschenseele unterwegs. Delan und ich stellten so manchen Geschwindigkeitsrekord auf – zumindest bildeten wir uns das ein.

Doch die Ausflüge mit Delan schienen Jahre her zu sein. Heute saß ich in einem Wagen fest, der von düster aussehenden Männern gelenkt wurde, wohin, wusste ich nicht. Ihren Kommentaren entnahm ich irgendwann, dass wir den Weg zum Gasfeld »Omar« einschlugen. Am Stand der Sonne, die goldfarben über dem Horizont hing, erkannte ich zudem, dass es Nachmittag sein musste. Sonst hatte ich wenig Orientierung. Ich hielt es auch für möglich, dass sie mich einfach irgendwo am Wegesrand aussetzten und sterben ließen. Aber sie hatten andere Pläne mit mir.

Die Soldaten brachten mich zu einem IS-Außenposten in der Nähe des Gasfeldes, einem Militärcamp, das im Wesentlichen aus einer Ansammlung

von weißen Wohncontainern im Wüstenstaub bestand. Früher waren dort rund hundert Soldaten Assads stationiert gewesen, wie ich später herausfand, dann die Rebellen der Freien Syrischen Armee. Schließlich hatte der IS das Camp okkupiert. Es befand sich in unmittelbarer Nähe des Gasfeldes, das zwischen der Regierung und den Aufständischen so heftig umkämpft war. Die Dschihadisten versuchten, diese wichtige Ressource zu halten.

Unser Fahrzeug hielt vor dem Container, in dem die Frauen des Camps gefangen gehalten wurden. Er stand mitten im Lager und war von allen Seiten von den Behausungen der Soldaten umgeben. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, als ich Evin dort aus der Tür kommen sah. Sie trug einen schwarzen Schleier. Die Reflexion der Abendsonne umspielte ihre schönen braunen Augen. »Farida?«, fragte sie, als die Männer die hintere Tür des Fahrzeugs öffneten und sie mich auf der Rückbank liegend fand. Ich muss wohl einen erbärmlichen Anblick geboten haben. »Bist du es wirklich?!«

»Evin!«, stöhnte ich.

Wir weinten vor Freude, uns wiederzusehen. Damit hatten wir nicht gerechnet. Meine Freundin besprach etwas mit den Männern und sah zu, wie sie mich zum Container trugen und an der Türschwelle ablegten. »Seid vorsichtig mit ihr«, ermahnte sie sie.

»Das Mädchel ist zäh; die schafft das schon«, behaupteten die Männer. Aber sie irrten sich: Ich kam kaum alleine vorwärts. Ich musste auf dem Boden kriechen, um zu einer der Matratzen zu gelangen: Meine Beine schob ich zuerst nach vorne, dann zog ich den Rest des Körpers hinterher. Ich empfand es als ungeheuer entwürdigend, mich vor den Augen der anderen so fortbewegen zu müssen. Aber es blieb mir keine andere Möglichkeit. Verschämt lächelte ich Evin und die sechs anderen Mädchen an, die mit ihr in dem Raum lebten.

»Oh mein Gott, Farida, was hat er denn nur mit dir gemacht?«, fragte Evin, als sie merkte, in welchem miserablen Zustand ich mich befand. Sie kauerte sich zu mir, um zu sehen, was mir genau fehlte. Aber ich winkte ab, als sei alles gar nicht so schlimm.

»Er ist ein Tier. Du weißt es doch.«

Sie nickte. Wir mussten nicht weiter darüber reden. »Aber jetzt bist du ja hier«, sagte sie.

»Ja, jetzt bin ich hier.« Ich war mir selbst nicht sicher, was das bedeutete. Was passierte in diesem Lager? Und welche Rolle hatten wir Mädchen? Als ich Evin danach fragte, antwortete sie ausweichend.

»Wir helfen bei den Hausarbeiten«, behauptete sie.

»Und sonst?«

»Was sonst?«

Meine Freundin wechselte das Thema und stellte mich den anderen sechs Jesidinnen vor. Nase, Besma, Pervan, Sila, Sumeya und Reva waren jünger als wir beide. Sie alle hausten auf einem großen Matratzenlager. Keine von ihnen kam direkt aus Kocho, aber aus derselben Gegend, sodass ich in etwa zuordnen konnte, zu welchem Clan sie jeweils gehörten – und ob wir auf entfernte Weise verwandt waren. Ich fragte sie sofort, ob sie irgendwelche Nachricht über den Verbleib unserer Familienangehörigen hätten. Aber die Informationen, über die die Mädchen verfügten, waren spärlich. Wie Evin und ich hatten sie die meiste Zeit irgendwo in Gefangenschaft verbracht. Eine hatte gehört, dass die älteren Frauen und Kinder aus Kocho immer noch in Tal Afar ausharrten. Wie man sie behandelte und unter welchen Umständen sie hausten, wusste sie allerdings nicht. Ob meine Mutter und meine Brüder ebenfalls dort waren? Plötzlich überschwemmte mich eine Woge der Sehnsucht.

Wenn ich nur wüsste, dass sie noch lebten und dass es ihnen gut ging, dass ich sie irgendwann wiedersehen würde, könnte ich dies alles aushalten, dachte ich. Wie schön würde es sein, wenn meine Mutter irgendwann wieder frische Limonade für mich ansetzte und sie im Kühlschrank versteckte, damit ich sie nicht vor der Zeit mit einer meiner Freundinnen stibitzen konnte, mit Evin oder mit Nura. Allein bei dem Gedanken an das Getränk glaubte ich, den Duft der Zitronen aus unserem Garten in meiner Nase zu spüren – und das Wasser lief mir im Mund zusammen. Hatten wir in Kocho nicht ein wunderschönes Leben gehabt? Im Rückblick kam mir die Zeit vor der Katastrophe fast unwirklich sorgenfrei vor: unsere gemeinsamen Stunden im Garten, die Gebete auf dem Dach des Hauses, die Familienausflüge nach Lalisch. So unbeschwert, wusste ich, würde mein Leben nie wieder sein. Aber selbst wenn ich nur einen Bruchteil dessen zurückerlangen könnte, was ich verloren hatte, war ich bereit, dafür zu kämpfen und am Leben zu bleiben.

»Kopf hoch, Farida«, sagte Evin. »Wir werden einen Weg nach Hause finden.«

»Meinst du wirklich?«, schniefte ich.

»Ich bin mir ganz sicher. Du musst nur wieder gesund werden. Dann suchen wir nach einem Fluchtweg«, versprach sie mir und strich mir sacht über meine durch Zeyads Schläge verunstaltete Stirn. »Du wirst sehen: Alles wird gut werden. Wir stehen das gemeinsam durch.«

Evin half mir in ein kleines Badezimmer, das sich im Mittelteil des Containers befand. Es lag genau zwischen den beiden Räumen, aus denen der Kasten bestand, und konnte von jedem von ihnen durch eine Tür betreten werden. Meine Freundin wusch meine Wunden am Kopf, an den Beinen und am Rücken. Sie brannten. »Wir müssen dich dringend zum Arzt bringen«, befand sie. Evin gab mir saubere Kleidung: einen Rock und eine Bluse. Dann führte sie mich wieder zurück in den Raum mit den Matratzen. Zu meinem Erstaunen registrierte ich, dass es dort sogar zwei Fenster gab, die jedoch mit Vorhängen verhüllt waren.

Jetzt, da die Zeit des Sonnenuntergangs gekommen war, stellten sich die Mädchen in einer Reihe vor den Fenstern auf. Ich wusste, was sie vorhatten – und die Tränen schossen mir in meine verletzten Augen: Vergeblich versuchte ich, mich zusammen mit ihnen aufrecht hinzustellen, wie es sich gebührte. Meine Freundinnen erhoben die Hände zum Gebet. Ich tat es ihnen in meiner Hockstellung gleich. »Amen, Amen, Amen«, murmelten wir leise, damit es draußen keiner hören konnte. »Der Herr schütze unsere Religion. Unsere Religion wird überleben.«

Schon rief der Muezzin auch die IS-Kämpfer zum Gebet. Die Mädchen stoben auseinander. Kurz darauf pochte ein Mann an die Tür. »Los, auf geht's«, befahl er ihnen. Sie wickelten sich ihre schwarzen Schleier um die Köpfe und folgten ihm hinaus. Evin erklärte ihm, dass ich noch zu schwach sei, um an dem obligatorischen Gebet teilzunehmen. Er warf einen Blick auf mich und nickte.

»Aber sobald sie wiederhergestellt ist, kommt sie mit«, sagte er bestimmt.

»Selbstverständlich«, beteuerte Evin.

»Wem gehört sie?«

Evin gab eine ganz leise Antwort. Dann huschte sie mit den anderen aus dem Raum.

Ich robbte zum Fenster und zog die Gardine ein wenig zur Seite. Mit den Armen gelang es mir, mich so weit hochzuziehen, dass ich einen Blick nach draußen werfen konnte. Unser Container stand, wie gesagt, mitten im

Camp und war von anderen Containern umgeben, die genauso wie der unsere aussahen. Zwischen ihnen gab es einen freien Platz, auf dem sich jetzt eine riesige Gruppe von IS-Kämpfern versammelt hatte, ungefähr hundert. Viele von ihnen trugen halblange, beige Kittel und Stoffhosen in derselben Farbe darunter. Wie die anderen IS-Leute, die ich bislang gesehen hatte, trugen auch sie allesamt Bärte, aber nur wenige einen Turban. Stattdessen waren in diesem Camp die runden Gebetskappen in Mode.

Die Männer knieten sich auf ihre Gebetsmatten und führten synchron die islamischen Rituale durch. Hinter ihnen und etwas abseits stand die streng in schwarze Schleier gehüllte Gruppe der Mädchen. Und auch sie beteten auf islamische Weise.

Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte. Hatten uns unsere Väter und Großväter nicht eindringlich ermahnt, niemals unsere Religion zu verraten? Auf der anderen Seite hatten die Mädchen mit ihrem heimlichen Gebet im Container ja gerade bewiesen, dass ihnen unsere Religion nach wie vor am Herzen lag. Und was waren schon ein paar hohle Gesten, wenn sie im Innern doch unseren eigenen Glauben bewahrten? Jedenfalls war ich froh, dass ich nicht bei ihnen stehen musste. Noch nicht.

Als Evin zurückkam, sah sie mir nicht in die Augen. Und da ich wusste, dass es ihr peinlich war, verzichtete ich darauf, das Gebet zu erwähnen. »Was hast du da eben mit dem Mann besprochen?«, fragte ich sie stattdessen.

»Nichts«, antwortete sie. »Was meinst du?«

»Das weißt du ganz genau.« Ich meinte natürlich die Frage des Mannes, wem ich »gehöre«. Offenbar wusste Evin mehr, als sie mir sagen wollte. »Wie läuft das hier? Wer ist unser ›Besitzer‹?«

Evin senkte die Augen. Sie gestand mir, dass jedes Mädchen in der Tat das »Eigentum« eines bestimmten Mannes auf der Basis sei. Der Mann, der Evin gekauft hatte, hieß Mahmudi. Er war ein Kommandeur mittleren Ranges. An der Art, wie Evin von ihm erzählte, merkte ich, dass sie ihn verabscheute. Sie erzählte mir nicht, was er mit ihr tat – und ich traute mich nicht zu fragen.

»Und ich?«, erkundigte ich mich stattdessen angstvoll. »Wer hat mich gekauft?«

»Dich hat niemand gekauft«, sagte sie. »Der Emir hat dich verschenkt.«

»An wen?«

»An Azzad.« Sie erzählte mir, dass Azzad einer der beiden Männer sei, die mich abgeholt hätten. Der junge Soldat hatte sich wohl zuvor im Kampf um das Gasfeld hervorgetan. Gemeinen Fußsoldaten des IS standen normalerweise keine Frauen zu, allenfalls als Anerkennung für besondere Leistungen. Trotz meines desolaten Zustandes taugte ich für einen Mann seiner Kategorie aber offenbar noch als Geschenk.

»Ich glaube, er ist ganz okay«, sagte Evin. »Zumindest geht er halbwegs freundlich mit uns Mädchen um.«

Das konnte ich mir bei einem IS-Mitglied zwar kaum vorstellen, trotzdem atmete ich ein wenig auf: Immerhin hatte der Mann bislang keine Anstalten gemacht, seine Rechte als mein »Besitzer« wahrzunehmen – was jedoch auch mit meinem Gesundheitszustand zusammenhängen mochte.

»Allerdings ...«, sagte Evin und zögerte.

»Was allerdings?«

Sie biss sich auf die Lippen. »Allerdings will er dich wohl gar nicht haben. Er hat mir bereits gesagt, dass er dich weiterverkaufen wird.«

Bereits am Abend war es so weit: Der junge Azzad kam mit einem wesentlich älteren Mann in den Container. Offenbar wollte er mich seinem Kaufinteressenten vorführen. Amjed, der zweite Mann, hatte weiße, fast transparente Haut, schulterlanges Haar und einen langen hellbraunen Bart. Er war etwas dicklich. Da er aus Aserbaidshen kam, sprach er nur sehr schlecht Arabisch.

»He, Kleine, sprichst du Arabisch?«, fragte er. »Verstehst du mich?«

Ich schwieg, wie ich es immer tat. »Meine Schwester spricht kein Arabisch«, behauptete Evin.

»Na ja, das ist ja auch nicht so wichtig.«

Die Männer gingen hinaus. Der Deal wurde vor unserem Container abgeschlossen. Ich belauschte das Gespräch. »Sie sieht im Moment nicht besonders annehmlich aus«, sagte Azzad. »Aber das wird sich ändern, wenn sie wieder gesund ist.«

»Warum behältst du sie dann nicht?«, fragte Amjed zweifelnd.

»Ich kann mir die Arztkosten nicht leisten.«

»Braucht sie wirklich so dringend eine Behandlung?«

»Ja. Ansonsten kommt sie nicht mehr auf die Beine.«

Der Aserbaidshener schien zu überlegen. »Hm ...«, sagte er unentschlossen.

»Hör zu«, meinte Azzad. »Ich gebe sie dir zum Freundschaftspreis von fünfzig Dollar.«

»Wirklich?«, fragte der Aserbaidtschaner ungläubig.

»Wenn du mir versprichst, dass du sie behandeln lässt«, stellte der junge Soldat seine Bedingung.

»Abgemacht«, willigte Amjed ein.

Durch den Vorhang sah ich, wie sie sich die Hände schüttelten. Fünfzig Dollar war ich also noch wert. Der IS-Soldat hatte seinen Sold aufgebessert – und mir eine medizinische Behandlung verschafft, die er selbst sich nicht leisten konnte. Immerhin das. Spürte er am Ende gar so etwas wie Verantwortungsgefühl für mich?

»Azzad ist anders als die anderen«, sagte Evin, als würde sie meine Gedanken lesen. »Schade, dass du nicht bei ihm bleiben konntest.«

»Was ist anders an ihm?«

»Er ist durch irgendeinen dummen Zufall zu ihnen geraten. Und jetzt bereut er es. Aber er kommt nicht mehr weg.«

»Woher weiß du das?«

»Weil er es mir gesagt hat, als Mahmudi mich geschickt hat, um seinen Container zu putzen.« Solche Aufgaben bekamen die Mädchen wohl regelmäßig von ihren »Besitzern« aufgetragen. »Er meinte, dass wir ihm leidtun und er in Wahrheit ebenso ein Gefangener im Camp ist wie wir.«

»Pffff ...«, machte ich und wusste nicht, was ich von alledem halten sollte. So etwas war ja schnell dahingesagt. »Aber irgendwann muss ihm der IS doch auch gefallen haben. Sonst hätte er sich ihm ja nicht angeschlossen.«

»Er sagt, sie hätten ihm eine Gehirnwäsche verpasst.«

Während ich noch über Azzads Verhalten rätselte, schickte Amjed einen Arzt, der mich untersuchen sollte. Er selbst kam auch gleich mit, um die Sache zu überwachen. Als mein neuer »Besitzer« wollte er kein Risiko eingehen, indem er mich mit einem anderen Mann allein ließ, selbst wenn es ein Arzt war. So etwas taten IS-Männer nicht. Sie kannten sich gegenseitig zu gut, um sich beim Thema Frauen über den Weg zu trauen.

Dabei war auch der Arzt in Wirklichkeit gar kein IS-Mann. Das sah man ihm auf den ersten Blick an: Er hatte weder einen Bart noch trug er irgendeine Kopfbedeckung auf seinen kurz geschorenen Haaren. Auch seine Kleidung war die eines Zivilisten. Deshalb mochte ich ihn. Der Arzt untersuchte mich eingehend, insbesondere meinen Rücken, das Becken, die

Beine und meine Kopfverletzung. Evin erzählte ihm zudem von meinen epileptischen Anfällen. Er zeigte sich äußerst besorgt. »Sie ist in einem sehr schlechten Zustand«, sagte er zu Amjed.

»Was heißt das?«

»Sie braucht absolute Ruhe.«

»Und wie lange?«

»Wenigstens die nächsten zehn Tage sollte sie liegen.«

Ich sah, wie Amjed enttäuscht das Gesicht verzog.

»Ich werde ihr eine Infusion legen und ihr etwas gegen die Schmerzen geben.«

Aber der Aserbaidchaner hörte schon gar nicht mehr zu; er hatte nur eines im Kopf. »Doktor, wie lange wird es dauern, bis sie voll funktionsfähig ist?«, erkundigte er sich ungeduldig.

»Das kann ich noch nicht sagen. Im Moment jedenfalls darf sie niemand anrühren.« Ich jubelte innerlich. Das hast du nun davon, du alter Lustmolch, dachte ich: Deine fünfzig Dollar hast du schlecht investiert!

Schnell wurde ich mit den Abläufen im Camp vertraut, obwohl ich meine Zeit anfangs nur liegend und im Container verbrachte. Sie wurden von wenigen festen Größen bestimmt. Eine waren die Gebetszeiten, die alle Bewohner des Camps einzuhalten hatten, die freiwilligen ebenso wie die unfreiwilligen. Fünfmal am Tag versammelte sich die gesamte Mannschaft inklusive der verschleppten Frauen auf dem Platz zwischen den Containern.

»Warum weigert ihr euch nicht?«, fragte ich Evin.

»Anfangs habe ich es versucht«, gestand sie. »Aber sie haben mich rausgeprügelt. Da verstehen sie keinen Spaß. Es hat nichts zu bedeuten, Farida, glaub mir.«

Das tat ich sogar. Denn jeden Morgen und jeden Abend, bevor oder nachdem die Männer sie holen kamen, zelebrierten die Mädchen im Innern des Containers heimlich ihr eigenes Ritual. Trotzdem ärgerte ich mich, dass meine Freundinnen so taten, als würden sie denselben Gott wie unsere Feinde anbeten. Ich ärgerte mich, dass die Männer ihnen ihren Willen aufzwingen konnten. Ich ärgerte mich über unsere Hilflosigkeit und nahm mir vor, auf keinen Fall selbst mitzumachen.

Die zweite Größe, die den Tagesablauf der Mädchen bestimmte, waren die Bedürfnisse der Männer. Immer wieder wurden Evin und die anderen Mädchen von ihren »Besitzern« gerufen. Offiziell hieß es, dass sie

Hausarbeiten für sie zu erledigen hätten. Manchmal stimmte das sogar: Manchmal mussten sie wirklich nur den Container ihres Herren schrubben oder seine Wäsche waschen.

Kochen gehörte nicht zu ihren Aufgaben, denn die Männer wurden aus einer zentralen Kantine versorgt. Dort bereitete ein Koch die Nahrung auf libysche Art für sie zu, das heißt, dass alles miteinander vermengt wurde: Reis, Gemüse, Fleisch und Salat. Meist war es Azzad, der auch uns einen Teller davon brachte, aus dem wir dann alle gemeinsam mit der Gabel aßen. Wir mochten das Essen zwar nicht, aber wir hatten immer riesigen Hunger und waren Azzad sehr dankbar, dass zumindest er an uns dachte. Die anderen Soldaten schienen einfach zu vergessen, dass auch wir essen mussten.

Doch meist ging es um Dienste anderer Art, wenn die Mädchen von ihren »Besitzern« in deren Container zitiert wurden. Meine Leidensgenossinnen sprachen nicht offen darüber. Aber ich beobachtete, dass sie immer ganz nervös und ängstlich wurden, wenn man sie rief. Sie verschwanden mit vor Scham gesenktem Blick und kamen mit verheulten Gesichtern zurück. Schnell kam ich dahinter, was das alles zu bedeuten hatte – und mir wurde bange: Unsere Sklaverei war vor allem eine sexuelle. Meine Freundinnen nahmen auch die Pille ein. Sie behaupteten, ihre »Besitzer« hätten ihnen diese Medizin verordnet und sie wüssten nicht genau, was das sei. Aber sie konnten die Aufschrift auf der Packung genauso gut lesen und verstehen wie ich.

Wenn Evin von Mahmudi zurückkam und ihren schwarzen Schleier ablegte, hatte sie regelmäßig Kratzer und blaue Flecke am Körper. Dann hockte sie sich im Schneidersitz zu mir auf die Matratze, bettete ihren Kopf auf meine Brust und begann, leise zu weinen, während ich ihr über das Haar streichelte. Wir brauchten keine Worte zu verlieren über das, was vorgefallen war. Ich verstand auch so, dass Mahmudi meiner Freundin sehr wehtat.

»Mach dir keine Vorwürfe«, sagte ich zu ihr, da ich wusste, dass sie das am meisten quälte. Wir alle waren so erzogen worden, dass wir uns selbst die Schuld gaben. Aber zumindest bei meinen Freundinnen erkannte ich, dass das falsch war. »Du kannst nichts dafür!«

»Aber ich fühle mich so schmutzig«, schluchzte sie.

»Deine Seele ist rein. Er ist derjenige, der schmutzig ist.«

»Er ist ein Schwein, ein brutales, lüsternes Schwein.«

»Sie sind alle Schweine. Sie haben keine Moral. Und eines Tages werden sie ihre gerechte Strafe erhalten. Dafür Sorge ich persönlich«, schwor ich ihr – und meinte es auch so.

Mein eigener »Besitzer«, Amjed, ließ mich in der ersten Zeit tatsächlich in Ruhe. Dafür kam jeden Tag der Arzt, um nach mir zu sehen. Er wechselte meine Infusionen, versorgte meine Wunden und hielt mir Amjed vom Hals. Dafür war ich ihm zutiefst dankbar. Schnell freundete ich mich mit ihm an.

Als wir irgendwann doch alleine waren, gestand er uns Mädchen, dass wir ihm unendlich leidtäten – und dass er sich dafür schäme, was im Namen seiner Religion geschehe. »Ich wünschte, ich könnte euch helfen«, sagte er.

Ich erkannte, dass er ein guter Mann war. Mein Hirn ratterte. »Kauf mich doch«, schlug ich ihm vor. Ich vergaß alle Vorsichtsmaßnahmen und sprach sogar Arabisch mit ihm. »Und dann lass mich entkommen, mich und Evin.«

Aber er schüttelte nur traurig den Kopf. »Ich wünschte, das ginge«, sagte er ernsthaft. »Aber ich kann euch nicht kaufen: Ich habe kein Recht dazu.«

»Warum nicht?«

Er seufzte. Dann vertraute er mir sein Geheimnis an. »Ich gehöre nicht zu ihnen«, sagt er und erzählte mir, dass ihn der IS bei der Eroberung von Deir al-Sur aus dem Krankenhaus gekidnappt hatte, in dem er früher gearbeitet hatte. »Wir sitzen im selben Boot«, sagte er. »Ich bin genauso ein Gefangener wie ihr. Deshalb kann ich euch nicht helfen.«

Ich verstand ihn, dennoch wollte ich es nicht einsehen. »Denk trotzdem mal darüber nach, ob du nicht was für uns tun kannst«, ermunterte ich ihn. »Dein Gott wird es dir lohnen.«

»Das tue ich doch, das tue ich«, beteuerte er.

Als sich mein Zustand nach zehn Tagen nicht wesentlich gebessert hatte, sagte der Arzt zu Amjed, dass er mich ins Krankenhaus bringen müsse. Nur dort gebe es die Möglichkeit, mich adäquat zu untersuchen. Der Aserbaidshaner hielt überhaupt nichts von dieser Idee. »Doktor, ist das denn wirklich nötig?«, fragte er mehrmals.

»Wenn du willst, dass sie irgendwann wieder laufen kann, führt kein Weg daran vorbei.«

Zähneknirschend willigte Amjed ein. Am meisten störte ihn natürlich, dass er für die Behandlung zur Kasse gebeten würde. Andererseits war das

ja sein Deal mit Azzad gewesen, deshalb konnte er sich auch nicht aus der Verantwortung stehlen. Aber ich glaube, er bereute bereits, so unüberlegt zugegriffen zu haben. »Mit dir habe ich wirklich die Katze im Sack gekauft, Mädchen. Du bereitest mir nichts als Probleme!«, fluchte er.

»Richte ihm aus, dass ich auch nicht gerne mit ihm zusammen bin«, sagte ich zu Evin, die wie gewohnt als meine Übersetzerin agierte, weil ich ja angeblich kein Arabisch sprach. Da wurde er zornig.

»Sag ihr, sie soll gefälligst den Mund halten!«, fuhr er uns an. »Ich habe bereits genug Ärger mit ihr.«

In unserer Region geht man selten ganz alleine ins Krankenhaus. Das war auch unter der IS-Herrschaft nicht anders. Evin hätte mich gerne begleitet, aber Mahmudi erlaubte es ihr nicht. Vielleicht hatte er Angst, dass wir gemeinsam fliehen würden. Stattdessen kam Sumeya, eine schüchterne Sechzehnjährige, mit mir. Nachdem wir beide uns von Kopf bis Fuß in schwarzen Stoff gehüllt hatten, packte uns Amjed in ein Privatauto, das er sich von irgendjemandem geliehen hatte, und fuhr mit uns nach Deir al-Sur ins Meadin-Krankenhaus.

Das Hospital lag ganz in der Nähe des Flughafens, wo dauernd gekämpft wurde. Schon als wir aus dem Auto stiegen, hörten wir aus der Ferne die Gefechtsgeräusche: Gewehrschüsse, aber auch das Donnern der Artillerie. Ach, wenn die Gegner des IS das Krankenhaus doch einnehmen würden, wünschte ich mir heimlich, während mich Amjed auf seinen Schultern in das Gebäude trug.

Noch war die Einrichtung ganz und gar in den Händen der Miliz; bewaffnete Kämpfer standen rund um den Eingang. Im Innern lief der Betrieb zwar halbwegs normal, aber streng nach Geschlechtern getrennt ab. Amjed erklärte dem Personal, dass das Zimmer, in dem ich und Sumeya uns aufhielten, stets von außen abgesperrt werden müsse. Das wurde ohne weitere Nachfragen akzeptiert: Amjeds Status als Kämpfer erlaubte es ihm, solche Anweisungen zu geben. Schließlich befanden wir uns im Kriegszustand.

Nachdem er mich und meine Begleiterin allein gelassen hatte, führten die Ärzte allerlei Untersuchungen mit mir durch. Sie röntgten meinen Rücken und die Beine, um festzustellen, ob es Frakturen gab, die man bislang übersehen hatte. Um meinen Kopf zu durchleuchten, schoben sie mich in eine lange Röhre, ein Diagnoseverfahren, das sie MRT nannten. Ich glaube, dass der Arzt aus dem Camp das angeordnet hatte, weil ich seit

Zeyads Schlägen Schwindel und Kopfschmerzen nicht mehr loswurde. Auch zwei nächtliche Epilepsie-Anfälle hatte ich in letzter Zeit wieder gehabt.

An meine Zeit im Krankenhaus habe ich wenige Erinnerungen, da ich dort ziemlich starke Schmerzmittel bekam; ich glaube, es war Morphin. Die meiste Zeit verbrachte ich daher in einem Dämmerzustand. Die Betäubung meines Körpers empfand ich als sehr angenehm, verschaffte sie mir doch eine Auszeit von den permanenten Schmerzen, die ich seit der Misshandlung durch den Emir erdulden musste. Gerne hätte ich die Drogen auch noch weiter genommen.

Was bei den Untersuchungen herauskam, weiß ich nicht. Die Ergebnisse teilte man mir nicht mit. Ich weiß auch nicht, ob eine weitere Therapie oder eine Operation notwendig gewesen wären. Mit mir redeten die Ärzte ja nicht. Allein meinem »Besitzer« verrieten sie, was sie über mich herausgefunden hatten. Ob nun aus Angst, Überzeugung oder Opportunismus: Das gesamte Klinikpersonal verhielt sich loyal zur IS-Führung.

Ich war ziemlich enttäuscht, als Amjed mich nach drei Tagen wieder in den Pkw packte und zurück ins Camp brachte: Aus irgendeinem Grund hatte ich mir eingebildet, dass es nicht dazu kommen würde, weil das Krankenhaus vorher von den Gegnern des IS eingenommen würde. Ich hatte auf ein Wunder gehofft. Es war nicht eingetreten.

Als der Aserbaidshaner die Röntgen- und MRT-Aufnahmen meinem Arzt im Camp vorlegte, schlug der Mann die Hände über dem Kopf zusammen und fragte, warum um Himmels willen er mich nicht im Krankenhaus gelassen habe. Die Antwort war einfach: Amjed hätte die Folgebehandlungen ja bezahlen müssen – und offenbar überstiegen sie das Budget für seine »Sklavin« bei weitem. Dem Arzt blieb nichts anderes übrig, als mir auch weiterhin strikte Bettruhe zu verordnen.

Erst nach eineinhalb Monaten im Camp, die ich hauptsächlich liegend im Container verbrachte, war ich wieder halbwegs hergestellt. Mittlerweile war es Herbst geworden; die Sonne schien weniger kräftig, und ihr Strahlen war einem weicheren Licht gewichen. Inzwischen konnte ich sogar schon ein paar Schritte vor die Tür tun, um dort ihre Wärme zu genießen. Allerdings achtete ich darauf, es nicht zu übertreiben, um meinen Status als »Kranke« nicht zu gefährden. Denn der entband mich immer noch von allen Pflichten.

Das gemeinsame Gebet war nur eine davon. Wie lange würde es mir noch gelingen, ihn aufrechtzuerhalten, fragte ich mich oft bang.

Es war auch die Zeit, in der normalerweise unsere Herbstversammlung in Lalisch stattfand. Wehmütig erinnerten wir uns in unserer Gefangenschaft daran, wie wir diese Tage früher verbracht hatten. Würde es für uns je wieder eine Rückkehr zur Normalität geben? Gab es Lalisch überhaupt noch? Was war von der Welt, wie wir sie kannten, übrig geblieben? Trafen sich die sieben Engel auch, wenn wir sie nicht mit unseren Riten und Gesängen begleiteten? Im vergangenen Jahr hatten sie es nicht gut mit uns gemeint. Was würden sie wohl für das kommende beschließen?

Amjed, der regelmäßig in unseren Container kam, um zu sehen, ob ich bereits Fortschritte machte, wurde immer ungeduldiger. »Wie lange dauert es noch, Doktor?«, fragte er den Arzt immer wieder. Und immer wieder wurde er vertröstet. Schließlich riss ihm der Geduldsfaden. Er wollte endlich in den Genuss seines »Eigentums« kommen.

»Du bist längst gesund, Farida«, explodierte er bei einem Besuch. »Ich habe lange genug gewartet. Du kommst jetzt sofort mit mir in meinen Container.«

Mir wurde heiß und kalt. Ich blieb wie ein Stock liegen und tat so, als hätte ich nichts von dem, was er gesagt hatte, verstanden.

»Lass die Spielchen«, warnte er mich. »Du verstehst mich sehr genau. Und du weißt, dass ich ein Recht auf dich habe! Ich habe viel Geld in dich investiert!«

Wieder blieb ich stumm.

»Also entweder du kommst jetzt freiwillig mit, oder ich lasse dich holen.«

Er ging. Kurz darauf kamen zwei IS-Soldaten niederen Ranges zu uns in den Container. Sie fassten mich unsanft unter den Achseln. Ich trat um mich und fing an zu schreien, als sie mich in Richtung Tür zogen. Aber sie ließen sich nicht irritieren. Unter den frivolen Blicken und Pfiffen anderer IS-Männer, die sich vor unserem Container aufhielten, zerrten sie mich quer über das Camp zu Amjeds Behausung. Sie stießen mich ins Innere und schlugen die Tür hinter mir zu.

Der Aserbaidshaner wartete bereits auf mich. Ich glaube, ich habe den Mann nie als so abstoßend empfunden wie in diesem Moment, als ich ihn selbstgefällig und breitbeinig auf einem der beiden Betten in dem kleinen

Raum sitzen sah. Er war mit einem knielangen, beigen Kittel bekleidet, wie ihn die Männer in Zentralasien, aber auch in Libyen oft tragen. Darunter hatte er Hosen in derselben Farbe an. Seine Militärstiefel und die Kappe, die er sonst auf dem Kopf trug, hatte er bereits ausgezogen. Ich blieb wie angewurzelt im Eingang stehen.

»Ich habe lange genug gewartet«, sagte er. »Gott ist mein Zeuge, dass es so ist. Ich habe ein Recht auf dich!«

Er rollte seine Gebetsmatte aus und machte Anstalten, sich auf den Boden zu knien und zu beten. Von meinen Freundinnen hatte ich gehört, dass die besonders religiösen unter den Männern das taten, bevor sie sich eine Frau nahmen. Auf diese Weise zelebrierten sie ihre Vergewaltigungen als eine Art Gottesdienst.

In diesem Moment seiner Unaufmerksamkeit versuchte ich, das Fenster aufzureißen. Obwohl ich körperlich noch nicht wieder ganz fit war, meinte ich, mich durch einen Sprung nach draußen vielleicht retten zu können. Aber Amjed bemerkte mein Vorhaben und packte mich von hinten. »Du kleines Biest«, schimpfte er: »Monatelang spielst du die Kranke – und jetzt willst du hier Akrobaten-Tricks vorführen. Dir werde ich es zeigen!«

Er hielt mich fest und verkürzte sein Gebet auf ein paar Koran-Suren, die er gehetzt vor sich hin murmelte. Dann war er so weit. Er zerrte an meinen Kleidern herum. Ich wehrte mich heftig. »Wirst du wohl gehorchen?«, rief Amjed und riss mir den Schleier herunter. Ich schrie wie am Spieß. Er warf mich aufs Bett. Krampfhaft suchte ich nach einer Möglichkeit, mich seiner Gewalt zu entziehen. Aber er drückte mich nieder. Trotz seines Alters war er kräftiger, als ich gedacht hatte.

Ich versuchte, ihn in den Arm zu beißen. Aber nichts half. Ich glaube, ich war einfach noch zu schwach, um mich richtig zu wehren. Ich konnte nicht verhindern, dass Amjed das tat, was er sich vorgenommen hatte. Als er endlich von mir abließ, blieb ich zusammengerollt auf dem Bett liegen und weinte.

Amjed zog sich die Hose hoch, setzte sich die Kappe wieder auf und stapfte in seinen Militärstiefeln aus dem Raum.

In der Nacht bekam ich einen Anfall. Er entwickelte sich aus einem Traum, in dem Amjed seine dicken, fleischigen Finger nach mir ausstreckte. Diese Finger waren plötzlich riesig groß geworden und umfassten mich von allen Seiten. Ich spürte, wie ich keine Luft mehr bekam. Im Traum – aber auch in

der realen Welt – setzte das wohlbekannte Zittern und Zucken ein. Mit meinem Getöse muss ich die anderen Mädchen und Evin, die neben mir lag, wohl geweckt haben. Aber ich habe keine Erinnerung daran.

Als ich zu mir kam, war das Licht im Container an und alle Mädchen standen um mich herum. Ihre Gesichter sahen erschrocken aus. Evin hielt mich mit den Händen am Oberkörper fest und drückte mich auf die Matratze. »Farida!«, rief sie mich. »Kannst du mich hören? Komm wieder zu dir, Farida!«

»Ja«, antwortete ich schwach. Evin strich mir über das Gesicht. Der Anblick meiner Freundin beruhigte mich etwas. Bald realisierte ich, was geschehen war.

»Alles ist in Ordnung«, redete Evin auf mich ein. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Ja, Evin«, sagte ich artig.

»Es ist ja schon vorbei«, beruhigte sie mich. »Komm, wir gehen wieder schlafen. Morgen hast du alles vergessen.«

Ich begann zu weinen. Nein, ich würde niemals irgendetwas vergessen, wusste ich: Sollte ich jemals wieder freikommen, würde ich das Unrecht in die Welt hinausschreien.

In der Folgezeit zwang mich Amjed mehrere Male in seinen Container. Jedes Mal kämpfte ich mit ihm: Ich schrie, biss ihn, schlug um mich und verwendete alle meine Kraft darauf, ihm den Spaß zu vermiesen. Ich wollte kein leichtes Opfer sein, wollte, dass er sich verausgabte und die Lust verlor, bevor es dazu kam. Aber am Ende gewann er immer die Oberhand, da er physisch der Stärkere war. Auf meinen auch weiterhin prekären Gesundheitszustand nahm er keinerlei Rücksicht mehr.

Stets vollzog er zuvor sein religiöses Ritual. Das fand ich ganz besonders verabscheuenswürdig: Dass sich diese ach so frommen Leute nicht schämten, ihrem Gott die Verantwortung für ihre schmutzigen Taten zuzuschieben! Hegten sie, die an die Existenz einer Hölle glaubten, denn überhaupt keine Sorge, dort zur Rechenschaft gezogen zu werden? Ich konnte nicht begreifen, dass sie das, was sie taten, tatsächlich für ihr religiöses Recht hielten. Sahen sie denn nicht, dass sie vor allem sich selbst belogen, wenn sie so etwas behaupteten? Ihr Verhalten war nicht im Geringsten gottesfürchtig; es war menschenverachtend – und eine große Schande für ihre Religion, die sie damit beschmutzten.

Jetzt, da ich wieder als »gesund« galt, zwangen mich die Männer auch, an den täglichen Gebeten teilzunehmen. Natürlich wehrte ich mich dagegen. Als sie mich eines Morgens zum ersten Mal aufforderten mitzukommen, ließ ich ihnen durch Evin ausrichten, dass der Doktor mir verboten habe, die Bewegungen durchzuführen, da ich meinen Rücken schonen müsse.

»Sag ihr, sie soll keine Lügengeschichten erzählen, sonst machen wir ihr Beine!«, antworteten sie aggressiv. »Wann sie gesund ist, bestimmt allein ihr ›Besitzer‹, nicht der Doktor.« Evin hatte ihre Worte noch nicht zu Ende übersetzt, da packten sie mich bereits an den Armen und trugen mich nach draußen. »Auf jetzt: Bete!«, befahlen sie mir.

»Sag ihnen, ich kann nicht«, sagte ich zu Evin und blieb regungslos auf der Gebetsmatte sitzen. Schon begannen sie, mit ihren Gewehrkolben auf mich einzuprügeln.

»Wenn du dem einzig wahren Gott nicht sofort deinen Respekt erweist, richten wir dich so zu, dass du tatsächlich nicht mehr aufstehen kannst.«

»Sag ihnen, dass sich ihr Gott für sie schämen wird«, ließ ich Evin ausrichten und deutete mühsam einen Kniefall an, damit sie mich endlich in Ruhe ließen. »Sag ihnen, dass sie eine große Sünde begehen und dafür in der Hölle schmoren werden!«

Solche Auseinandersetzungen gab es fast täglich. Ich, aber auch die anderen Mädchen taten unser Bestes, um die Männer bei den uns aufgezwungenen Gebeten zu provozieren: Mal sprachen wir die Suren nicht richtig mit, mal führten wir die Bewegungen nur lax durch. Aber immer so, dass man es kaum bemerkte, denn die Strafen für eine offene Rebellion waren hart. Einmal schoss ein Soldat sogar auf mich, weil ich angeblich nicht richtig betete. Ich schrie entsetzt auf. Aber ehrlich gesagt, glaube ich, dass er absichtlich an mir vorbeizielte. Er wollte mich einfach nur erschrecken. Doch einschüchtern ließ ich mich dadurch nicht. Im Zweifel war ich immer bereit, den Preis für meine Renitenz zu zahlen.

Ein anderes Mal gelang es mir, die Mädchen zu überzeugen, unverschleiert zum Gebet zu erscheinen. Die frommen Männer hielten sich entsetzt die Hände vor die Augen, als wir so vor den Container traten. Einige, insbesondere die ganz jungen unter ihnen, meinten es mit der IS-Ideologie wirklich ernst. Sie glaubten tatsächlich, sich einer gottesfürchtigen Truppe angeschlossen zu haben und für eine gerechte Sache zu kämpfen. Da sie den Islam – oder ihre Interpretation davon – für

ein Allheilmittel hielten, meinten sie, mit ihm alle Probleme lösen zu können. Diese jungen Kerle waren völlig naiv und verblendet. Selbst wenn sie uns nach solchen Aktionen verprügelten, damit wir es nicht noch einmal wagten, glaubten sie noch, ihrem Gott zu dienen und Gutes zu tun. Wann würden sie endlich aufwachen?, fragte ich mich.

Uns zum Islam zu bekehren war ihnen ein sehr ernstes Anliegen. Deshalb begnügten sie sich auch nicht damit, uns ihre Gebete aufzuzwingen. Sie mühten sich wirklich damit ab, uns zu Muslimas zu machen. Zweimal pro Woche gaben sie uns Religionsunterricht. Der bestand im Wesentlichen darin, dass zwei bärtige Männer zu uns in den Container kamen, um mit uns den Koran zu lesen. Sie behaupteten, dass sie Imame seien. Aber soweit ich weiß, waren sie keine richtigen Geistlichen mit einer fundierten Ausbildung, sondern nur selbsternannte Koran-Spezialisten. Evin, die das beste Arabisch sprach, musste für diese »Lehrer« übersetzen. Deshalb hatte auch sie bei uns bald den Spitznamen »Imam« weg.

Einmal stellten sie uns während des Unterrichts zur Rede: Irgendeiner der Wachmänner hatte wohl beobachtet, wie wir uns auf den Stufen zu unserem Container der Sonne zugewandt hatten, und den »Lehrern« davon berichtet. »Habt ihr die Sonne angebetet?«, fragten sie uns streng.

»Keinesfalls«, beteuerte Evin sofort.

Ich aber fühlte mich herausgefordert. Das war doch eine Steilvorlage, um mit unseren Peinigern zu diskutieren! Sie hatten das Anliegen, uns zu missionieren. Ich hatte das Anliegen, Zweifel in ihnen zu säen, ob sie ihre Religion überhaupt richtig kannten – und zwar, indem ich sie mit denselben religiösen Texten konfrontierte, die sie uns zur Verfügung stellten.

»Eure Religion erlaubt es nicht, dass ihr uns euren Glauben aufzwingt«, sagte ich zu Evin – und sie übersetzte für mich, da wir immer noch so taten, als verstünde ich die Sprache nicht. »In der zweiten Sure heißt es doch: ›In der Religion gibt es keinen Zwang.‹ Sollen wir das etwa auswendig lernen und den Inhalt ignorieren? Was für ein seltsames Verständnis von Frömmigkeit ist das denn?«

Die Männer schienen ein wenig aus dem Konzept gebracht. Evin verwies noch auf eine andere Stelle ihres heiligen Buches. Ganz hinten in der hundertneunten Sure steht: »Ihr habt eure Religion, und ich die meine.« Sie zeigte mit dem Finger auf den Satz und sagte: »Hier steht es schwarz

auf weiß! Woher nehmt ihr das Recht, eure Religion als einzig wahre anzunehmen, wenn sich euer Prophet dagegen ausspricht?«

»Ihr habt da etwas falsch verstanden«, sagten die Männer. »Hier spricht der Prophet von anderen Buchreligionen: Juden und Christen genießen unseren Schutz, solange sie die Kopfsteuer zahlen. Aber ihr nicht. Ihr seid Götzendiener, ja sogar Satansanbeter.«

»Das sind wir nicht!«

»Seid still, Mädchen. Was versteht ihr schon vom Islam?«, sagten sie genervt. So ging das immer: Wenn sie nicht mehr weiterwussten, diffamierten sie uns als »Ungläubige« und verboten uns den Mund, weil sie keine Argumente mehr hatten.

Manchmal griffen wir sie aber auch persönlich an. »Warum habt ihr eure Familien im Stich gelassen?«, provozierten wir. »Warum seid ihr in den Krieg gezogen, um Menschen zu töten. Gebietet euch eure Religion nicht, dass ihr euch um eure Väter und Mütter kümmern müsst?«

»Unsere Eltern waren keine richtigen Muslime, deshalb mussten wir sie verlassen«, entgegneten sie – und meinten das wohl auch so. »Wir kämpfen für ein Kalifat, in dem Gerechtigkeit herrschen wird und alle Menschen nach den Gesetzen Gottes leben.«

»Es sind nicht die Gesetze Gottes, nicht einmal die Gesetze des Islam. Sie sind eure eigene Erfindung!«

»Schweigt!«, schrien sie und drohten uns mit dem Stock, ihrer pädagogischen Geheimwaffe. »Bis zum nächsten Mal lernt ihr die letzten zehn Verse der zweiten Sure auswendig. Und zwar alle, verstanden? Wehe, wenn eine von euch sie dann nicht kann.«

Das war immer unsere »Hausaufgabe«. Wir mussten die Textstelle, die wir gemeinsam gelesen hatten, auswendig lernen. Bei der nächsten Sitzung fragten die Lehrer uns ab – und bestrafte all diejenigen, die sie nicht aufsagen konnten, mit Stockschlägen. In der Regel wurde die ganze Gruppe verprügelt, da keine von uns Ambitionen hatte, sich ihren Glauben anzueignen. Das war bei allem, was wir ertragen mussten, nun wirklich zu viel verlangt.

Aber die IS-Leute waren echte Fanatiker: Sie glaubten tatsächlich, dass die Suren allein durch ihr lautes Sprechen irgendwelche magischen Kräfte entfalten und uns auf geheimnisvolle Weise auf ihre Seite ziehen würden. Oh, wie sehr sie sich irrten! Mit allem, was sie versuchten, in unsere Köpfe zu trichtern, schürten sie nur unsere Ablehnung und unsere Verachtung.

Von Woche zu Woche wurden uns die Unterweisungen lästiger – und unsere »Lehrer« gewalttätiger. Da wir keinerlei Fortschritte machten, drohten sie uns permanent Schläge an. »Ihr seid so dumm, dass man daran verzweifeln möchte«, brüllten sie, »eure Köpfe sind hohl!«

Einer von beiden übertrieb es besonders. Dafür hatte er, wie er uns berichtete, ein ganz persönliches Motiv. Der Mann hatte mit seinem Wagen versehentlich zwei Muslime überfahren, was in seinen Augen eine große Sünde war. In einem Anfall der Reue hatte er seinem Gott deshalb versprochen, dass er den Verlust kompensieren würde: Er würde zwei neue Muslime schaffen. Zwei von uns Mädchen sollten deshalb den gesamten Koran auswendig lernen. Insbesondere hatte er es auf die zwölfjährige Besma abgesehen, da er sie aufgrund ihres zarten Alters für am biegsamsten hielt. Sie traktierte er besonders hart mit dem Stock, wenn sie nichts lernte.

Nur wenn die Männer in Kämpfe verwickelt waren, hatten wir etwas Ruhe im Lager. Dann ließen sie uns – eingeschlossen in unserem Container – im ansonsten verwaisten Camp zurück. Nur ein paar Wachen hielten die Stellung. Dann atmeten wir jedes Mal auf: keine Gebete, keine Privatbesuche in den Containern, keine Schläge, keine Indoktrination.

Allerdings gab es in dieser Zeit – oft waren es mehrere Tage – auch nichts zu essen. Wenn Azzad, der junge Mann, dem ich zuerst gehört hatte, nicht im Camp war, dachte niemand daran, uns zu versorgen: Dann tranken wir das schmutzige Leitungswasser und weichten die eingetrockneten Brotscheiben darin auf, die wir genau für diesen Fall gesammelt und aufbewahrt hatten. Unsere Tür blieb verschlossen, bis unsere »Besitzer« zurückkamen und erneut nach unserer Gesellschaft verlangten.

Zwar gehörte jede von uns einem bestimmten Mann. Aber im Laufe der Zeit konnte dieser durchaus wechseln: Wenn ein Mann eines Mädchens überdrüssig wurde, sie nicht mehr mochte oder sich mit ihr langweilte, verkaufte er sie flugs an einen anderen IS-Soldaten weiter.

Als einer der Ersten passierte es Evin: Eines Tages kam Mahmudi zu uns in den Container und verkündete ihr, dass sie ab sofort seinem Freund Abu Muzaffar gehörte. Mahmudi war ein äußerst brutaler Mensch gewesen, der sie regelmäßig zusammengeschlagen hatte, weil ihn das sexuell erregte. Deshalb war Evin nicht traurig, ihn loszuwerden. Aber als sie hörte, dass ihr neuer »Besitzer« bereits vor der Tür wartete, um in ihren Genuss zu kommen, war sie doch ziemlich schockiert. Ihr Gesicht war kreidebleich,

als die Männer sie hinausführten. Evin tat mir in diesem Moment unendlich leid.

Trotzdem war ich froh, dass Mahmudi sie »nur« an einen anderen Mann aus dem Camp verkauft hatte. So blieb sie wenigstens bei mir. Ohne Evin würde ich an diesem Ort verrückt werden, das wusste ich.

Auch Basra erfuhr kurz darauf, dass ihr »Besitzer« gewechselt hatte. Der Libyer Jamal hatte sie an einen Landsmann verkauft. »Geh zu Fahed«, sagte Jamal zu ihr. »Du gehörst jetzt ihm.«

Aber sie weigerte sich. »Ich gehöre weder ihm, noch habe ich dir je gehört«, entgegnete sie mutig. »Du hast kein Recht, mich zu verkaufen!«

»Ach ja?«, fragte er amüsiert. Er hielt ihr sein Gewehr hin. »Bitte schön. Bring dich doch um, wenn du nicht zu ihm gehen willst.«

Basra nahm die Waffe und pfefferte sie auf den Boden. Sie wusste, dass er sich nur einen Spaß mit ihr erlaubte und dass sie ohnehin nicht geladen war. Deshalb versuchte sie auch erst gar nicht, das Gewehr zu benutzen. Der Wunsch nach dem eigenen Tod war überdies zu diesem Zeitpunkt bei uns vorbei. Es gab nichts mehr, wovor wir uns durch diesen Schritt hätten schützen können. Das Schlimmste, was man uns hätte antun können, hatte man uns längst angetan. Jetzt wollten wir nur noch eines: diesen Albtraum überleben. »Warum sollte ich das machen? Bring dich doch selbst um!«, sagte Basra.

»Na, na«, sagte Jamal spöttisch. »So feurig kenne ich dich ja gar nicht!« Dann verprügelte er sie, bis sie vor Schmerz stöhnend auf dem Boden lag. Danach musste Basra trotzdem zu Fahed gehen.

Eines Tages eröffnete mir Amjed, dass er das Camp verlassen und nach Rakka gehen werde, um dort bei einer anderen IS-Einheit weiterzukämpfen. Offenbar fühlte er sich unter den vielen Libyern doch fremd. Im ersten Moment dachte ich, ich würde ihn loswerden – und freute mich bereits. Aber dann dämmerte mir, dass ich als sein »Eigentum« natürlich mit umziehen würde. »Nein!«, schrie ich und fiel vor ihm auf die Knie.

Über Evin, die wie immer als meine »Übersetzerin« fungierte, ließ ich ihm ausrichten, dass ich auf gar keinen Fall ohne sie mit ihm gehen könnte. »Du weißt besser als alle anderen, dass meine Schwester schwer krank ist«, beschwor ihn Evin. »Bitte lass sie bei mir bleiben. Farida schafft es nicht ohne mich.«

»Ich bin auch nicht scharf darauf, sie mitzunehmen«, sagte Amjed schlecht gelaunt. »Dieses Mädchen ist wirklich keine Freude; sie wäre nur

ein Klotz am Bein.«

»Dann frag doch mal nach, ob jemand im Camp sie kaufen möchte«, schlug Evin vor. Obwohl ich ja angeblich kein Wort Arabisch verstand, sah ich meine Freundin doch sehr empört an, als sie das sagte. Aber dann begriff ich, dass Evins Strategie Sinn machte. In der Logik dieser Leute gab es nur zwei Möglichkeiten, unter denen wir zusammenbleiben konnten: Entweder Amjed kaufte Evin – was ich für sehr unwahrscheinlich hielt, weil er kein sehr reicher Mann war. Zudem hatte er ja bereits von mir die Nase voll. blieb also nur noch Möglichkeit Nummer zwei: Man musste einen neuen Käufer innerhalb des Camps für mich finden. Mich ekelte allein die Vorstellung, noch einen weiteren Mann ertragen zu müssen. Ganz gleich, wer er war. Aber Amjed schien den Vorschlag im Grunde gut zu finden.

»Dieses Mädchen will ja keiner haben«, lamentierte er, »weil sie so ein verdammter Satansbraten ist. Bei Gott, sonst hätte ich mich ihrer schon längst entledigt!«

Ich konnte nicht anders, als in mich hineinzuschmunzeln. Aha, dachte ich: Mein permanenter Widerstand und meine Kämpfe waren also doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Es war mir gelungen, Amjed den Spaß zu verderben. Und auch unter den anderen Männern schien sich herumgesprochen zu haben, dass sie mit mir kein leichtes Spiel haben würden. Das war angesichts all des Ungemachs, das wir zu erdulden hatten, doch immerhin ein kleiner Triumph.

»Vielleicht findet sich ja doch noch ein Interessent für Farida«, meinte meine Freundin – und schaute dabei so schelmisch, dass ich wirklich irritiert war. Was führte sie im Schilde?

»Ich habe eine Idee«, wisperte Evin mir zu, als Amjed gegangen war.

»Was denn?«

»Wir werden Azzad bitten, dich zu kaufen.«

»Azzad?« Ich sah Evin erstaunt an. Sie sprach von meinem vorherigen »Besitzer«, dem netten jungen Mann, der uns immer das Essen brachte. Derselbe, der von sich behauptete, dass er es bereue, sich der Truppe angeschlossen zu haben, und der bei meiner Ankunft im Camp nichts Eiligeres zu tun hatte, als mich weiterzuverkaufen, was wir ihm immer als Charakterstärke ausgelegt hatten. Vielleicht war es aber auch nur Unbeholfenheit gewesen. Konnten wir ihn überzeugen, mich zu retten?

»Ich werde es ihm vorschlagen«, sagte Evin. »Wir haben doch nichts zu verlieren.«

Da hatte sie allerdings recht. Angesichts der Alternative, mit Amjed nach Rakka zu gehen und Evin zurückzulassen, durften wir nichts unversucht lassen. Wir konnten nicht zulassen, dass man uns erneut trennte. Ich für meinen Teil wusste jedenfalls, dass ich ohne Evins mütterliche Fürsorge die Gefangenschaft nicht überleben würde, weder psychisch noch physisch. Nein, ich konnte nicht ohne sie sein. Andererseits konnte ich mir nicht vorstellen, dass Azzad auf ihren Vorschlag eingehen würde. Schließlich wollte er keine Sklavin und hatte mich schon einmal fast zum Nulltarif weitergereicht.

»Sollten wir nicht besser versuchen wegzulaufen?«, fragte ich sie. Mittlerweile konnte ich ja wieder gehen, allerdings noch nicht schnell. Ich humpelte noch stark. Außerdem befand sich unser Gefängnis, wie ich bereits erwähnte, mitten im Militärcamp und war von allen Seiten von anderen Containern, in denen die Soldaten wohnten, umgeben. Das Camp selbst wiederum wurde von einem äußeren Ring aus Wachen gesichert. Es würde also auf jeden Fall nicht leicht werden.

Andererseits hatte ich, die ja angeblich kein Wort Arabisch verstand, neulich ein Gespräch unter den Soldaten belauscht. Einige von ihnen waren offenbar von Schleppern auf die Mädchen im Camp angesprochen worden. Ihren Äußerungen entnahm ich, dass sie mit dem Gedanken spielten, ihren Sold aufzubessern, indem sie ihnen Auskünfte gaben. Das war für uns Mädchen natürlich eine spannende Nachricht. Suchten unsere Verwandten vielleicht auf diesem Weg nach uns? Vielleicht erwiesen sich einige der Männer ja als bestechlich.

»Wir werden weglaufen«, versprach Evin, »sobald sich die Gelegenheit bietet. Aber jetzt müssen wir erst mal Zeit gewinnen.«

Ich sah sie zweifelnd an. Ich wollte das Risiko nicht eingehen.

»Wenn Azzad ›nein‹ sagt, können wir immer noch versuchen zu fliehen«, räumte sie ein.

Wir wussten nicht genau, wann Amjed seine Abreise plante. Deshalb hatten wir keine Zeit zu verlieren. Als Azzad das nächste Mal mit einem Teller duftendem Reis vor unserer Tür stand, zog Evin ihn schnell in den Container hinein. Der junge Syrer war einigermaßen überrascht über die Aktion. Denn Männer, die nicht unsere »Besitzer« waren, durften den Container eigentlich nicht betreten.

»Was ist los?«, fragte er verwirrt.

»Azzad, du bist immer gut zu uns gewesen«, sagte Evin ernst, und ich sah, wie er bei ihren Worten errötete. Das gefiel mir. Obwohl ein Soldat, hatte dieser Mann seine Menschlichkeit offenbar nicht ganz verloren. »Jetzt brauchen wir deine Hilfe.«

Azzad runzelte die Stirn. Vielleicht befürchtete er, dass wir ihn bitten wollten, uns bei der Flucht zu helfen. Das wäre natürlich absolut gefährlich für ihn selbst; ich wusste, dass er darauf nicht eingehen würde. »Was kann ich für euch tun?«, fragte er verhalten.

»Du musst Farida zurückkaufen«, sagte Evin. »Amjed will sie mit nach Rakka nehmen.«

Jetzt blickte uns Azzad doch ziemlich erstaunt an. Er schaute zu mir – und sagte erst mal gar nichts. »Weiß Amjed von eurem Plan?«, erkundigte er sich.

»Nein. Aber ich glaube, er wäre dafür offen«, behauptete Evin.

Wieder sah Azzad in meine Richtung, und ich blickte beschämt zu Boden.

»Ich werde darüber nachdenken«, versprach er.

»Bitte überleg nicht zu lange.«

Evins Plan funktionierte tatsächlich. Ein paar Tage später verkündete mir Amjed gut gelaunt, dass er mich los sei. Azzad habe mich zurückgenommen. Ich habe keine Ahnung, wie sich die beiden finanziell geeinigt hatten. Jedenfalls entfuhr mir ein Seufzer der Erleichterung: Azzad war doch ein guter Mann, dachte ich. Vielleicht würde jetzt alles anders werden. Vielleicht half er uns sogar zu entkommen.

Wenig später rief Azzad mich zu sich. Das hatte er noch nie getan. Zwei seiner Kameraden holten mich ab und begleiteten mich. Ich hatte ein etwas merkwürdiges Gefühl, als ich in Richtung seines Containers lief. Dort saß Azzad auf dem Bett. Sein Gewehr lag griffbereit neben ihm. Er redete nicht lange um den heißen Brei herum; er war ja einer der wenigen, die wussten, dass ich wunderbar Arabisch verstand.

»Farida, ich will dich zu meiner Frau nehmen«, verkündete er.

Ich kniff die Augen zusammen und funkelte ihn böse an. So schnell also entzauberte sich der Mann, den ich kurzzeitig für meinen »Retter« gehalten hatte. Wie hatte ich nur so dumm sein und mich so in ihm täuschen können. Azzad hatte mich bei meiner Ankunft im Camp nur verschmäht,

weil ich in einem so jämmerlichen Zustand gewesen war, verstand ich plötzlich. Jetzt, wo ich wieder gesund war, sah die Sache anders für ihn aus. Er war um keinen Deut besser als die anderen IS-Männer: Er wollte Sex mit mir haben. Und auch er scheute sich nicht, sein vermeintliches Recht mit der Waffe einzufordern.

Ich spuckte vor ihm aus.

»Wenn du mir etwas zuleide tust, werde ich dich umbringen«, sagte ich sehr ernst und langsam zu ihm.

»Farida«, sagte er. »Es ist nicht so, wie du meinst. Ich werde dich heiraten.«

»Aber ich werde dich nicht heiraten! Verstehst du? Ich werde keinen von euch Schweinen heiraten! Ich gehöre nicht zu euch!«

Ich stürzte mich auf die Waffe, die neben ihm lag. Es war ein plötzlicher Impuls, der mir das eingab. Azzad war total überrascht und reagierte deshalb nicht schnell genug. Schon zeigte ich mit dem Gewehr auf ihn. Mein Vater hatte mir ja gezeigt, wie ich damit umgehen musste. Deshalb hatte ich es gleich gut im Griff.

Azzad war ziemlich schockiert. »Lass den Unsinn, Farida«, sagte er. »Sie ist eh nicht geladen.« Er ging auf mich zu – scheinbar ohne Angst davor, dass ich abdrückte.

»Keinen Schritt weiter, oder ich drücke ab«, schrie ich. Da verharrte er. Also war das Gewehr doch geladen. Ich fühlte eine Macht in mir, die ich so lange nicht mehr gespürt hatte: Jene Gewissheit, Herrin meiner selbst zu sein.

»Farida ...«, sagte Azzad kleinlaut. »Ich wollte doch nur ... Es ist nicht so, wie du meinst ...«

»Doch, es ist genau so, wie ich meine«, widersprach ich ihm. »Aber du kannst mich nicht einfach kaufen. Dass ich deine Frau werde, schlägst du dir hier und jetzt aus dem Kopf!«

»Ich will dich doch zu gar nichts zwingen«, behauptete er. Ich glaubte ihm kein Wort. Mit seinen Beteuerungen versuchte Azzad nur, mir die Konzentration zu rauben, um mir die Waffe zu entwenden. Aber das würde ihm nicht gelingen: Vorher würde ich ihn und das ganze Camp töten, schwor ich mir. Ich würde jeden Schuss im Magazin nutzen.

»Abdul Hamid!«, hörte ich ihn plötzlich schreien. Das war der Name von Azzads Container-Nachbarn, der im Zimmer gegenüber wohnte. Schon

wurde die Badezimmertür aufgerissen, und ein weiterer IS-Mann stürzte herein.

»Was ist los?«, rief er.

Ich richtete die Waffe auf ihn. »Das ist los!«

»Sie ist von Sinnen!«, schrie Azzad. »Wir müssen ihr die Waffe abnehmen!«

Sie näherten sich von beiden Seiten gleichzeitig, sodass ich nicht mehr wusste, wohin ich die Waffe richten sollte. Abdul Hamid gelang es schließlich, mir das Gewehr zu entwenden. Azzad versuchte, mich auf den Boden zu drücken. Aber ich kannte seine Schwachstelle: Er war kürzlich im Kampf an der Taille verletzt worden. Ich boxte ihm mit voller Wucht in die Wunde. Azzad jaulte vor Schmerz auf.

»Du bist ja nicht bei Trost«, schrie er wütend, »das wirst du mir büßen!«

Zu zweit schafften sie es dann doch, mich auf den Boden zu drücken und festzuhalten. »Du bist ja gemeingefährlich, Farida«, sagte Azzad, der nach Luft schnappte.

»Wenn alle jesidischen Männer so kämpfen würden wie du, hätten wir sie bestimmt nicht besiegt«, meinte Abdul Hamid belustigt.

»Ihr habt uns nicht besiegt«, korrigierte ich ihn. »Ihr habt uns unsere Waffen abgenommen und uns heimtückisch in eine Falle gelockt. Das war sehr feige von euch.«

»Bist du immer noch so vorlaut?«, fragte mich Abdul Hamid und drohte mir Hiebe an. Aber ich wusste genau, dass nur mein »Besitzer« das Recht hatte, mich zu schlagen. Deshalb ignorierte ich ihn einfach. Ich hatte das Gefühl, dass Azzad den anderen Mann am liebsten weggeschickt hätte. Die Schwäche, die er mir – einer Frau gegenüber – gezeigt hatte, war ihm unendlich peinlich. Aber das ging nicht so einfach, zumal ich ihn ernsthaft verletzt hatte.

»Kommst du mit ihr klar?«, fragte Abdul Hamid.

»Natürlich«, sagte Azzad und verzog vor Schmerzen sein Gesicht.

»Und deine Wunde?«

Azzad sagte gar nichts. Da verstand sein Kumpel. »Warte, ich rufe den Doktor.«

»Farida. Du hast mich bis auf die Knochen blamiert. Warum machst du das?«, fragte Azzad, als wir alleine waren. »Willst du, dass ich dich

weiterverkaufe? Ich werde dir den übelsten Krieger aus dem ganzen Camp aussuchen. Verlass dich darauf!«

Azzad war richtig sauer. Aber ich wunderte mich nur über ihn: Hatte er wirklich erwartet, dass ich keine Gegenwehr leisten würde, wenn er mich gegen den Willen zu etwas zwingen würde?

»Ich gehöre weder dir noch irgendeinem anderen Mann«, wiederholte ich, »ich werde euch nie gehören. Egal, was ihr mit mir anstellt.«

»Hier gelten andere Regeln als in der Welt da draußen, verstehst du das nicht? Du kannst sie nicht ändern. Für diese Aktion wirst du bestraft werden. Dafür Sorge ich persönlich.«

»Und wenn schon«, sagte ich. »Ich werde eure Regeln nie akzeptieren! Und wenn du nur einen einzigen Funken Ehre im Leib hast, solltest du das auch nicht tun, Azzad.«

Er schwieg. Ich merkte, dass unsere Auseinandersetzung ihn überforderte. Und das freute mich. Vielleicht war es mir ja doch gelungen, einen Hauch von Zweifel in sein IS-Hirn zu pflanzen. Vielleicht würde dieser Keim irgendwann aufgehen.

Wenig später kam der Arzt – und bemerkte ebenfalls staunend, dass ich ganze Arbeit geleistet hatte. »Das schaut aber böse aus«, sagte er zu Azzad, »war das wirklich das Mädchen?«

»Ja«, sagte er, »aber sie ist kein normales Mädchen. Sie ist mindestens so stark wie ein Mann.«

Seine Kameraden kicherten. Azzad ordnete an, dass sie mich zurück zum Container bringen sollten. Über meine Strafe würde später der Führer des Camps entscheiden. Trotzdem triumphierte ich heimlich: Die Lust auf ein Stelldichein hatte ich Azzad – jedenfalls fürs Erste – gehörig vermässelt.

Meine Freundinnen feierten mich wie eine Heldin, als ich ihnen von meinem Kampf erzählte. »Das hast du richtig gemacht, Farida«, jubelten sie. Evin klopfte mir auf die Schulter. »Das traut sich Azzad nie wieder!«

Ich bezweifelte, dass sie recht hatte. Trotzdem bekräftigte ich sie. »Wir müssen uns mehr gegen sie wehren«, sagte ich. »Wir müssen es ihnen richtig schwer machen. Ihr seht ja: Es lohnt sich.«

»Vielleicht verlieren sie so endlich die Lust an uns«, hoffte Besma, die Jüngste von uns. Sie war erst zwölf.

»Jedenfalls können wir ihnen gehörig den Spaß verderben.«

Wir waren alle total aufgekratzt. Mein Widerstand schien auch bei meinen Mitgefangenen ungeahnte Energien freizusetzen. Jedenfalls gaben sie sich kampfeslustig. Besma zeigte uns eine Schere, die sie beim Reinigen des Containers ihres »Besitzers« gefunden hatte. »Das nächste Mal, wenn er sich an mir vergehen will, bringe ich ihn damit um«, kündigte sie an.

Die anderen machten große Augen. »Traust du dich das wirklich? Pass bloß auf«, sagte Reva, die immer etwas ängstlicher war als der Rest von uns.

Sie und Sumeya hatten einen großen Fehler gemacht. Sie hatten geglaubt, den IS-Leuten Informationen über den Verbleib ihrer Familien entlocken zu können. Aus diesem Grund hatten sie ihnen die Namen ihrer Mütter und Geschwister verraten. Da unsere Feinde diese Information nun besaßen, waren sie erpressbar und trauten sich weniger als die anderen, gegen sie aufzumucken.

Aber auch Evin hatte Angst um Besma. Schließlich war sie noch ein halbes Kind. »Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist«, warnte sie. »Die Männer sind sehr stark, weißt du?«

Aber sie konnte das Mädchen nicht von seinem Plan abbringen. »Ich bin stärker als er«, behauptete Besma. »Ihr werdet schon sehen: Ich werde ihn töten.«

»Oder er dich.«

»Das ist mir egal.«

Evin und ich sahen uns an und wussten nicht mehr, was wir sagen sollten: Wir verstanden, dass Besma es unbedingt versuchen musste. Selbst wenn sie es nicht überleben sollte, rettete sie so doch zumindest ihre Seele.

»Ich werde sehr stolz auf dich sein«, ermutigte ich sie deshalb. »Und ich bin mir ganz sicher, dass du es schaffst.«

Kapitel 8

Der Weg aus der Hölle

Als sie Besma zurück in unseren Container brachten, hatte ihr »Besitzer« sie halb totgeschlagen. Ihr Gesicht war rot und geschwollen; auf dem Rücken, am Po und an den Beinen trug sie blutige Striemen von dem Gürtel, mit dem er sie verdrochen hatte. Meine kleine Freundin weinte. Trotzdem hatte ich allen Grund, stolz auf sie zu sein: Besma hatte tatsächlich versucht, dem Mann mit ihrer Schere ins Herz zu stechen, während er sie vergewaltigte. »Ich habe es getan«, murmelte sie unter Tränen, während wir ihre Wunden versorgten. »Fast wäre es mir gelungen.«

Ich streichelte ihr Haar und tröstete sie. »Arme, kleine Besma«, sagte ich. »Du bist eine Heldin. Melek Taus wird dich dafür belohnen, was du gewagt hast. Du bist eine mutige Frau.«

Sie schniefte und lächelte. »Ich werde es wieder versuchen«, sagte sie.

»Jetzt erholst du dich erst mal, kleine Heldin.« Ich hielt ihre Hand und wartete, bis sie erschöpft von den Strapazen und ihrem schrecklichen Erlebnis einschlief.

»Wir müssen hier weg«, sagte ich zu Evin und den anderen.

»Wem sagst du das, Farida. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, wären wir nicht mehr hier.«

»Wir müssen uns diese Möglichkeit selbst schaffen«, sagte ich zu den anderen. Ich dachte dabei auch an mich selbst: Ich wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis Azzad sich erholt hatte und sich an mir rächen würde. Weniger graute es mir dabei vor Schlägen als vor der Vergewaltigung, die mir wohl unweigerlich bevorstand: Azzad würde sich – von seinen Kumpanen aufgehetzt – das verschaffen wollen, was er für sein Recht hielt. Dieser Mann, so unsicher und nett er auch früher gewirkt haben mochte, war jetzt mein Feind, denn ich hatte ihn in seiner Ehre verletzt.

Zwar hatte er einen Kollegen beauftragt, uns hin und wieder etwas Essen zu bringen, sodass wir nicht verhungern mussten. Aber mir würde er meine Dreistigkeit heimzahlen wollen.

Als wir die Container reinigten, sann ich darüber nach. Es hatte sich inzwischen eingebürgert, dass wir das gesamte Camp sauber machten: Unsere »Besitzer« schickten uns als mobile Putzkolonie in Trupps von jeweils drei Mädchen los, um die Container sämtlicher Kumpels und Kollegen zu reinigen. Während ich zusammen mit Evin und Sumeya den Boden wischte, sah ich, dass der Soldat, dessen Behausung wir reinigten, offenbar gerade vom Kampf zurückgekehrt war: In einer Ecke stand sein Feldrucksack. Da kam mir eine Idee.

»Lasst uns den Rucksack durchsuchen«, sagte ich zu meinen Freundinnen. »Vielleicht finden wir dort etwas Brauchbares!«

»Lieber nicht«, meinte Sumeya. »Wenn uns jemand erwischt, sind wir dran.«

»Ach, was soll uns denn schon passieren?« Meine Furcht vor körperlichen Strafen hatte ich, wie gesagt, längst hinter mir gelassen. »Dann verprügeln sie uns eben!«

Auch Evin war der Ansicht, dass wir es wagen sollten. Um Sumeya zu entlasten, baten wir sie, an der Tür Wache für uns zu stehen. »So kannst du, wenn sie uns erwischen, immer noch sagen, dass du nicht mitgemacht hast«, beruhigte ich sie.

Damit war sie einverstanden. Sumeya stellte sich an der Tür auf und behielt unauffällig das Camp im Auge. Evin und ich nahmen uns unterdessen den Rucksack vor und durchwühlten ihn. Er enthielt vor allem Kleidungsstücke, ein paar Nüsse und Trockenfrüchte und – ein Mobiltelefon!

Fast hätte ich einen Freudenschrei ausgestoßen. »Evin!«, flüsterte ich aufgeregt. »Ein Telefon!!!«

»Lass uns erst mal nachschauen, ob es auch eine SIM-Karte hat«, bremste sie meinen Enthusiasmus.

Mit zittrigen Fingern öffnete ich den Apparat. Das Telefon *hatte* eine SIM-Karte.

»Ganz ruhig«, sagte Evin. »Wir nehmen nur die Karte mit.«

»Wie bitte?«

»Ja, nur die Karte«, wiederholte sie bestimmt. »Sei nicht dumm, Farida! Die SIM-Karte ist das Wichtigste. Er würde es merken, wenn sein Telefon

fehlt.«

»Ja, aber ...«

»Nichts aber.« Sie steckte die Karte ein und setzte den Apparat wieder zusammen.

»Aber wir brauchen doch das Telefon, um mit der Karte etwas anzufangen!«

»Das müssen wir uns irgendwo anders besorgen.«

Evin stopfte den Rest der Klamotten wieder in den Rucksack. Auch wenn es mir schwerfiel: Ich verstand, dass sie mit ihrer Strategie recht hatte. Eine funktionierende SIM-Karte war jetzt erst mal das Wichtigste. Alles andere würde sich früher oder später im Camp finden. Wir durften nichts überstürzen, wenn wir Erfolg haben wollten: Wir mussten klug und überlegt handeln.

»Okay«, sagte ich. Wir ließen also den Rest der Sachen im Rucksack unberührt – einschließlich der Nüsse, auf die ich eigentlich großen Appetit hatte.

Auch den anderen Mädchen fiel es schwer, ihre Ungeduld zu zügeln, als wir ihnen die gute Nachricht verkündeten. »Aber warum habt ihr das Telefon denn nicht mitgenommen?«, fragte die immer noch angeschlagene Besma, erneut den Tränen nahe. »Wir hätten unsere Eltern anrufen können!«

Ich schüttelte den Kopf. »Evin hat recht. Es wäre zu gefährlich gewesen. Wenn das Telefon gefehlt hätte, hätten sie unseren Container durchsucht, und wir wären beides ganz schnell wieder los gewesen.«

Sie zog einen Schmolmund und wollte die Erklärung nicht ganz einsehen. »Meine Mutter macht sich große Sorgen um mich«, sagte sie.

»Ich weiß. Alle unsere Mütter machen sich Sorgen. Und wir werden sie kontaktieren, sobald wir uns ein Telefon organisiert haben.«

Evin und ich hatten bereits eine Idee, wo wir das Telefon, das wir so dringend brauchten, herbekommen könnten: Es gab einen Raum, in dem die von den Feinden erbeuteten Gegenstände gelagert wurden: Klamotten, Munition, Stiefel, Rucksäcke – und mit etwas Glück auch die Mobiltelefone der Getöteten. Es war eine Art Warenlager, aus dem die IS-Soldaten sich bedienen konnten. Und tatsächlich sollten wir bald auch dort putzen.

Mit klopfendem Herzen betraten wir bei unserem nächsten Einsatz mit unseren Putzlumpen den Raum. Diesmal war ich mit Evin allein. Wir warfen einen hastigen Blick in alle Ecken und entdeckten sofort die drei

Telefone, die in einem der Regale lagen. Würden die Soldaten es bemerken, wenn eines von ihnen fehlte?

»Jetzt müssen wir es riskieren«, sagte ich zu Evin.

Sie nickte. Blitzschnell ließ sie eines der Telefone unter ihrem Schleier verschwinden. Wir putzten den Raum in Rekordtempo und eilten zurück zum Container.

Triumphierend präsentierten wir unsere Beute den anderen Mädchen. Sie hielten sich die Münder zu, um nicht in lauten Jubel auszubrechen. »Ihr seid die Größten! Ihr sollt hochleben! Gott segne euch!«, flüsterten sie aufgeregt.

Aber Evin legte mahrend den Finger auf den Mund. »Jetzt werdet mal nicht übermütig«, sagte sie zu den anderen, »sonst verrätet ihr uns gleich.«

Wir warteten, bis es Abend und ruhiger im Camp wurde. Natürlich konnte man zu keiner Zeit sicher sein, dass nicht einer unserer »Besitzer« vor der Tür stand und nach seinem Mädchen verlangte, aber zumindest sank mit fortgeschrittener Stunde die Wahrscheinlichkeit. Um sicherzugehen, dass uns auch wirklich keiner draußen hören konnte, verkrochen Evin und ich uns mit dem Handy unter einem Leinentuch. Dann wählten wir die Nummern, die wir auswendig kannten. Ich hatte eine ganze Reihe im Kopf: die unseres Hauses, die Handynummern meines Vaters und meines großen Bruders sowie die einiger Verwandten. Aber schon bald mussten wir feststellen, dass das keinen Sinn machte. Sämtliche Leitungen waren tot.

»Na ja, eigentlich ist es ja nur logisch«, sagte ich desillusioniert. »Sie haben die Telefone ja eingesammelt.« Was hatte ich erwartet? Dass das Dorf mittlerweile wieder frei war und die IS-Leute die Telefone zurückgebracht hatten? Heimlich hatte ich natürlich gehofft, dass es doch dem einen oder anderen gelungen wäre, seine SIM-Karte mit in die Gefangenschaft – oder wohin auch immer – zu nehmen.

»Wir haben niemanden mehr«, weinte Besma. »Sie sind alle tot.«

»Nein, sie sind nicht tot«, widersprach ich, »sie haben nur ihre Telefone nicht bei sich. Wir haben ja auch keine eigenen Telefone mehr.«

Die andern schwiegen. Es war ein schwieriger Moment für uns alle, da wir ahnten, dass die Katastrophe, die unsere Gemeinschaft ereilt hatte, noch größer war, als wir alle bisher angenommen hatten. Wo waren unsere Familien? War denn gar niemand übrig geblieben, den wir um Hilfe bitten konnten?

»Vielleicht müssen wir die Jungs bestechen, die neulich erzählt haben, dass sie Kontakt zu Schleppern haben«, dachte ich laut nach.

Die anderen Mädchen sahen mich entsetzt an. »Womit willst du die denn bestechen? Wir haben doch nichts.«

Ich sah ein, dass es ein unsinniger Plan war: Wir hatten tatsächlich nichts, was wir ihnen anbieten konnten. Nichts, außer uns selbst. Sollte sich eine von uns dafür hergeben, ihnen die Informationen zu entlocken, die wir brauchten? Es beschämt mich noch heute, dass ich auf solche Ideen kam. Aber die Verzweiflung lässt Menschen manchmal auch Dinge denken, die normalerweise undenkbar sind.

»Ich habe einen Onkel, der in Deutschland lebt«, sagte Evin in meine Überlegungen hinein.

»Ja, natürlich«, entsann ich mich. »Dein Onkel Khalil, richtig?« Ich hatte den Onkel und seine Familie bei seinen Besuchen in unserem Dorf kennengelernt; er kam regelmäßig einmal im Jahr und hatte uns auch schon bei der Pilgerfahrt nach Lalisch begleitet.

»Kennst du seine Nummer?«

Evin kniff die Augen zusammen und überlegte angestrengt. Aber sie hatte Probleme, sie aus ihrem Gedächtnis abzurufen. »Ich weiß nur noch, dass sie mit 0049 beginnt«, sagte sie.

»Erinnere dich!«, beschwor ich sie. »Du *musst* dich erinnern!«

»Ja, warte ... Die Nummer stand immer auf der Pinnwand neben dem Telefon ...«

»Meinst du die in roter Schrift?« Ich schloss die Augen und versuchte ebenfalls, mich zu erinnern. Ich war oft genug bei Evin zu Hause gewesen. Und zu Zahlen habe ich, wie gesagt, ein ganz besonderes Verhältnis. Ich kann sie mir viel leichter merken als Namen. Plötzlich sah ich die Ziffernfolge vor meinem inneren Auge. »Ich glaube, ich hab's«, sagte ich aufgeregt.

Mit vereinten Kräften rekonstruierten wir eine Nummer, von der wir glaubten, dass sie richtig war. Evin tippte sie ins Handy. Würde das Guthaben für ein Ferngespräch reichen? Am anderen Ende der Leitung meldete sich ein Mensch, dessen Sprache wir nicht verstanden. Es war nicht Evins Onkel. Sie legte enttäuscht auf. »Die Nummer ist falsch«, sagte sie.

Ich überlegte. Was konnte der Fehler sein? Wieder sah ich die Schrift vor mir. Hatte ich irgendeine Zahl verwechselt? »Ersetz mal die Sieben durch eine Eins«, sagte ich zu Evin.

Sie wählte die abgewandelte Variante der Ziffernfolge – und plötzlich vernahmen wir eine uns bekannte Stimme. »Spricht da Khalil Aziz? Onkel Khalil?«, fragte Evin.

»Wer ist da?«

»Hier ist Evin.«

»Evin! Wir haben uns solche Sorgen um dich gemacht! Wo bist du?«

»Onkel, wir haben weder viel Akku noch Telefon-Guthaben. Deshalb werde ich sehr schnell sprechen: Ich bin zusammen mit sieben anderen Mädchen in ein IS-Militärcamp verschleppt worden. Wir werden hier gefangen gehalten. Das Camp befindet sich ungefähr eine Stunde außerhalb von Deir al-Sur in der Nähe des Ölfeldes Omar.«

»Um Himmels willen! Ich werde mich darum kümmern«, versprach er. »Ich werde versuchen, jemanden zu finden, der euch da rausholen kann.«

»Habt ihr gehört, er wird Hilfe schicken«, sagte Evin, als sie aufgelegt hatte – und wir fielen uns alle in die Arme. Wir platzten förmlich vor Zuversicht und neu entflammter Hoffnung. Endlich hatten wir einen Kontakt zur Außenwelt hergestellt. Endlich wusste jemand aus unserer Familie, wo wir waren. Endlich kümmerte sich jemand um uns. Jetzt würde alles gut werden, waren wir überzeugt.

Die Erwartung, dass Evins Onkel von Deutschland aus unsere Rettung organisierte, gab uns allen Auftrieb. Der Tag nach dem Anruf war einer der wenigen im Camp, an denen meine Freundinnen und ich ein Lächeln auf den Lippen hatten. Es hätte wirklich nicht viel gefehlt und wir hätten bei den Putzarbeiten angefangen zu singen.

Von Azzad hatte ich seit dem letzten Zusammentreffen nichts mehr gehört. Wahrscheinlich kurierte er immer noch die Wunde an der Hüfte aus, die ich so böse erwischt hatte. Hoffentlich hielt sie ihn so lange in Schach, bis Evins Onkel alles organisiert hatte. Wenn er sich beeilte, musste ich Azzad vielleicht nie wiedersehen. Ich stellte mir vor, wie er zu unserem Container kam, um an mir Rache zu nehmen – ich aber bereits geflohen war. Hach, wie gerne würde ich dann sein Gesicht sehen!

Am nächsten Abend hockten wir um unser Handy herum – und warteten darauf, dass Evins Onkel sich meldete. Hoffentlich machte der Akku nicht vorher schlapp, dachte ich.

Tatsächlich rief er dann zu später Stunde an. Ich strahlte, als ich die deutsche Nummer sah; Evin drückte siegesgewiss die grüne Taste. »Onkel

Khalil?«, flüsterte sie verschwörerisch. Wir standen alle um sie herum, um nur ja kein Wort von dem wichtigen Telefonat zu verpassen.

»Wie geht es dir?«, fragte Khalil Aziz.

»Gut, und dir? Gibt es Neuigkeiten?«

»Ja, ich habe inzwischen mit dem Mann gesprochen, der euch abholen sollte.« Am Klang seiner Stimme merkte ich bereits, dass er keine guten Nachrichten für uns hatte. Evin und die anderen Mädchen nahmen es aber offenbar nicht wahr. Ihre Gesichter glühten voller Erwartung.

»Und?«, fragte meine Freundin.

»Der Mann sagt, der Ort, an dem ihr euch befindet, sei zu gefährlich.« Ihre Miene verdüsterte sich. »Was heißt das?«

»Das heißt, dass er nicht dorthin kommen kann.«

Die Mädchen schlugen sich stumm die Hände vors Gesicht. Wir hatten alle gehört, was er gesagt hatte. Und wir konnten es nicht fassen.

»Aber wir brauchen Hilfe«, flehte Evin. »Bitte ...«

»Dort, wo ihr seid, kann ich nichts für euch tun, leider.«

Evin sagte nichts mehr. Sie weinte leise.

»Ich weiß, dass du jetzt enttäuscht bist. Aber glaub mir, ich habe heute den ganzen Tag herumtelefoniert und alles versucht«, beteuerte ihr Onkel. »Ihr müsstet aus dem Camp weglaufen. Der Mann sagt, wenn ihr irgendwo anders, in einer sicheren Gegend seid, könnte er euch abholen lassen.«

»Aber wie soll das denn gehen?«

»Ich weiß es auch nicht. Habt ihr denn gar keine Möglichkeit?«

»Nein. Unser Container liegt mitten im Camp.«

Evins Onkel wusste offenbar nicht mehr, was er sagen sollte. »Versucht es trotzdem«, ermunterte er uns. »Ich weiß, dass ihr es schaffen könnt. Ich gebe dir mal die Nummer von dem Mann, bei dem ihr euch melden sollt, wenn ihr draußen seid. Okay?«

Er diktierte die Nummer, und Evin wiederholte sie artig. Ich lernte sie vorsichtshalber gleich auswendig.

»Versprichst du mir, dass ihr es versuchen werdet?«

»Ja«, sagte sie traurig. »Danke, Onkel Khalil.«

»Es tut mir so leid. Ich würde wirklich gerne mehr für euch tun«, sagte er. »Aber es steht nicht in meiner Macht.«

Als Evin ihr Gespräch beendet hatte, herrschte betretenes Schweigen im Container. Wir waren alle maßlos enttäuscht. Nachdem wir bereits so fest mit unserer Rettung gerechnet hatten, konnten wir nur schlecht damit

umgehen, dass uns niemand zu Hilfe eilen würde. Einige der Mädchen begannen, still vor sich hin zu weinen. Wir fühlten uns von der Außenwelt im Stich gelassen.

»Immerhin haben wir die Nummer«, erinnerte ich meine Freundinnen, damit sie nicht komplett die Hoffnung verloren.

»Ja, aber was sollen wir mit der?«, fragte Sumeya. »Du weißt doch genauso gut wie wir alle, dass es unmöglich ist, von hier zu fliehen.«

Ich überlegte. War es wirklich unmöglich? Gab es nicht doch irgendeine Chance zu entkommen? Auf jeden Fall würde es sehr schwierig werden: Die vordere Tür des Containers und die Fenster wurden von den Soldaten immer sorgfältig verschlossen. Das Hauptproblem aber war, dass sich der Container mitten im Camp befand und nach allen Seiten von den Behausungen der Soldaten und von Wachleuten umstellt war. Selbst wenn es uns gelänge, aus dem Container auszubrechen, wusste ich nicht, wie wir diesen Sicherungsring je überwinden sollten.

»Trotzdem müssen wir es versuchen«, sagte ich. »Ihr habt doch gehört, was Evins Onkel gesagt hat. Unsere einzige Chance ist es, auszubrechen und dann diesen Mann anzurufen.«

»Aber es ist viel zu gefährlich«, widersprach Sumeya. »Wenn wir das tun, bringen sie unsere Mütter aus Tal Afar hierher!«

»Was?«

Sumeya senkte den Kopf.

»Damit haben sie uns gedroht«, berichtete Reva, die den gleichen Fehler wie Sumeya begangen hatte, indem sie sich bei ihrem »Besitzer« nach dem Verbleib ihrer Familie erkundigt und den Namen ihrer Angehörigen verraten hatte. Jetzt besaßen die IS-Leute diese Information und schüchterten sie damit ein. Beiden Mädchen hatten sie angedroht, dass sie ihre Mütter als »Ersatz« für sie ins Camp bringen würden, falls sie es wagen sollten zu fliehen. »Es ist zu gefährlich«, meinte deshalb auch Reva. »Ich könnte es mir nie verzeihen, meine Mutter ins Unglück zu stürzen.«

»Aber wir wissen doch gar nicht, ob unsere Mütter noch in Gefangenschaft sind«, wandte Evin ein. »Vielleicht belügen sie uns.«

»Ihr dürft ihnen nicht glauben«, beschwor ich Reva und Sumeya. »Sie wollen uns nur den Mut nehmen.«

Die beiden waren nicht überzeugt. »Und wenn sie es doch tun?«, fragte Sumeya bang. »Wir dürfen kein Risiko eingehen.«

»Doch, wir müssen ein Risiko eingehen!«, widersprach ich. Wir konnten uns nicht einigen. Am Ende würde jede von uns für sich selbst entscheiden müssen, was sie wagen wollte, wurde mir klar. Ich jedenfalls würde mich nicht von den Drohungen einschüchtern lassen.

Intensiv begann ich, darüber nachzudenken, wie wir trotz unserer strategisch ungünstigen Lage entkommen könnten. Ich untersuchte den gesamten Container, insbesondere die Fenster und die Türen. Die Tür am Ende des hinteren Zimmers benutzten wir normalerweise nicht. Als ich sie mir ansah, erlebte ich eine große Überraschung: Der Verschlussriegel war lediglich mit Draht umwickelt und ansonsten nicht gesichert. Mein Herz begann aufgeregt zu klopfen. Wie konnte es nur sein, dass wir das bislang nicht bemerkt hatten?

Ich wickelte den Draht ab. Danach ließ sich der Riegel problemlos zur Seite schieben. Vorsichtig drückte ich die Klinke und öffnete die Tür einen winzigen Spalt breit. Schnell verschloss ich sie wieder, bevor draußen jemand etwas bemerkte. Das durfte doch nicht wahr sein!

»Kommt alle mal her!«, rief ich meine Freundinnen – und zeigte ihnen meine Entdeckung. Auch sie konnten es kaum fassen.

»War die Tür etwa die ganze Zeit über offen?«, fragte Evin verblüfft.

»Ja«, sagte ich. »Wir haben sie einfach vergessen. Seht ihr jetzt, dass die Angst einen blind macht?«

Sie nickten.

»Aber wenn wir unsere Furcht verlieren, können wir es schaffen«, schwor ich sie ein. Seitdem war ich so etwas wie die offizielle Flucht-Beauftragte der Truppe und wurde von allen Mädchen »Barack Obama« genannt.

Schon am nächsten Tag, es war der 13. Dezember 2014, kam uns dann der Zufall zu Hilfe: Die Soldaten unseres Camps wurden in heftige Kämpfe mit anderen Dschihadisten verwickelt. Sie gerieten so sehr unter Druck, dass die Chefs sogar in Erwägung zogen, das gesamte Camp zu verlegen. Zur Vorbereitung auf den Umzug, der jederzeit angeordnet werden konnte, brachten uns die Männer eine Garnitur Abayas in den Container, die schwarzen Ganzkörper-Umhänge, die nur einen Schlitz für die Augenpartie freiließen.

»Das ist ein Geschenk des Himmels«, flüsterte ich Evin zu: »Diese Gewänder werden uns unsichtbar machen.«

Sämtliche Männer wurden an die Front beordert, auch Azzad. Durch das Fenster beobachtete ich, wie das Camp sich langsam leerte. Nur ein paar Wachleute blieben zurück. »Auf Nimmerwiedersehen, Azzad«, flüsterte ich – und freute mich. Alles passte zusammen: die unverschlossene hintere Tür, die Abayas, die wir als Verkleidung brauchten, das leere Camp, die Telefonnummer des Schleppers, den wir verständigen konnten, sobald wir es geschafft hatten. Ich begriff: Dies war unsere historische Chance.

Sobald im Lager Ruhe eingekehrt war, trommelte ich meine Freundinnen zur Lagebesprechung zusammen. »Jetzt oder nie müssen wir die Flucht wagen«, sagte ich zu ihnen. »Die Gelegenheit ist einmalig. So eine Chance bietet sich uns nie wieder!«

»Du bist verrückt«, widersprach Sumeya. »Vergiss nicht, dass sie Wächter zurückgelassen haben.« Einer der Wächter war Sumeyas »Besitzer«, der andere Revas. Bestimmt würden sie am Abend nach ihnen verlangen. IS-Männer, die Frauen besaßen, nutzten es immer aus, wenn sie einen ungestörten Moment hatten. Ich glaubte daher zu wissen, worauf sie hinauswollte.

»Wir warten natürlich, bis ihr zurück seid«, sagte ich. »Wir werden euch nicht alleine zurücklassen.« Aber ich hatte sie falsch verstanden.

»Ich werde nicht mitkommen«, sagte Sumeya und sah beschämt zu Boden. »Bitte versteh mich: Es ist mir einfach zu gefährlich.«

Ich sah sie entgeistert an. »Das meinst du doch hoffentlich nicht ernst, oder?«

»Wenn sie meiner Mutter etwas antun, könnte ich mir das nie verzeihen.«

»Sumeya hat recht. Ich komme auch nicht mit«, verkündete Reva.

Ich nickte langsam. Es fiel mir zwar schwer, ihre Entscheidung nachzuvollziehen, aber die beiden hatten schwerwiegende Argumente: Ich musste es akzeptieren, wenn sie sich gegen eine Flucht entschieden. »Gibt es noch irgendeine andere, der die Sache zu gefährlich ist?«, fragte ich in die Runde.

Die Mädchen schwiegen.

»Also sind alle anderen dabei? Ganz sicher?«

»Ja«, murmelten sie und nickten.

»Gut«, sagte ich. »Dann versuchen wir es also heute Nacht.«

Ungeduldig warteten wir auf den Abend. Tatsächlich wurden Reva und Sumeya schon bald nach Einbruch der Dunkelheit von ihren »Besitzern«

gerufen. Wie ich richtig vermutet hatte, wollten sie die ruhigen Stunden im Camp nutzen, um sich mit ihnen zu vergnügen. Für uns konnte es nur von Vorteil sein, wenn diese zwei Wachen abgelenkt waren. Trotzdem hatte ich ein schlechtes Gewissen, als sich meine beiden Freundinnen ihre Kopftücher umbanden, um zu ihnen zu gehen. »Seid ihr euch ganz sicher, dass wir nicht doch auf euch warten sollen?«, fragte ich sie noch einmal, bevor sie den Container verließen.

Sie schüttelten den Kopf. »Das Vorhaben ist waghalsig. Ich würde euch dringend raten, es ebenfalls zu lassen: Sie haben rings um das Camp Wachen aufgestellt. Und sie werden euch erschießen, wenn sie euch erwischen«, warnte mich Sumeya.

»Mag sein«, sagte ich. »Aber dieses Risiko müssen wir in Kauf nehmen. Sonst bleiben wir ewig Sklavinnen.«

»Ich bevorzuge es, erschossen zu werden«, piepste die kleine Besma.

»Viel Glück!«, flüsterte Reva und umarmte mich. Sumeya umarmte mich ebenfalls, bevor sie hinausging.

»Das wünsche ich euch beiden auch«, sagte ich.

Nachdem die beiden gegangen waren, erklärte ich den Mädchen den Fluchtplan, den ich mir überlegt hatte. »Wir müssen uns in Zweiergruppen aufteilen«, sagte ich. Ich hatte die Sache genau durchdacht.

»Warum?«

»Das erhöht unsere Chance davonzukommen. Wenn die Wachen zwei von uns bemerken, werden sie ihnen hinterherjagen. In dieser Zeit können die anderen weglaufen.«

»Also erhöht es die Chancen – aber nur für vier von uns«, präzisierte Sila.

»So ist es.«

Sie seufzte. »Ist das nicht ein bisschen wenig?«

»Es ist viel schlauer, als wenn wir alle sechs denselben Weg nehmen – und uns zusammen erwischen lassen«, erwiderte ich. »Zumindest vier werden es schaffen.«

Die Mädchen nickten einsichtig. »So machen wir es. Und welchen Weg sollen wir wählen, Mister Obama?«

Auch darüber hatte ich bereits nachgedacht. Wir alle kannten das Camp von den Putzarbeiten ziemlich gut, sodass ich meinen Freundinnen genaue Anweisungen geben konnte. »Wir gehen alle in Richtung Nordosten«, sagte ich, da ich vermutete, dass wir auf diese Weise am ehesten das Gebiet des

IS hinter uns lassen würden, »aber wir nehmen unterschiedliche Routen: Nase und Pervan gehen rechts an der Versammlungshalle vorbei, Sila und Besma links, und Evin und ich werden einen mittleren Weg wählen, sodass wir möglichst weit voneinander weg sind, falls sie zwei von uns schnappen. Aber die Halle müssen wir alle großräumig meiden, da dort fast immer jemand hockt und aufpasst. Sobald wir das Camp hinter uns gelassen haben, müssen wir versuchen, uns wiederzufinden.«

»Okay«, sagte Evin gefasst. Aber an den Falten auf ihrer Stirn erkannte ich, dass sie sich große Sorgen machte, ob der Plan auch funktionieren würde. »Und wann sollen wir aufbrechen?«

Ich zögerte. Eigentlich hatte ich gedacht, dass es gegen Mitternacht am besten wäre. Aber jetzt, da zumindest zwei der Männer mit unseren Freundinnen beschäftigt und somit abgelenkt waren, hatte sich vielleicht ein noch besserer Zeitpunkt ergeben. Zudem hatte es gerade zu regnen begonnen: Laut trommelten die Tropfen auf unser Dach. Dieser Lärm würde uns zusätzlich schützen. Wir durften also keine Zeit verlieren. »Am besten jetzt sofort«, sagte ich, »solange es noch regnet – und ...«

»Ja«, sagte Evin, ohne dass ich meinen Gedanken ausgesprochen hatte. »Reva und Sumeya haben uns ein Geschenk gemacht. Also lasst uns diese wertvolle Zeit nutzen.«

Wir zogen uns unsere Abayas an und knoteten die Gesichtsschleier hinter unseren Köpfen zusammen, sodass wir wie schwarze Gespenster aussahen. In der Nacht war man in diesen Gewändern tatsächlich fast unsichtbar, was uns sehr zupasskam. Unsere Schuhe trugen wir nicht, denn wir besaßen nur Schlappen, die zum Putzen für das Haus taugten. Zum Rennen aber waren sie völlig ungeeignet. Außerdem würden wir mit ihnen bei jedem Schritt ein Geräusch machen. Deshalb nahmen wir sie vorsichtshalber in die Hand. Unseren großen Schatz, das Handy, hatte ich mit Hilfe meines Gewandes fest an den Körper geknotet. Aber auch alle anderen kannten die wichtige Nummer mittlerweile auswendig. Falls wir uns auf der Flucht verlören, könnten sie den Schlepper vielleicht trotzdem auf irgendeine Weise anrufen und Hilfe erbitten, so unser Kalkül.

Erneut wickelte ich den Draht von der Tür, schob den Riegel beiseite und drückte zaghaft die Klinke. Ein kühler, regnerischer Lufthauch wehte mir von draußen entgegen. Es war mittlerweile empfindlich kalt geworden. Ich öffnete die Tür einen Spalt breit und spähte hinaus: Wie ich vermutet hatte, war in der Versammlungshalle, die man von hier aus sehen konnte,

noch das Licht an. Ich warf einen Blick hinter mich und sah in die weit aufgerissenen, verängstigten Augen meiner Freundinnen, die aus ihren schwarzen Schleiern hervorlugten. Jedes Mädchen hatte ihre jeweilige Fluchtpartnerin an der Hand gefasst.

»Seid ihr bereit?«, fragte ich flüsternd.

»Ja«, antworteten sie. Zusammen mit Evin trat ich als Erste in die verregnete Nacht hinaus. Kälte, Nässe und Dunkelheit umfingen uns. Trotzdem verspürte ich im Innern große Euphorie: Diesmal würde es klappen, spürte ich. Dieser Fluchtversuch war bei Weitem besser geplant als alles, was wir bisher versucht hatten. Er musste einfach gelingen.

Eilig hasteten wir durch das Camp. Bald hatten Evin und ich die anderen Mädchen aus den Augen verloren. Um Kontakt zur anderen zu halten, liefen wir Hand in Hand an den Containern vorbei, in denen uns so viel Gewalt angetan worden war. Jetzt lagen sie dunkel und verwaist da; dennoch flößten sie uns auch jetzt noch große Furcht ein. Denn jederzeit konnte hinter einem von ihnen ein Soldat hervortreten und uns aufhalten. Und damit wäre unser Traum zerplatzt.

Wir schrakten zusammen, als Evin in der Dunkelheit unversehens einen Metalleimer umstieß. Mit lautem Klirren kullerte er über den Boden. Evin blieb stehen und lauschte. Hatte jemand etwas gehört? »Komm«, flüsterte ich und zerrte sie energisch am Arm weiter, »nicht stehen bleiben! Wir müssen so schnell wie möglich weg von hier.«

In geduckter Haltung schlichen wir in gebührendem Abstand an der Versammlungshalle vorbei und erreichten schließlich unbehelligt den Rand der Container-Siedlung – immerhin ein Etappensieg. Dahinter lag eine stockdunkle Fläche: die Wüste. Hier warteten wir, bis die anderen Mädchen eintrafen, denn so hatten wir es verabredet. Tatsächlich schafften es alle vier. Evin und ich nahmen die jüngeren Mädchen in unsere Mitte. Wir hielten uns alle an den Händen, damit keine von uns in der Dunkelheit verlorenging. Dann begannen wir zu rennen. Wir liefen blindlings, ohne zu sehen, wohin wir mit unseren nackten Füßen traten. Die Nässe und Kälte unter meinen Fußsohlen spürte ich gar nicht.

Plötzlich hörte ich, wie irgendwo in der Nähe Hunde anschlugen. Offenbar hatten die IS-Leute die Tiere außerhalb des Camps positioniert, damit sie ihnen verrieten, wenn Eindringlinge kamen. Waren sie angeleint? Oder liefen sie etwa frei herum? Würden sie nach uns schnappen und uns mit ihren Zähnen in Stücke reißen? Ich konnte die Hunde nirgendwo sehen,

aber sie verursachten mit ihrem Bellen einen Höllenlärm. Oje, dachte ich: Davon würden alle Wachen im Camp aufgeschreckt werden. Spätestens jetzt wüssten sie, dass etwas nicht in Ordnung war, und würden hinter uns herjagen. Wir rannten, so schnell wir nur konnten.

Nirgendwo war ein Licht auszumachen. Aber wir hörten, wie die Hunde näher kamen. Anscheinend liefen sie doch frei herum. Die kleine Besma stolperte. Aber ich packte sie am Arm und riss sie unsanft mit mir weiter. Wenn wir jetzt zurückfielen, wäre das unser Ende.

Wir rannten durch den Regen, bis uns die Kräfte verließen. Ich weiß nicht, wie lange wir gelaufen sind, aber es kam mir wie eine Ewigkeit vor – was sicher nicht stimmte, da wir alle unterernährt und in schlechtem gesundheitlichen Zustand waren. Schließlich verlangsamten wir notgedrungen unser Tempo. Wir waren komplett außer Atem. Meine Freundinnen husteten und keuchten, aber zum Glück waren die Hunde nicht mehr zu hören. Das Camp lag in einigem Abstand hinter uns. Als ich mich umsah, konnte ich in der Ferne immer noch das Licht der Versammlungshalle ausmachen.

Tatsächlich schien uns niemand zu verfolgen. Ich wagte kaum, es zu glauben. Hatten wir es wirklich geschafft, die Hunde und die Männer abzuhängen? Doch jetzt war nicht der Zeitpunkt, lange darüber nachzugrübeln. »Los, weiter!«, trieb ich die Mädchen an.

Wir stapften durch die Dunkelheit. Der Regen wurde immer stärker. Um nicht aus Versehen im Kreis zu gehen, liefen wir immerzu stur in eine Richtung, ohne zu wissen, wohin uns der Weg führte.

Schließlich erreichten wir eine asphaltierte Straße. Wir beschlossen, ihr zu folgen. Allerdings liefen wir nicht auf, sondern neben der Straße: Falls ein Fahrzeug käme, würde uns der Fahrer so vielleicht nicht sofort entdecken. Glücklicherweise war jetzt in der Nacht nicht viel Verkehr. Aber wann immer wir das Brummen eines Motors hörten, duckten wir uns in das Geröll am Straßenrand. Unsere schwarzen Gewänder halfen uns, mit der nächtlichen Landschaft zu verschmelzen.

Irgendwann stießen wir auf ein Schild mit der Aufschrift »Hasaka«. Jetzt wussten wir wenigstens, dass wir in die Richtung der kurdischen Stadt gingen. Wir nutzten die Straße als Orientierung und wanderten weiter durch den Regen neben ihr her. Durchnässt und durchgefroren, liefen wir unverdrossen immer weiter – die ganze Nacht.

Als der Morgen graute, sandte ich ein Stoßgebet zum Himmel. »Herr, du hast uns entkommen lassen. Ich danke dir«, flüsterte ich zur Sonne gewandt. »Bitte hilf uns auch noch weiter. Lass die Kinder Adams nicht mehr im Stich.«

Am Straßenrand tauchten jetzt vereinzelt Häuser auf. Das war natürlich gefährlich für uns. Wir mussten uns unbedingt ein Versteck suchen, bevor uns jemand sah. Jetzt, bei Tageslicht, konnten wir nicht weiterlaufen.

Wir fanden dann einen Rohbau, der in der Nähe eines anderen Hauses stand, das offenbar bewohnt war. Kaum hatten wir uns ins Innere des Rohbaus verkrochen, merkten wir, wie erschöpft wir von dem nächtlichen Marsch waren. Aus unseren Kleidern tropfte das Wasser, aber wir hatten nichts zum Wechseln. Zitternd vor Kälte und mit klappernden Zähnen umarmten wir uns gegenseitig, um uns ein wenig zu wärmen. Leider hatten wir überhaupt nichts zu essen und zu trinken, dabei hätten wir nach den Strapazen dringend eine Stärkung gebraucht.

Während die anderen Mädchen sich ausruhten, holte ich unser Mobiltelefon hervor. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, um den Mann zu verständigen, dessen Nummer uns Evins Onkel gegeben hatte. Der Akku zeigte Tiefstand, und vom Telefonguthaben war kaum mehr etwas übrig. Lange würde das Handy nicht mehr funktionieren. Hoffentlich hatten wir uns inzwischen weit genug vom Militärcamp entfernt, sodass der Schlepper uns abholen konnte.

Evin sah mir zu, als ich mit zittrigen Fingern die Nummer wählte. Es war ein erbauender Moment, da wir wirklich glaubten, es geschafft zu haben.

Ein Mann namens Mustafa Hamu meldete sich am anderen Ende. Ich stellte mich vor und verwies auf Evins Onkel Khalil, mit dem er anscheinend ja bereits gesprochen hatte.

Der Mann schien nicht überrascht. Er war weder freundlich noch unfreundlich, sondern sehr sachlich. »Wann seid ihr geflüchtet?«, fragte er.

»Heute Nacht.«

»Wo genau befindet ihr euch jetzt?«

»Das weiß ich nicht genau. In einem Rohbau an der Straße, die nach Hasaka führt«, erklärte ich.

»Kennst du den Namen der Siedlung nicht?«

»Es ist keine Siedlung, hier stehen nur ein paar vereinzelte Häuser.«

»Das ist zu ungenau«, sagte er. »Ich brauche eine konkrete Adresse, um euch zu finden. Ihr müsst in einem der Häuser danach fragen – oder weiter bis nach Hasaka laufen.«

Mein Mut sank. »Aber wir sind völlig erschöpft«, sagte ich. »Wir haben keine trockenen Kleider und nichts zu trinken.«

»Leider kann ich euch sonst nicht helfen. Das müsst ihr verstehen. Ich kann mich nicht auf so ein Abenteuer einlassen. Lasst euch etwas einfallen – und dann ruft mich noch mal an.«

»Bitte, das geht nicht. Wir haben kaum mehr Guthaben auf dem Telefon!«

Ich verstand nicht, warum der Mann so unkooperativ war. Meine Freundinnen und ich hatten unser Leben riskiert, um aus dem Camp zu fliehen. Da konnte er uns doch nicht einfach hängen lassen. Aber er beharrte auf seinem Standpunkt. »Ihr seid mitten im IS-Gebiet«, erinnerte er mich. Dann brach das Gespräch ab.

Unser Guthaben war aufgebraucht, das Telefon tot.

Evin und ich wechselten verzweifelte Blicke. Diesen Mann interessierte unsere Not überhaupt nicht, verstanden wir. Er war ein Geschäftsmann, der kühl sein unternehmerisches Risiko kalkulierte. Nach diesem Gespräch waren wir beide ziemlich desillusioniert.

»Es hilft nichts. Sobald es dunkel wird, müssen wir weiterlaufen«, sagte ich.

Evin schüttelte den Kopf. Sie deutete auf die kleine Besma, die am ganzen Körper zitterte. »Mir ist kalt«, jammerte sie. Doch ihr Kopf fühlte sich glühend heiß an, als ich ihn mit der Hand berührte.

»Sie hat Fieber«, stellte ich fest.

»Ja, sie braucht dringend etwas zum Trinken. So dehydriert und überhitzt kann sie heute Nacht unmöglich weitermarschieren.«

»Was sollen wir bloß mit ihr machen?« Zurücklassen konnten wir Besma nicht. Unsere Freundin zu verraten stand nicht zur Debatte: Entweder wir schafften es gemeinsam, oder wir schafften es eben nicht.

»Wir müssen versuchen, Hilfe zu organisieren«, sagte Evin.

»Aber wo?«

»Vielleicht in einem der Häuser da draußen.«

Mir war gar nicht wohl bei dem Gedanken. »Wer weiß, was für Leute darin wohnen«, wandte ich ein.

»Aber wir haben keine andere Möglichkeit! Besma ist zu schwach, um zu laufen. Und tragen können wir sie auch nicht den ganzen Weg – dazu reichen unsere Kräfte nicht.«

»Okay«, willigte ich zähneknirschend ein. »Wir werden in dem Haus fragen. Aber nicht sofort. Lass es uns wenigstens gründlich beobachten, bevor wir irgendetwas tun.« Ich wollte unbedingt verhindern, dass wir blindlings in die Falle tappten: Wenn eine Gruppe von IS-Leuten dort wohnte, würden wir sie an ihren Fahrzeugen, Waffen und der Kleidung erkennen. Dann mussten wir eben irgendwo anders um Hilfe bitten.

»Das machen wir«, sagte Evin. »Die beste Sicht auf das Anwesen haben wir vermutlich vom Dachboden aus.«

Gemeinsam kletterten wir beide hinauf in die obere Etage und verbargen uns hinter einem der Fenster. Auf den ersten Blick sah das Gebäude wie ein ganz normales Wohnhaus aus. Wir bemerkten nichts Ungewöhnliches. Immer wieder drangen Stimmen, auch Rufe aus dem Haus zu uns herüber. Aber von den Bewohnern zeigte sich keiner.

Dann, nach einiger Zeit, fuhr ein weißer Kia in die Einfahrt, und ein Mann stieg aus. Er war relativ füllig und trug einen kurzen Bart, kurzes Haar sowie zivile Kleidung; er sah nicht aus wie ein Kämpfer. Vielleicht war es der Vater der Familie, die in dem Haus wohnte? Tatsächlich erschien jetzt eine Frau mit zwei kleinen Kindern in der Tür. Auch sie war nicht im IS-Stil verschleiert, sondern trug lediglich ein Kleid und ein Kopftuch. Wir atmeten auf.

»Das ist eine Familie«, sagte Evin, »es sind ganz normale Leute.«

»Ja, aber vergiss nicht, dass sie mitten im IS-Gebiet leben«, gab ich zu bedenken. »Auf irgendeine Art müssen sie sich mit ihnen arrangiert haben, sonst hätten sie nicht hierbleiben können. Wir konnten schließlich auch nicht bleiben, als sie kamen.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte sie nachdenklich. »Vielleicht haben sie in den Augen des IS aber auch einfach die richtige Religion – und werden deswegen in Ruhe gelassen.«

»Wir wissen nicht, welche Einstellung sie zu Jesiden haben. Vielleicht halten sie uns auch für Teufelsanbeter.« Während ich mir selbst zuhörte, merkte ich, wie misstrauisch ich gegenüber allen Muslimen und gegenüber der Welt im Allgemeinen geworden war. Ich konnte mir kaum mehr vorstellen, dass es auch anständige Menschen unter ihnen gab.

»Lass uns das Haus noch ein wenig beobachten«, bat ich Evin. Nachdem wir bereits so weit gekommen waren, wollte ich um Himmels willen kein Risiko mehr eingehen.

»Gut, denk aber daran, dass Besma – und auch alle andern – dringend Wasser brauchen«, ermahnte sie mich.

Wir lagen noch viele Stunden auf der Lauer, den ganzen Tag lang. Ich registrierte, dass in dem von uns observierten Haus insgesamt sieben Menschen wohnten: der Vater, die Mutter und ihre fünf Kinder, drei davon waren Jungen, zwei Mädchen. Ein Sohn war noch ganz klein, die anderen im Alter von Schulkindern. Eine der Töchter war ungefähr so alt wie wir, also fast schon erwachsen. Niemand von ihnen war besonders militant islamistisch gekleidet, was mich halbwegs beruhigte. Ich beobachtete, wie sie tagsüber ihren verschiedenen Geschäften nachgingen: Sie kochten, aßen, wuschen ihre Wäsche, fuhren mit dem Auto irgendwohin, kamen zurück, machten Hausaufgaben. Ich beneidete sie. Was musste das herrlich sein, so ein ganz normales Leben zu führen.

Als sich die Dämmerung herabsenkte, war ich immer noch unentschlossen, ob wir auf uns aufmerksam machen sollten. Es war und blieb ein Risiko, das ich in Wirklichkeit nicht eingehen wollte. Vielleicht konnten wir es ja doch zu Fuß bis nach Hasaka schaffen. Aber Besmas Zustand hatte sich inzwischen noch weiter verschlechtert. Sie glühte wie ein Ofen und erzählte im Fieberwahn wirres Zeug. Die anderen Mädchen wirkten ebenfalls sehr matt und schlotterten vor Kälte. Deshalb drängte mich Evin nachdrücklich zu einer Entscheidung. »Wir müssen es wagen«, meinte sie mit Blick auf unsere kleine Freundin. »Sie wird es nicht schaffen, wenn wir ihr nicht sofort Wasser und trockene Kleidung besorgen. Wir versündigen uns an ihr!«

»Okay. Dann versuchen wir es also.«

Zähneknirschend stimmte ich zu. Wir überlegten zuerst, ob nur eine Abordnung zu dem Haus hinüberlaufen und um Hilfe bitten sollte, kamen aber dann überein, dass wir es alle zusammen wagen wollten. Über dem Horizont war gerade der Mond aufgegangen. Deshalb hielten wir eine kurze Andacht, bevor wir unser Versteck verließen. Wir stellten uns in einer Reihe auf, wandten uns dem Gestirn zu und flüsterten die Formeln, die uns unsere Väter und Großväter beigebracht hatten. »Herr, erbarme dich unser«, bat ich Melek Taus und die Gruppe der Engel, die auf der Herbstversammlung über

unser Schicksal entschied. »Habt Gnade mit uns. Wir haben genug gelitten.«

»Amen«, murmelten die Mädchen. »Gott schütze die Religion. Gott ist unser Zeuge: Wir haben die Religion nie verraten.«

Dann knoteten wir unsere Gesichtsschleier hinter dem Kopf zusammen und zogen die Abayas zurecht. Erneut von Kopf bis Fuß in den immer noch feuchten, schwarzen Stoff gehüllt, traten wir hinaus auf die Straße. Evin und Sila stützten Besma, damit sie überhaupt laufen konnte. Nicht nur ich hatte ein mulmiges Gefühl, als wir uns langsam dem Haus näherten, das schwarz und stumm in der Dämmerung stand. Lediglich das Licht in seinen Fenstern leuchtete hinter den zugezogenen Gardinen. Evin sah mich an, und ich nickte. Beherzt klopfte sie an die Tür.

Ich zitterte unwillkürlich, als ich die Schritte im Flur vernahm, Männerschritte. Der Hausherr öffnete uns die Tür. Hinter ihm stand sein ältester Sohn, ein Teenager. Sie starrten uns an, als seien wir eine Delegation vom Mond. Offenbar wirkten wir auf sie wie Außerirdische. Wir fielen vor ihnen auf die Knie, alle sechs Mädchen gleichzeitig, auch die fiebrige Besma.

»Gnädiger Herr«, sprach ich den Mann an. »Wir sind in Not geraten und brauchen eure Hilfe. Unser Leben liegt in eurer Hand.«

»Wer seid ihr?«, fragte er perplex.

Ich hatte mir überlegt, dass es keinen Sinn machte, ihn zu belügen. Es war zu offensichtlich, woher wir kamen und was mit uns geschehen war. Wir mussten ihm die Wahrheit sagen. »Wir waren in Gefangenschaft – und sind weggelaufen«, gestand ich.

Ich sah, wie der Mann Angst bekam. Klar, denn es war auch für ihn gefährlich. »Und was habe ich damit zu tun?«, fragte er unwirsch. Er wollte uns schnell wieder loswerden.

»Wir brauchen dringend eure Hilfe«, wiederholte ich. »Wasser, Nahrung ...«

»Das geht unmöglich!«, sagte er. »Eigentlich müsste ich sofort die Militärführung darüber informieren, dass ihr hier seid.«

Evin fixierte ihn mit den Augen. »Wenn du ein Mensch bist und an einen Gott glaubst, hilf uns!«, beschwor sie ihn. »Wenn nicht, liefere uns eben an den IS aus.«

Der Mann geriet ins Grübeln. Offenbar überforderte ihn der Appell. »Das ist nicht so einfach: Die IS-Soldaten kommen immer wieder hier

vorbei und verlangen von uns zu trinken und zu essen«, sagte er. »Was, wenn sie euch sehen?« Vater und Sohn tauschten zweifelnde Blicke.

»Vielleicht erhalten wir von ihren Familien eine Belohnung, wenn wir ihnen helfen«, flüsterte der Sohn. Dieses Argument schien den Ausschlag zu geben.

»Na ja, vielleicht kommt ihr erst mal rein«, entschied der Syrer, der sich uns jetzt als Abu Yousef vorstellte. »Dann überlegen wir weiter.«

»Danke«, sagte ich. Trotzdem zögerte ich, bevor ich über seine Schwelle trat. Der Mann hatte ein finanzielles Interesse an uns. Konnten wir ihm wirklich vertrauen? Sicher war es nicht ratsam, weiter vor seiner Tür herumzustehen, wo uns alle Welt sehen konnte. Andererseits begaben wir uns mit diesem Schritt in seine Hände. Wenn er Böses im Schilde führte, könnte er uns erneut gefangen nehmen, ausliefern – oder weiterverkaufen. Trotzdem traten wir ein.

Bereits im Flur stieg mir der Duft von frisch gekochtem Reis in die Nase. Was für ein guter, vertrauter Geruch, der Geruch von zu Hause. »Was ist denn los?«, rief die Frau Abu Yousefs aus der Küche und steckte ihren Kopf durch die Tür. Sie zeigte sich mehr als überrascht, sechs schwarz verschleierte Mädchen in ihren Korridor treten zu sehen. Ihr Mann erklärte ihr, was es mit uns auf sich hatte, woraufhin sie ein besorgtes Gesicht machte.

»Ihr armen Mädchen«, sagte sie spontan, als wir unsere Gesichtsschleier abnahmen und sie unsere jungen Antlitze sah. Wir waren nicht älter als die Tochter des Hauses. »Ihr seid ja halb erfroren. Eure Lippen sind blau angelaufen. Kein Wunder, bei dem Wetter da draußen ...« Sie unterbrach sich und wandte sich an ihren Mann. »Ist es nicht viel zu gefährlich, sie bei uns aufzunehmen?«

»Ja, wir müssen vorsichtig sein«, bestätigte er. »Am besten, wir bringen sie ins hintere Zimmer und schließen die Rollläden, damit keiner sie von draußen sieht ...« Seine Frau nickte. Sie wies uns den Weg.

»Wir haben die Telefonnummer von einem Mann, der uns abholen kann«, sagte ich.

»Das ist gut.« Abu Yousef forderte mich auf, ihm die Nummer zu geben, die ich ja auswendig wusste. Ich diktierte sie ihm ebenso wie die Nummer von Evins Onkel in Deutschland.

Dann folgte ich den anderen in eines der Kinderzimmer, wo die Frau bereits die Rollos heruntergelassen hatte. Einen kurzen Moment überfiel

mich die Erinnerung an den Raum in Abu Arrams Haus, in dem auch ständig die Jalousien unten gewesen waren. Aber ich riss mich zusammen und versuchte, die Panik nicht von mir Besitz ergreifen zu lassen. Das hier war etwas anderes, sagte ich mir: Sie hatten sie ja zu unserem Schutz geschlossen.

Nachdem sich die Frau des Hauses von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, schlüpfte sie in die Rolle der Gastgeberin. Sie brachte uns Verbandszeug sowie eine Schüssel, in der wir unsere vom langen Marsch blutigen Füße waschen konnten. Unsere Abayas steckte sie in die Waschmaschine und brachte uns stattdessen frische Kleider, die ihr selbst und ihrer ältesten Tochter gehörten. »Was seid ihr nur für mutige Mädchen«, sagte sie anerkennend. »Das habt ihr sehr gut gemacht, dort wegzulaufen!«

Ich lächelte stolz und verlegen. Es war das erste Mal, dass ich für meine rebellische Haltung gelobt und nicht geschlagen wurde.

»Jetzt ruht ihr euch erst einmal richtig aus bei uns.«

»Das ist sehr freundlich«, sagte ich, während ich ihr half, Besma kalte Wickel anzulegen, um ihr Fieber zu senken. Evin flößte dem Mädchen Wasser ein, und Sila wusch ihre geschundenen Füße. Sie befand sich in einem sehr schlechten Zustand und zitterte unentwegt. Wir packten sie in dicke Woldecken.

»Bestimmt habt ihr schrecklichen Hunger«, sagte unsere Gastgeberin. »Ich werde euch etwas zu essen machen.«

»Das ist doch nicht nötig«, behauptete ich höflich, obwohl bereits der Gedanke an Nahrung meinen Magen knurren ließ. Nach dem anstrengenden Marsch waren wir alle völlig ausgehungert.

»Doch«, insistierte sie. »Ihr seid unsere Gäste.«

Jetzt war ich mir sicher, dass das Schicksal es gut mit uns meinte: Wir hatten bei anständigen Menschen Unterschlupf gefunden. Vor lauter Erleichterung hätte ich weinen mögen. »Danke, liebe Frau«, sagte ich und küsste ihr die Hand.

Als wir wenig später gewaschen und in trockenen Kleidern zusammen beim Abendessen rund um ein großes Tuch auf dem Boden saßen, hatte ich endlich das Gefühl, wieder ein Mensch zu sein – und auch als solcher behandelt zu werden. Unsere Gastgeberin hatte ihre ganze Kochkunst aufgeboten: Es gab Reis mit Huhn, Salat, Hummus und Falafel sowie Sprite und Coca-Cola. Allein beim Anblick und Geruch dieser lang entbehrten

Leckereien lief uns allen das Wasser im Mund zusammen. Es schmeckte unglaublich lecker. Sämtliche Familienmitglieder taten plötzlich so, als wären wir Staatsgäste.

»Ich habe mit eurem Onkel Khalil und mit Mustafa Hamu gesprochen«, sagte Abu Yousef. »Sie werden alles tun, um eure Rettung zu organisieren.«

»Danke«, sagte ich mit Tränen in den Augen. »Das werden wir euch nie vergessen. Ihr seid ein guter Mann, Abu Yousef.«

Aber er winkte ab, als sei seine Gastfreundschaft völlig selbstverständlich – obwohl er uns doch zuerst hatte wegschicken wollen. Ich rätselte, was ihn zu seinem Stimmungsumschwung veranlasst hatte. Verlangte er von Evins Onkel vielleicht Geld dafür, dass er uns bei sich aufgenommen hatte und nicht auslieferte? Später erfuhr ich, dass es sich genau so verhielt: Sie verhandelten damals gerade noch über den Preis, den er für unseren Schutz verlangte.

»Hier seid ihr jedenfalls sicher«, tönte er vollmundig. »Wenn es sein muss, werde ich euch mit meinen eigenen Händen gegen den IS verteidigen. Ihr seid jetzt wieder freie Menschen.«

Wir bedankten uns vielmals bei ihm. Unterdessen Futterten wir sämtliche Speisen auf, die sich in unserer Reichweite befanden. Zwar schämten wir uns, derart zuzulangen. Aber ich muss gestehen, dass mir keine Mahlzeit je wieder so geschmeckt hat wie diese: unser erstes Abendessen in Freiheit.

Wir blieben einige Tage in dem Haus, die meiste Zeit davon im hinteren Zimmer. Daran, mir mit meinen Freundinnen einen engen Raum zu teilen, war ich ja gewöhnt. Trotzdem fühlte es sich diesmal ganz anderes an als bisher, denn wir waren freie Menschen. Unsere Tür war nicht abgeschlossen!

Hin und wieder kamen die Kinder Abu Yousefs zu uns, um uns zu besuchen. Sie fanden unser plötzliches Auftauchen in ihrem Haus ungeheuer aufregend und ließen sich immer wieder die Geschichte unserer Flucht erzählen. »Hattet ihr denn gar keine Angst, nachts alleine loszulaufen? Was hättet ihr getan, wenn ihr unser Haus nicht gefunden hättet?«, löcherten sie uns.

Ich erklärte ihnen alles bereitwillig. Sie machten große Augen, konnten sich aber doch nicht vorstellen, was wir durchgemacht hatten: Meine Erzählungen waren wie ein Action-Film für sie. Manchmal stellten sie uns

aber auch Fragen, die wir nicht so leicht beantworten konnten. »Wo sind eure Eltern? Vermissen sie euch nicht?«, wollten sie zum Beispiel wissen. Dann wurden wir Mädchen sehr nachdenklich und schweigsam. Die Sorge um unsere Eltern und Geschwister belastete uns alle. Inzwischen hatten wir gehört, dass unser Dorf noch immer vom IS besetzt war. Aber wie es unseren Angehörigen ging, ob sie noch am Leben waren, wussten wir nicht genau.

Bemas Gesundheitszustand besserte sich zwar sehr langsam, aber stetig. Mit meinen kalten Wickeln gelang es mir, das Fieber zu senken. Bald schauten ihre Augen wieder lebendig aus ihrem hübschen, blassen Gesicht. Ja, sie wirkten sogar fröhlich, als sie begriff, dass wir das Schlimmste überstanden hatten. »Haben wir es wirklich geschafft, Farida?«, fragte sie mich. »Wirklich? Kann jetzt absolut nichts mehr schiefgehen?«

»Achtundneunzig Prozent«, behauptete ich. »Der Rest ist für so tapfere Mädchen wie dich und mich wirklich ein Klacks: Mustafa Hamu wird einen Fahrer schicken, der uns von hier abholt.«

»Und dann?«

»Dann fahren wir nach Hasaka – und weiter in den Irak.«

»Zu unseren Familien?«

»Ja, zu unseren Familien.«

Sie seufzte. »Es wird so schön sein, wenn ich meine Mutter wiedersehe«, sagte sie. »Träumst du auch schon davon?«

»Ja«, gestand ich ihr. Es war meine große Sehnsucht, Mutter endlich wieder in die Arme zu schließen. Und natürlich meinen Vater, meine Brüder und meine geliebte Freundin Nura. Aber wo waren sie? Mich beschlich ein mulmiges Gefühl, wenn ich mir unsere letzten gemeinsamen Momente ins Gedächtnis rief. Bislang hatte ich absolut keine Nachricht von meiner Familie erhalten. Lebte sie überhaupt noch? In meinem Kopf hallten die Schüsse wider, die wir damals im Schulgebäude gehört hatten, und ein eiskalter Schauer lief mir den Rücken herunter. Nein, so wollte ich nicht denken! Ich hoffte inständig darauf, dass meine lieben Eltern und Brüder – ebenso wie ich – irgendeinen Weg gefunden hatten, den Verbrechern zu entkommen.

Aber meine Angst um sie wuchs. Besonders beunruhigte mich, dass Abu Yousef und auch Evins Onkel Khalil offenbar keinen Kontakt zu ihnen herstellen konnten. Von den Gesprächsfetzen, die ich immer wieder aufschnappte, wenn sich unser Gastgeber mit dem Telefon zurückzog,

wusste ich, dass sich beide intensiv bemühten, unsere Familien ausfindig zu machen. Abu Yousef, weil er wohl seine Gastfreundschaft gebührend entlohnt wissen wollte. Und Evins Onkel, weil er sich die Kosten für Abu Yousefs und Mustafa Hamu Dienste allein nicht leisten konnte. Sie baten unsere Verwandten zur Kasse.

Am dritten Tag endlich kam Abu Yousef morgens an unsere Zimmertür und sagte, wir sollten uns reisefertig machen. Wir zogen uns sofort unsere eigenen alten Kleider und unsere schwarze Kluft an.

Um die Mittagszeit hielt ein Pick-up in der Einfahrt des Hauses. Der Hausherr redete mit dem Fahrer, den Mustafa Hamu geschickt hatte. Wir blieben solange hinten im Zimmer und warteten.

Dann ging plötzlich alles ganz schnell: Abu Yousef kam zu uns und teilte uns mit, dass er alles geregelt habe. Er begleitete uns zur Haustür. Der Fahrer saß bereits wieder in seiner Kabine und fuhr noch etwas näher an die Haustür heran. »Ich wünsche euch eine sichere Reise«, sagte unser Gastgeber zum Abschied. »Hoffentlich findet ihr alle eure Familien wieder!«

»Danke, Abu Yousef. Dir und deiner Familie ebenfalls das Beste«, antworteten wir. Dann huschten wir schnell zu dem Pick-up und kletterten auf die Ladefläche. Dort türmten sich allerlei Stoffballen, Kisten und Plastikplanen, zwischen denen wir uns verbergen konnten.

Ich war sehr aufgeregt, als die Fahrt losging. Unser Ziel, die kurdische Stadt Hasaka, in der Mustafa Hamu wohnte, lag knapp zweihundert Kilometer entfernt im Norden. Hoffentlich würde alles gut gehen. Jedes Mal, wenn der Wagen seine Geschwindigkeit verlangsamte, hielt ich die Luft an. Ich betete zu Melek Taus, dass wir nicht in eine Straßenkontrolle gerieten, insbesondere in keine, bei der die Ladefläche inspiziert würde: Wenn die selbsternannten Gotteskrieger uns dort entdeckten, würden sie uns sofort wieder gefangen nehmen. Dann begänne unser Martyrium von neuem.

Lange Zeit blieb die Fahrt ruhig. Da wir unter den Planen im Verborgenen saßen, konnte ich nicht sehen, wohin wir fuhren. Ich glaube aber, dass der Fahrer irgendwelche Feldwege wählte, um Kontrollen zu vermeiden. Ein bisschen wunderte ich mich, dass es so glatt ging, denn in meiner Vorstellung hatte der IS überall in dem von ihm kontrollierten Territorium Checkpoints installiert. Aber dem war offenbar doch nicht so.

Dann aber blieb der Pick-up plötzlich stehen, und ich hörte den Fahrer mit einem Mann verhandeln. Ich verstand nicht, was die beiden sagten. Bange Sekunden verstrichen, in denen wir nicht wussten, was geschehen würde. Ich hielt Evins schweißnasse Hand, als das Fahrzeug sich wieder in Bewegung setzte. Wir atmeten erleichterte auf. Hatte der Fahrer dem Kontrolleur Geld gezahlt, damit er ihn nicht weiter behelligte? Das erschien mir die wahrscheinlichste Erklärung zu sein. Vermutlich waren die Bestechungsgelder, die gezahlt werden mussten, in unserem Fahrpreis inbegriffen.

Nach etwa drei oder vier Stunden Fahrt, die mir und den anderen auf der Ladefläche unendlich lang erschienen, erreichten wir die Vororte von Hasaka, einer Stadt am Rand des Kurden-Gebiets und in unmittelbarer Nähe der irakischen Grenze. Wie Sindschar war sie im August von den Dschihadisten überrannt worden und befand sich immer noch unter IS-Kontrolle, allerdings nicht alle Teile der Stadt: Mustafa Hamus Haus lag in einem Viertel, das der IS nicht erobert hatte.

Vor diesem letzten Stück der Fahrt hatte ich am meisten Angst, denn ich ging davon aus, dass der IS am Rand des von ihm eroberten Gebietes Sperren installiert hatte, die das Kommen und Gehen von Fahrzeugen kontrollierten. Würden die selbsternannten Gotteskrieger uns ziehen lassen? Wie ich erwartet hatte, hielten wir an einem dieser Checkpoints. Unser Fahrer stieg aus und knallte die Tür zu. Er begrüßte die Wachleute, die ihn kontrollierten. Offenbar kannte er sie, denn er begrüßte sie mit Namen. Mein Herz pochte bis zum Hals. War er etwa einer von ihnen? Würde er uns ausliefern oder weiterverkaufen? Nach kurzer Zeit stieg der Mann wieder ein. Wir setzten die Fahrt fort. Zehn Minuten später hielten wir dann vor dem Haus, in dem Mustafa Hamu mit seiner Familie wohnte. Unser Retter schlug die Plastikplane zurück.

»Willkommen, meine lieben Mädchen«, begrüßte er uns. Der jesidische Schlepper trug einen Schnauzbart, die traditionelle weiße Kleidung, darüber ein Jackett und auf dem Kopf ein arabisches Tuch inklusive Stirnband. »Herzlichen Glückwunsch: Ihr habt es geschafft!«

Mustafa Hamu bewirtete uns fürstlich. Oder vielleicht kam mir nach so langer Zeit der Gefangenschaft alles fürstlich vor, was man mir vorsetzte. Erneut aß ich das Dreifache der üblichen Menge. Meine Freundinnen hielten sich ebenfalls nicht vornehm zurück. Wir entschuldigten uns und

sagten, wir müssten unsere Lager wieder auffüllen. In der Tat waren wir abgemagert. »Langt nur kräftig zu, Mädchen!«, forderte uns seine Frau auf.

Das Ehepaar beherbergte uns in einem Gästezimmer, in dem augenscheinlich bereits diverse Besucher unserer Kategorie Unterschlupf gefunden hatten: Menschen, denen Mustafa Hamu bei der Flucht assistiert hatte. Ich war mir sicher, dass der Mann für seine Dienste eine Menge Geld kassierte. Trotzdem kann ich nicht anders, als seine Arbeit als ehrenwert zu empfinden. Ohne einen professionellen Helfer wie ihn hätten wir den »Islamischen Staat« nie hinter uns lassen können.

Wir duschten und versuchten, ein wenig zu schlafen. Aber keine von uns machte ein Auge zu. Wir waren viel zu aufgeregt, denn noch in derselben Nacht sollte es weiter in Richtung unserer Heimat gehen: Mustafa Hamu würde uns nach Derik an der irakischen Grenze bringen.

»Aber wir haben doch gar keine Pässe«, wandte ich ein.

»Das macht nichts«, sagte er. »Die PKK, die das Gebiet auf unserer Seite der Grenze kontrolliert, und die Peschmerga auf der irakischen Seite haben sich darauf geeinigt, dass sie jesidische Rückkehrer auch ohne Dokumente passieren lassen.«

»Und woher wollen sie wissen, dass wir Jesiden sind?«, fragte ich reichlich naiv.

»Sie werden euch erkennen, verlass dich drauf«, antwortete Mustafa Hamu. Er erklärte nicht weiter, was genau er damit meinte. Aber zum ersten Mal kam mir der Verdacht, dass jeder in der Region wusste, wie der IS mit jesidischen Mädchen verfuhr – und was die Männer uns angetan hatten. Ich schämte mich in Grund und Boden. Und gleichzeitig ärgerte ich mich darüber, dass ich mich schämte. Ich hatte schließlich nichts Falsches getan. Aber ob das auch unsere Familien so sehen würden?

Relativ spät am Abend klopfte Mustafa Hamu an die Tür und informierte uns, dass wir aufbrechen würden. Warum wir die Grenze nachts passieren sollten – wo doch angeblich alles geregelt war, leuchtete mir nicht ganz ein. Vielleicht bezog sich das »Abkommen«, von dem er gesprochen hatte, doch nur auf ein paar persönliche Bekannte Mustafa Hamus, die er entsprechend bezahlte.

Wir fuhren ungefähr eine halbe Stunde mit seinem Auto. Dann erreichten wir den Euphrat. Die Brücke, die in Friedenszeiten über den breiten Strom führte, war von syrischer Seite aus gesperrt. Wir bewegten uns daher weiter stromaufwärts bis zu einer relativ schmalen Stelle, an der

ein Mann in der Dunkelheit an einem kleinen Motorboot hantierte. Offenbar war er ein Bekannter von Mustafa Hamu, denn sie begrüßten sich mit Handschlag. Der Mann bedeutete uns, in sein Boot zu steigen. Mustafa Hamu machte keine Anstalten, uns zu begleiten

»Werden wir die Grenze illegal passieren?«, fragte ich ihn.

»Nein, es ist alles geregelt«, beteuerte er.

»Und was machen wir, wenn wir auf der andern Seite angekommen sind?«

»Dort werdet ihr erwartet.«

»Von wem?«

Mustafa Hamu hüllte sich in Schweigen. Offenbar wollte er uns auf die Folter spannen. Aber wir wussten ja, dass er zu unseren Familien Kontakt aufgenommen hatte – um sein Geld zu bekommen. Deshalb ließ uns diese vage gehaltene Ankündigung ziemlich zappelig werden. Wer würde uns auf irakischer Seite in Empfang nehmen? Ungeduldig stiegen wir in das Boot ein. Der Kapitän ließ den Motor an.

Mustafa Hamu blickte uns nach, als wir über den großen, dunklen Fluss setzten. Und ich sah noch, wie er am Ufer zum Abschied winkte. »Viel Glück!«, rief er. »Ich werde hier warten, bis ich sicher bin, dass ihr auf der anderen Seite angekommen seid.«

Begleitet vom Knattern des Motors und seinem Dieselgeruch, schipperten wir über die weite Wasseroberfläche. Mich erfüllte eine eigenartige Euphorie bei dem Gedanken, mein Heimatland wieder zu betreten. Als wir uns dem andern Ufer näherten, erkannte ich, dass dort eine ganze Gruppe von Leuten stand und auf unsere Ankunft wartete. Mein Herz begann wie wild zu schlagen. Ich suchte Evins Hand, die genauso kalt wie meine eigene war.

Irgendjemand streckte dann seinen Arm aus und half uns aus dem wackeligen Boot an Land. »Farida«, hörte ich eine Stimme, die mir bekannt vorkam. Trotzdem wusste ich im ersten Moment nicht, wer der Mann war, der mich ansprach. »Farida, bist du es, mein Kind?«, fragte er unsicher. Da erkannte ich Onkel Adil, den älteren Bruder meines Vaters. Trotz der Dunkelheit konnte ich sehen, dass er sehr abgemagert und sein Gesicht viel faltiger geworden war, als ich es in Erinnerung hatte. Ich flog in seine Arme.

»Onkel Adil, Onkel Adil«, rief ich und brach in Tränen aus.

Mein Onkel weinte ebenfalls. »Dem Herrn sei Dank, du lebst, Kind«, sagte er. »Wir dachten alle, dass du tot bist.«

Er hielt mich ganz fest und strich mir zärtlich über den Kopf. »Du lebst, du lebst«, murmelte er immer wieder. »Alles andere ist unwichtig. Jetzt wird alles wieder gut, Farida.«

Aber ich hörte kaum, was er sagte. Ich konnte nicht mehr aufhören zu weinen.

Kapitel 9

Kein Zuhause, nirgends

Alle Mädchen wurden von ihren Verwandten begrüßt. Auf Evin warteten ihr Bruder Fansar und ihr Cousin Hamid, die im selben Taxi wie mein Onkel gekommen waren. Im allgemeinen Trubel blieb uns kaum Zeit, uns gebührend von den andern Mädchen zu verabschieden. »Danke, Farida«, sagte die kleine Besma zu mir, bevor sich unsere Wege trennten.

Ich nickte verschwörerisch und wusste: Sie meinte nicht meine Fluchthilfe oder die Wadenwickel, sondern die Sache mit der Schere. »Vergiss nie, dass du sehr stark bist, meine Kleine«, sagte ich und küsste sie auf die Stirn.

Dann stieg ich zu meinem Onkel, Evin und den anderen ins Taxi, um die Heimfahrt anzutreten. Aber wir kehrten nicht nach Hause zurück. Es gab kein Zuhause mehr. Onkel Adil eröffnete mir, dass ich bei ihm und seiner Frau Hadia wohnen würde. Sie lebten in einem Container in einem Flüchtlingscamp in der Nähe der kurdischen Stadt Dohuk. Unser Dorf Kocho, das sich rund hundertsechzig Kilometer weiter südwestlich befand, sei noch immer vom »Islamischen Staat« besetzt. Als ich all das hörte, bekam ich große Angst. »Und meine Eltern?«, traute ich mich schließlich zu fragen.

»Wir wissen es nicht genau, Farida. Deine Mutter und ihre kleinen Jungs befinden sich wahrscheinlich immer noch in Gefangenschaft. Wir vermuten, dass sie in Tal Afar oder in Mossul sind.«

Ich fühlte einen Stich in der Brust. Meine arme Mutter! Sollte es ihr genauso ergangen sein wie mir? War auch sie versklavt worden? Am liebsten hätte ich mich den Terroristen sofort als Ersatz angeboten, um sie freizubekommen. Denn wie konnte ich meine eigene Freiheit genießen, wenn sie immer noch gefangen war?

»Verzweifle nicht, Farida«, sagte mein Onkel, als könnte er meine Gedanken lesen. »Wir werden alles tun, um auch sie aus der Gewalt des IS zu befreien.« Er erzählte mir, dass es mittlerweile viele Männer wie Mustafa Hamu gab, die über Kontakte ins Reich der Islamisten verfügten und ihre Dienste gegen Geld anboten. Die Fluchthilfe kostete mehrere Tausend Dollar. »Aber die kurdische Regierung hilft uns, das Geld aufzubringen«, versuchte er, mich zu beruhigen.

»Und mein Vater? Und Delan und Serhad?«, fragte ich ängstlich.

»Serhad ist bei uns im Camp.«

»Wirklich?« Das zumindest war eine gute Nachricht. »Und Vater und Delan?«, hakte ich nach.

»Bislang haben wir nichts von ihnen gehört«, antwortete mein Onkel ausweichend. »Wir wissen nicht, ob sie überlebt haben.« Er erzählte mir, was ich sowieso die ganze Zeit über geahnt und befürchtet hatte: dass es an dem Tag, als die Islamisten unser Dorf überfallen hatten, Massenerschießungen gegeben habe. »Aber wir wissen nicht, ob sie zu den Opfern gehören«, beeilte er sich hinzuzufügen. »Dein kleiner Bruder hat es schließlich auch geschafft.«

Meine Euphorie verflieg auf einen Schlag. Die Erleichterung darüber, dass uns die Flucht gelungen war, machte angesichts dieser beunruhigenden Nachrichten einer düsteren Stimmung Platz. Es war, als würde meine eigene Rettung ad absurdum geführt: Ohne meine Familie machte sie plötzlich gar keinen Sinn mehr! Noch bevor wir das Camp erreichten, verstand ich, dass mein altes Leben unwiederbringlich vorbei war: Nie wieder würde es so werden wie früher.

Wir fuhren durch das große Tor am Fuße des Camps. Es bestand, wie die Camps des IS in Syrien, aus weißen Wohncontainern, die dicht an dicht an einem Berghang aufgestellt worden waren, Hunderte von ihnen. Vor dem Container meines Onkels warteten bereits zahlreiche Verwandte und Freunde aus Kocho, um uns Rückkehrerinnen zu begrüßen. Meine dicke Tante Hadia, die nicht mehr ganz so dick war wie früher, erwartete mich mit ihrer Tochter, der dreijährigen Rosa. Das kleine Mädchen lief mir entgegen. Beide umarmten mich. »Wo warst du, Farida?«, fragte Rosa. »Wo sind denn deine Eltern und Geschwister?«

»Ich weiß es nicht ... Ich habe sie auch lange nicht gesehen«, sagte ich und küsste sie.

»Bleibst du jetzt bei uns?«

»Ja, mein liebes, kleines Mädchen. Was habe ich dich vermisst!«

»Ich bin so froh, dass du wieder da bist«, sagte meine Tante. »Alles andere ist nebensächlich.«

Ich sah sie an – und senkte beschämt den Blick. Natürlich wusste ich, was sie meinte, doch ich ging nicht darauf ein. »Ja«, sagte ich einfach. »Ich bin auch sehr froh.«

»Wir dachten zuerst, dass alle, die im Dorf geblieben sind, tot seien. Aber dann kam zuerst Serhad – und jetzt du. Der Rest wird bestimmt auch noch auftauchen. Ihr hättet damals mit uns flüchten sollen.«

»Wenn der Herr es so will, werden alle wiederkommen.«

Dann entdeckte ich meinen Bruder. Serhad sah mir nicht in die Augen. Wortlos umarmte er mich – und ich begriff, dass auch er etwas Schreckliches erlebt hatte.

»Gut, dass du lebst, Bruder«, sagte ich.

»Gut, dass du lebst, Schwester«, antwortete er mit den gleichen Worten. »Ich werde ab jetzt auf dich aufpassen.«

Ich nickte. Und ich werde auf ihn aufpassen, dachte ich, sprach es aber nicht aus: Ich wollte meinen Bruder nicht noch mehr von dem bisschen Stolz nehmen, der uns geblieben war. Wir beide würden einander noch dringend brauchen – aber es würde nicht leicht werden, uns wieder in die Augen zu schauen.

Ich zog in den Container, in dem mein Onkel, meine Tante, ihre drei kleinen Kinder und mein sechzehnjähriger Bruder Serhad wohnten. Er bestand aus einem einzigen Raum, in dem wir uns tagsüber aufhielten und nachts in Woldecken gewickelt auf Schaumstoffmatratzen schliefen. Im Eingangsbereich gab es darüber hinaus eine Kochgelegenheit mit zwei Herdplatten sowie ein Bad mit einer Toilette und einer Dusche, die zumindest einmal am Tag funktionierte.

Es waren sehr beengte und einfache Verhältnisse. Aber das interessierte mich herzlich wenig: Ich war dankbar, dass mein Onkel und meine Tante mich bei sich aufnahmen und mich und meinen Bruder wie Mitglieder ihrer eigenen Familie behandelten. Wann immer sich die Gelegenheit bot, machte ich mich im Haushalt nützlich und half meiner Tante, den Container zu reinigen. Oder ich ging ihr beim Kochen zur Hand. Die Rationen waren nicht gerade üppig, aber von den Grundnahrungsmitteln wie Reis war immer genug da. Wir versuchten ihn also auf kreative Weise zu variieren. In

den Lehm-Öfen, die wir am Rand des Camps aufgestellt hatten, buken die Frauen aus Kocho das typische Brot, das an der Wand des Ofens schmort, bis es kross ist. Es roch verlockend und schmeckte köstlich, als ich es zum ersten Mal wieder aß. Es schmeckt wie ein Stück verlorene Heimat.

Meine Tante behandelte mich sehr freundlich. Wie ich erfuhr, hatten sie, Onkel Adil und die Kinder nur um ein Haar überlebt: Tagelang hatten sie im Gebirge ohne Wasser und Nahrung ausgeharrt, bis die Amerikaner ihnen aus der Luft einen Fluchtkorridor freibombten. »Zwischendurch glaubte ich, wir würden alle auf dem Berg verdursten«, erzählte mir meine Tante.

»Hast du denn Nura unter den Menschen da oben gesehen?«, stellte ich ihr die Frage, die mich schon die ganze Zeit beschäftigte. Meine Freundin und ihre Familie waren schließlich unter den Ersten gewesen, die Kocho in Richtung Sindschar verlassen hatten. Aber im Camp hatte ich sie bisher noch nicht entdeckt.

»Nura? Nein«, antwortete Tante Hadia. »Aber ihre Familie lebt hier im Lager, zumindest ein Teil davon.«

»Wirklich?« Was sollte das heißen? Nura war doch zusammen mit ihrer Familie geflüchtet.

»Ihre Mutter und die Tanten sind hier, soweit ich weiß.«

Am nächsten Tag begab ich mich auf die Suche nach Nuras Familie. Schnell fand ich ihre Mutter, die bei Verwandten untergeschlüpft war. Sie hockte in einem Container, in dem die älteren Frauen aus Kocho zusammensaßen und Tee tranken. Viele von ihnen kannte ich zumindest flüchtig. Als Nuras Mutter realisierte, wer vor ihr stand, sah sie mich an, als erblicke sie ein Gespenst. »Farida?«, fragte sie zweifelnd. »Bist du es wirklich?«

»Ja, natürlich!« Ich ging zu ihr hin und küsste sie zur Begrüßung.

»Meine liebe Farida«, sagte sie, und ihre Augen füllten sich sogleich mit Tränen. »Weißt du etwas von Nura, mein Kind?«

»Nein.« Woher sollte ich? »Warum ist sie denn nicht hier?«

Nuras Mutter erzählte mir, dass ihr Pick-up auf dem Weg nach Sindschar in eine Kontrolle geraten sei. »Sie haben alle Männer erschossen«, berichtete sie, »und die Mädchen ... alle meine Töchter ...« Die Frau konnte nicht weitersprechen. Sie schüttelte sich in einem Weinkrampf.

Die älteren Frauen, die im Raum saßen, rauften sich die Haare. »Die armen Mädchen«, sagte eine Frau, die ihre grauen Haare zu einem Dutt

hochgesteckt hatte. Sie trug einen weißen Rock, eine weiße Bluse und ein Kopftuch in derselben Farbe. Ihre Augen blickten geradewegs durch mich hindurch, als ob ich gar nicht anwesend wäre. »Unsere armen, geschändeten Mädchen«, klagte sie. »Sie werden nie heiraten können. Kein Mann wird sie mehr zur Frau nehmen. Ihr Leben ist für immer zerstört ...«

Wie von der Tarantel gestochen, stürmte ich aus dem Container. Nuras Mutter eilte mir hinterher. »Farida«, rief sie. »So warte doch! Weißt du nicht irgendetwas von Nura? Oder von ihren Schwestern? Hast du sie da gesehen, wo du gewesen bist?«

»Nein«, schrie ich und raste in den Container meiner Tante. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, und ich konnte die Tränen kaum mehr zurückhalten. Ich versteckte mich unter meiner Decke und wollte niemanden mehr sehen. So also dachten sie in Wirklichkeit über uns!

Ich wurde krank. Nach ungefähr einer Woche Aufenthalt im Camp fühlte ich mich matt und elend, bekam hohes Fieber. Tagsüber schlief ich, zog die Vorhänge im Container zu und mir selbst die Decke über den Kopf, um meine Ruhe vor der Welt zu haben. Es war, als hätte mir die alte Frau mit ihren unbedachten Äußerungen jene Ader durchtrennt, aus der ich meine Lebensenergie bezog. Was der IS mit seiner ganzen Grausamkeit nicht geschafft hatte, diese Alte hatte mit ihrem unbarmherzigen Urteil meine Kraft gebrochen.

Warum sollte ich mich draußen im Camp zeigen, wenn die Leute hinter meinem Rücken über mich tratschten? Welchen Sinn hatte mein Leben überhaupt noch? Ich war ein Nichts, ein Niemand, ein gestrandetes Mädchen, das seinen Verwandten zur Last fiel. Ich hatte keine Zukunft. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht zurückzukehren in diese Welt.

Meine Tante hielt meine Krankheit für akute Erschöpfung, die den Strapazen geschuldet war. Sie versuchte, mich aufzumuntern. Nie verlor sie ein schlechtes Wort über mich, zumindest nicht in meinem Beisein. Aber ich glaubte zu wissen, was sie heimlich von mir dachte. Und deswegen fühlte ich mich schlecht.

Evin entging meine Depression nicht. »Farida, was ist los?«, stellte sie mich zur Rede, nachdem ich mich ein paar Tage lang nicht bei ihr hatte blicken lassen. »Was liegt dir auf der Seele?«

»Nichts«, behauptete ich. »Ich bin nur ein bisschen kränklich.«

»Farida, du darfst dich nicht hängen lassen«, sagte meine Freundin. Sie erzählte mir, dass auch sie unter den mitleidigen Blicken litt, die Verwandte und Freundinnen ihr zuwarfen. Es ließ sich nicht vermeiden, dass sie über uns redeten. Jeder im Camp wusste, was mit den verschleppten Mädchen geschehen war. »Wir haben schließlich nicht all diese Kämpfe mit den Dschihadisten ausgefochten, um uns jetzt von unseren Verwandten kleinkriegen zu lassen«, sagte Evin. »Wir dürfen den Kopf nicht in den Sand stecken.«

»Aber wir werden nie eine Familie gründen können. Keiner will uns mehr haben.«

»Das sagen sie. Aber wir wissen nicht, was das Leben noch für uns bereithält«, korrigierte mich meine Freundin.

Als mich Evin das nächste Mal besuchte, kam sie mit einer Fremden im Schlepptau. Die Frau, die mit ihr in den Container trat, war ungefähr fünfzig Jahre alt, klein, korpulent und voller Energie. »Bist du Farida?«, fragte sie mich auf Kurdisch. Und noch ehe ich antworten konnte, drückte sie mich an ihre Brust. »Ich bin Afrah«, sagte sie. »Afrah Ibrahim. Ich bin die Sozialarbeiterin des Camps.«

Ich beäugte sie skeptisch. Afrah erklärte mir, dass sie für eine deutsche Organisation namens Wadi arbeitete, die sich für Frauen und Mädchen in Kurdistan engagierte. Früher hatte sie gegen Genitalverstümmelung gekämpft. Offenbar war sie Muslima. Mir fiel aber auf, dass sie keinerlei Schleier trug. Ihr halblanges, dunkles Haar hielt sie mit einer Haarspange zusammen. Noch bevor ich richtig kapierte, was sie von mir wollte, begann Afrah mit Evin und mir sehr offen über Sexualität zu reden. Sie nahm kein Blatt vor den Mund und tat so, als ob es das Natürlichste der Welt sei. »Es ist wichtig, dass euch eine Ärztin untersucht«, sagte sie, »denn es könnte sein, dass eure ›Besitzer‹ euch mit einer Krankheit infiziert haben.« Wir sahen sie erschrocken an.

»Keine Angst«, beruhigte uns Afrah. »Jede Krankheit kann behandelt und geheilt werden. Es geht nur darum, sie früh genug zu erkennen.« Sie ließ durchblicken, dass dies auch für den Fall einer Schwangerschaft galt.

Ich sagte ihr, dass ich während der gesamten Zeit meiner Gefangenschaft keine Regelblutungen gehabt hätte. »Das war dem Stress geschuldet«, erklärte Afrah. »Bestimmt ist alles in Ordnung. Trotzdem sollten wir auf Nummer sicher gehen. Ihr seid es euren Körpern schuldig, dass ihr auf sie gut achtgebt.«

Evin und ich begriffen schnell, dass diese Frau unsere Verbündete war. Mochte das ganze Camp auch auf uns herabblicken und sich hinter unserem Rücken den Mund über unsere angeblich verlorene Ehre zerreißen: Afrah verstand uns. Sie ging mit uns zum Arzt, hörte sich unsere Sorgen an und beriet uns auf Augenhöhe. Es tat unendlich gut, endlich mit jemandem über unsere Probleme sprechen zu können, ohne dabei ständig signalisiert zu bekommen, dass unser Leben verpfuscht sei.

»Solange meine eigene Mutter in Gefangenschaft ist, bist du meine Mutter«, sagte ich zu ihr.

»Und du bist meine Tochter, Farida, meine mutige und tapfere Tochter.«

Als ich Afrah von der üblen Nachrede im Camp erzählte, wurde sie fuchsteufelswild. »Wer erzählt denn so etwas!«, echauffierte sie sich. »Glaubt das bloß nicht. Wenn ihr diese Gedanken zulässt, ist es, als würdet ihr den IS-Verbrechern im Nachhinein noch einmal die Erlaubnis geben, euch wehzutun.«

Zuerst verstand ich nicht, was sie damit meinte. Aber dann dachte ich über Afrahs Worte nach. Und plötzlich begriff ich, wie recht sie mit dem hatte, was sie uns zu sagen versuchte: Wir durften unseren Peinigern auf keinen Fall diese Macht geben, unser Leben auch noch im Nachhinein zu zerstören. Wir hatten diesen Verbrechern die Stirn geboten, während wir in Gefangenschaft waren. Aber wir mussten uns ihnen auch jetzt noch widersetzen. Ich begriff, dass der Kampf noch lange nicht vorbei war: Jeden Tag mussten wir uns nun aufs Neue gegen die zerstörerische Kraft wehren, die uns selbst aus der Vergangenheit noch in ein dunkles Loch zu ziehen und zu verschlingen drohte.

Das zu begreifen war ein wichtiger Schritt für mich. Nein, ich würde mich nicht unterkriegen lassen. Auch nicht von Leuten, die glaubten, ich hätte meine »Ehre« verloren. »Lasst euch das nicht einreden«, sagte Afrah zu uns. »Ihr habt eure Ehre nicht verloren. Ganz im Gegenteil: Ihr wart tapfer, und ihr habt allen Grund, aufrecht durchs Leben zu gehen.«

Meine Brust schwoll vor Stolz, wenn sie so etwas sagte. Manchmal, wenn ich dann tatsächlich durchs Camp ging und die Leute tuscheln hörte, vergaß ich ihren Zuspruch aber auch wieder und fiel in mich zusammen. Es war ein ewiger Kampf. Es *ist* ein ewiger Kampf. Aber ich werde ihn gewinnen, so wie alle meine Kämpfe bislang.

Eines Abends hämmerte irgendjemand mit den Fäusten gegen unseren Container. Vor der Tür stand ein kleiner Junge mit einem Mobiltelefon in der Hand. »Wohnt Farida hier?«, fragte er.

»Ja, das bin ich«, antwortete ich und erhob mich. Zusammen mit den anderen hatten wir rund um einen Gasofen gegessen, da die Nächte im Winter empfindlich kalt waren. Der Junge streckte mir das Telefon hin. »Wer ist da dran?«, fragte ich ihn.

»Nura«, sagte er.

»Nura?«

»Sie will dich sprechen. Nur dich. Sie weigert sich, mit meiner Mutter und mit meinen Tanten zu reden.«

Ich riss ihm den Hörer aus der Hand und verzog mich in eine Ecke des Containers. »Nura, bist du es wirklich?«, fragte ich aufgeregt.

»Farida!«, hörte ich ihre geliebte, vertraute Stimme.

»Wo bist du?«

»Ich bin in Mossul. Ich habe ein Telefon von meinem ›Besitzer‹ gestohlen.«

Ich fühlte, wie mir heiße und kalte Schauer gleichzeitig den Rücken hinunterliefen, als ich begriff, was ihre Worte bedeuteten: Nura war noch immer verschleppt. Sie rief mich mit einem Handy aus der Gefangenschaft an. »Nura!«, weinte ich, »meine liebe Freundin ...«

»Ich vermisse dich so sehr, Farida«, sagte sie. »Geht es dir gut? Ich bin so froh, dass du es geschafft hast, wegzulaufen. Es ist ein großer Trost für mich, dich in Sicherheit zu wissen.«

»Du musst es ebenfalls versuchen«, drängte ich sie.

»Das habe ich, fünfmal sogar. Aber sie haben mich immer wieder eingefangen.«

»Dann klappt es beim nächsten Mal!«, ermutigte ich sie.

Nura berichtete mir, dass sie in der Hochzeitshalle von Mossul verkauft worden sei. Das war neben Rakka der zweite große Umschlagplatz für Frauen und Mädchen. Der Mann, der sie ausgesucht hatte, hatte sie zu seiner Zweitfrau gemacht. Er hatte sie sehr brutal behandelt, als er Nura zum Sex zwang. Seine erste Frau hasste sie. Nura erledigte den Haushalt der beiden und wurde fortwährend von ihnen misshandelt. Wobei die Schläge von der Hausherrin wohl noch das geringere Übel waren.

Ich dachte an meine schöne Freundin mit ihrem langen, braunen Haar – und mir wurde ganz schlecht, als sie mir das alles erzählte: Nura führte ein

Leben als Sklavin, so wie viele von uns. »Du darfst nicht den Mut verlieren«, sagte ich zu ihr. »Du musst wieder weglaufen. Irgendwann schaffst du es.«

»Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als mit dir zusammen auf dem Dach eures Hauses zu sitzen und in den Garten zu schauen, Farida. Das ist meine große Sehnsucht.«

»Wir werden es wieder tun, sobald du frei bist«, versprach ich ihr.
»Dann gehen wir zurück nach Kocho ...«

»Da kommt jemand«, fiel sie mir ins Wort, »ich muss Schluss machen.«
Sie legte abrupt auf.

Als ich aufblickte, bemerkte ich, dass Nuras Mutter und zwei ihrer Tanten den Container betreten hatten. Sie sahen mich erwartungsvoll an.

»Was erzählt sie?«, fragte ihre Mutter leise.

»Es geht ihr gut«, log ich. »Sie hofft, dass sie bald wieder bei uns ist.«
Nuras Mutter brach in Tränen aus. »Mein armes Mädchen«, sagte sie.
»Hat sie irgendetwas von ihren Schwestern erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf.

Danach rief Nura nie wieder an. Ich vermute, dass sie sie erwischt und ihr das Telefon abgenommen hatten. Trotzdem wartete ich auf sie.

Jeden Tag kamen neue Rückkehrer im Camp an. Frauen und Kinder, denen die Flucht gelungen war oder die der IS freigelassen hatte. Viele der Mädchen in meinem Alter waren psychisch völlig am Ende. Ich wusste, warum. Etliche versuchten, sich nun in der Freiheit aus Scham das Leben zu nehmen. Oder sie begannen, sich selbst Verletzungen zuzufügen.

Afrah hatte alle Hände voll zu tun. Sie bat mich und Evin, mit den Neuankömmlingen zu reden und ihnen Mut zuzusprechen. »Vor allem müssen wir verhindern, dass sie sich selbst die Schuld an ihrem Schicksal geben«, sagte sie. »Wir müssen ihnen helfen, den Schrecken hinter sich zu lassen.« Aber das war leichter gesagt als getan: Oft hallten nachts Schreie durch das Camp, wenn wieder ein Mädchen schlecht träumte. Es war, als streckten unsere Peiniger auch im Nachhinein ihre schmutzigen Hände nach uns aus.

»Wir haben das doch nicht absichtlich gemacht«, versuchte ich meine Leidensgenossinnen zu überzeugen. »Wir sind die Opfer, sie sind die Verbrecher.« Doch ich hatte das Gefühl, dass meine Worte viele von ihnen kaum erreichten, so sehr waren sie in den Vorwürfen, die sie sich selbst

machten, gefangen. Vor allem waren Evin und ich ja auch nicht gegen diese zerstörerischen Selbstvorwürfe gefeit. Wir wussten nur allzu gut, was in unseren Kameradinnen vorging.

Auch einigen älteren Frauen gelang die Flucht. Von einer erfuhr ich, dass sie meiner Mutter in Kasel Tiu, einem ehemals schiitischen Dorf in der Nähe von Tal Afar, begegnet war. Dort, erzählte die Frau, würden jesidische Jungen zu Soldaten ausgebildet. Ich musste sofort an meine beiden kleinen Brüder denken, und ein schrecklicher Verdacht keimte in mir auf: War es dem IS gelungen, sie auf ihre Seite zu ziehen? Kämpften die Teenager mittlerweile für die Verbrecher?

»Sie waren hinter unseren Kindern her«, bestätigte die Frau meine schlimmsten Befürchtungen. »Den Jungen haben sie eine Gehirnwäsche verpasst. Sie wurden indoktriniert und mussten sich zum Islam bekennen. Die Mädchen haben sie ideologisch in Ruhe gelassen. Aber sie wurden sexuell missbraucht, auch die ganz jungen, die erst neun oder zehn Jahre alt waren. Es sind Verbrecher.« Sie spuckte angeekelt aus. Zuletzt habe sie meine Mutter auf dem großen Umschlagplatz in der Hochzeitshalle von Mossul gesehen. »Dort wurden wir alle festgehalten. Und dann haben sie aussortiert, wer in Gefangenschaft bleiben muss und wer gehen darf.«

Ich wusste nicht, was ich von diesen Informationen halten sollte. Auf der einen Seite war ich froh, dass ich endlich eine Bestätigung hatte, dass meine Mutter noch lebte. Aber unter welchen Umständen lebte sie? Ich erzählte Serhad, was ich gehört hatte, um auch ihm etwas Hoffnung zu geben. Er hatte sich im Camp sehr in sich zurückgezogen und verhielt sich ausgesprochen reserviert: Stets zog er eine grimmige Miene, sodass man sich kaum an ihn herantraute. Doch manchmal bröckelte diese Maske. »Ist das wirklich wahr?«, fragte er, »ich wünschte, ich könnte ihr helfen!«

»Das kannst du nicht«, sagte ich behutsam. Dass man unsere Mutter in die Verkaufshalle gebracht hatte, verschwieg ich Serhad. Und auch, dass der IS unsere Brüder offenbar an der Waffe ausbildete. Ich fürchtete, er würde diese Details nicht verkraften.

Serhad brachte die Nachricht auch so bereits gehörig durcheinander. Sein erster Reflex war, sich dem Kampf der kurdischen Brigaden anzuschließen, um das Gebiet, in dem sich meine Mutter befand, zu befreien. »Wir müssen den Sindschar und Tal Afar zurückerobern«, sagte er. Bei einem Vorstoß Ende Dezember waren die kurdischen Einheiten in die Stadt Sindschar vorgedrungen, scheiterten jedoch am erbitterten

Widerstand der Islamisten. »Stell dir nur vor: Wenn wir die Stadt gehalten hätten, könnten wir jetzt bereits weiter nach Kocho marschieren.«

»Serhad«, beschwor ich ihn. »Ich hab nur noch dich. Bitte bleib bei mir.«

»Es geht um unsere Mutter!«

»Mutter wird sehr froh sein, wenn sie zurückkommt und dich lebend vorfindet.« Ich erinnerte ihn daran, dass wir nicht davon ausgehen könnten, unseren Vater und Delan wiederzusehen. So direkt hatte ich das bislang nie ausgesprochen. Jetzt aber musste ich deutlich werden, um Serhad zurückzuhalten. »Wir brauchen dich, Serhad.«

Wortlos ließ er mich stehen und stürmte aus dem Container.

Wir durchlebten einen trostlosen, grauen Winter. Hatte ich anfangs geglaubt, unser Aufenthalt im Flüchtlingscamp hier wäre vorübergehend, so begriff ich nun langsam, dass sich an dieser Situation so schnell nichts ändern würde. Das Sindschar-Gebiet und Mossul befanden sich – entgegen allen anderslautenden Prognosen – immer noch in der Hand des IS. Die Fronten waren verhärtet.

Ich wurde von Tag zu Tag unzufriedener mit meinem Dasein im Camp. Seit dem Moment meiner Ankunft herrschte dort permanent Weltuntergangsstimmung. Sollte einer der Camp-Bewohner mal für einen Augenblick den Schrecken der Gegenwart vergessen haben, so erinnerten ihn die anderen ganz schnell wieder daran: Wenn so viele traumatisierte Menschen auf engstem Raum zusammenleben, kommt einfach kein Funken Optimismus auf. Das zermürbte mich langsam.

Besonders aber ärgerte ich mich, dass ich hier überhaupt nichts tun konnte. Nun hatte ich fast ein halbes Jahr die Schule verpasst. Dabei wäre ich doch nach den Sommerferien in die zwölfte Klasse gekommen und hätte in den nächsten Monaten meinen Abschluss machen sollen. Sogar ein Stipendium hatte ich in Aussicht gehabt. Und heute? Vorbei war der Traum, Mathe-Lehrerin zu werden. Wie alle anderen hing ich in der Luft und litt unter der Perspektivlosigkeit.

Eines Tages, ich glaube, es war Ende Februar oder Anfang März 2015, kam eine Delegation aus Deutschland zu uns ins Camp. Es waren Vertreter der dortigen jesidischen Gemeinde sowie Beamte eines deutschen Bundeslandes. Schnell sprach sich herum, dass sie einer begrenzten Zahl von Menschen die Möglichkeit geben würden, den Irak zu verlassen und

nach Deutschland auszureisen. Besonders junge Frauen und Mädchen, hieß es, hätten Chancen, in das Programm aufgenommen zu werden.

»Warum versuchst du es nicht, Farida?«, fragte mich mein Bruder.

»Soll ich dich etwa alleine zurücklassen?«

»Ich bin schließlich kein Kind mehr«, sagte er pikiert. »Ich komme auch gut ohne dich zurecht.«

»Und was ist mit Mutter?«

»Wenn sie frei ist, können wir dir ja nachreisen. Es heißt, dass die Lebensbedingungen in Deutschland sehr gut sind.«

Ich dachte darüber nach. Auf der einen Seite erschien es mir wie ein Verrat, die Heimat hinter mir zu lassen. Auf der anderen Seite musste ich einsehen, dass ich hier derzeit keinerlei Perspektive hatte. Nicht einmal die Schule konnte ich beenden. Stattdessen wurde ich von allen schief angesehen. Vielleicht würden sich in Deutschland neue Möglichkeiten für mich auftun.

»Zumindest kannst du es versuchen«, ermutigte mich mein Bruder. »Ich versuche es auch.«

Wir gingen also zu den Leuten, die die Registrierung vornahmen. Und auch Evin begleitete uns. In dem Interview, das eine Deutsche mittels Dolmetscher mit uns führte, erzählten wir die gesamte Geschichte unserer Verschleppung. »Ihr armen Mädchen«, sagte sie betroffen. »Ich bin mir sicher, dass ihr in das Programm aufgenommen werdet.«

Die Delegation reiste wieder ab, und einige Wochen lang passierte gar nichts. Es wurde Frühling. Die Sonne schien wieder mit mehr Kraft auf die Container. Aber die Stimmung im Camp blieb davon unberührt: Sie war genauso trostlos wie im Winter. Wir gingen davon aus, dass die Ausländer, die uns besucht hatten, uns wieder vergessen hätten – und begannen unsererseits, sie ebenfalls zu vergessen.

Dann aber, eines Tages im April, klingelte Onkel Adils Handy. Am anderen Ende war ein Mann, der mit militärischem Tonfall und sehr lauter Stimme in den Apparat sprach. »Ja. Ja, das ist richtig«, sagte mein Onkel, während ich in seinem Gesicht zu lesen versuchte. »Sie ist die Frau meines Bruders. Ja, unter dieser Nummer. Geben Sie mir Bescheid.«

Als er eingehängt hatte, sahen Serhad und ich ihn erwartungsvoll an.

»Eure Mutter ist geflüchtet«, verkündete er. Wir stießen spontane Jubelschreie aus. »Sie befindet sich in der Obhut der Peschmerga.«

»Wann kommt sie?«, wollte ich wissen.

Er zuckte mit den Achseln. »Die Soldaten bringen sie erst mal ins Krankenhaus. Sie werden mich informieren, sobald sie dort eingetroffen ist.«

Das war die schönste Nachricht, die ich in meinem ganzen Leben erhalten habe: Mutter war frei. Ich fühlte mich, als hätte jemand den schwarzen Schleier vor meinen Augen weggezogen. Ich ging hinaus vor den Container, wandte mein Gesicht zur Sonne und flüsterte: »Danke! Danke, mein Herr. Danke, dass du meine Gebete erhört hast.«

Den Rest des Tages wandelte ich wie auf Wolken. Ich blieb immer in der Nähe meines Onkels, damit ich auch ja nicht den Anruf verpasste, der uns informieren sollte, wenn Mutter in Dohuk eingetroffen wäre. Mehrmals überprüfte ich, ob sein Handy auch geladen und die Lautstärke richtig eingestellt war. Alles funktionierte bestens. Nur der Anruf ließ auf sich warten. Auch in der Nacht hielt ich mich immer in der Nähe des Telefons auf, das mein Onkel natürlich nicht ausgeschaltet hatte. Ich tat kein Auge zu.

»Vielleicht rufst du selbst noch einmal an?«, schlug ich ihm am Morgen vor. Aber er hatte kein Guthaben. Am Nachmittag des folgenden Tages kam dann endlich der ersehnte Anruf. Ein Soldat informierte uns knapp, dass Mutter im Krankenhaus eingetroffen sei.

Wir nahmen den Bus in die Stadt. Er brauchte etwa eine Stunde. Während ich aus dem Fenster blickte und die karge, flache Landschaft des südlichen Kurdistans an mir vorbeiziehen sah, fuhren meine Gedanken Karussell. In welchem Zustand würde ich meine Mutter vorfinden? Würde ich auch meine Brüder sehen? Oder hatte der IS sie geraubt? Ich schaute zu Serhad rüber, der neben mir saß und wie immer eine grimmige Miene zog. Er sprach die ganze Fahrt über kein Wort mit mir. Aber ich war mir sicher, dass auch er furchtbar aufgeregt war.

Im Krankenhaus von Dohuk wurden wir von Peschmerga-Soldaten kontrolliert. Dort gab es eine eigene Station, auf der die Rückkehrer aus IS-Gefangenschaft behandelt wurden. Sie bestand im Wesentlichen aus einem Raum mit ungefähr einem Dutzend Betten. Mir gruselte es, als ich die Menschen dort sah: Viele von ihnen litten an Unterernährung und den Folgen fürchterlicher Misshandlungen. Mein Onkel ging zielstrebig auf ein Bett zu, in dem eine Frau lag. Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, wer sie war.

»Mutter!«, rief ich erschrocken. Meine Mutter bestand nur noch aus Haut und Knochen. Sie sah schrecklich alt und abgemagert aus. Ihr dunkles Haar war von grauen Strähnen durchzogen, und tiefe Furchen durchzogen ihr Gesicht. Dabei war sie gerade mal vierzig Jahre alt. In ihrem Arm steckte eine Sonde.

»Farida, mein Kind«, sagte sie schwach. »Serhad. Wie schön, euch zu sehen.«

Ich kniete vor ihrem Bett nieder, nahm ihre knochige Hand in die meine und küsste sie. »Wie habe ich dich vermisst, Mutter! Was fehlt dir?«

»Gar nichts«, behauptete sie. »Ich habe nur in letzter Zeit nichts zu essen gehabt.« Sie lächelte kraftlos. »Das wird schon wieder. Das Wichtigste ist, dass es euch gut geht, meine lieben Kinder.« Sie weinte. Da kamen vom Ende des Raumes zwei halbwüchsige Jungs heran: Es waren meine Brüder, der zwölfjährige Keniwar und der mittlerweile vierzehn Jahre alte Shivan. Seitdem ich sie im Sommer zuletzt gesehen hatte, waren beide ein gutes Stück gewachsen.

»Bist du es, Farida?«, fragte Shivan, der eine dunkle Stimme bekommen hatte. Schüchtern ließ er sich von mir umarmen. Aber es war, als sei ich ihnen während der Monate, in denen wir uns nicht gesehen hatten, fremd geworden. Auch Keniwar umarmte mich eher zögerlich. Mit meinem Bruder Serhad hatten sie zum Glück weniger Berührungsängste.

»Was ist mit Vater und Delan?«, fragten sie ihn. »Du bist doch damals zusammen mit ihnen weggefahren.«

Serhad schüttelte traurig den Kopf. »Ich war nicht bei ihnen«, sagte er. »Ich habe Vater zum letzten Mal auf dem Schulhof gesehen. Aber dann haben sie mich auf einen anderen Lastwagen gesteckt ...«

»Wohin haben sie euch gebracht?«, löcherte ihn Shivan.

Serhad schluckte. »Sie sind mit uns hinaus aufs Feld gefahren«, erzählte er. »Wir dachten zuerst, sie würden uns freilassen. Aber schon nach einem Kilometer stoppte der Wagen. Wir mussten austeigen und uns in einer Reihe in der Nähe einer Wassergrube aufstellen ...« Sein Blick wurde glasig.

»Und dann?«, fragte meine Mutter.

»Dann haben sie auf uns geschossen. Ich spürte einen heftigen Schlag und sah, wie das Blut aus meiner Brust quoll. Vaters Freund Rafik Hassan, der neben mir war, zog mich zu Boden. Er befahl mir, regungslos zu liegen und so zu tun, als wäre ich nicht mehr am Leben.«

Meine Mutter sah ihn entsetzt an. »Das heißt, sie haben sämtliche Männer auf dem Lastwagen getötet?«

Serhad nickte. »Sie sind sogar herumgegangen und haben überprüft, ob jemand noch lebt. Aber ich lag ganz still, bis sie ...« Er stockte. »... bis sie den nächsten Lastwagen mit Männern brachten – und auch sie erschossen.«

Meine Mutter stieß einen erstickten Schrei aus. Und auch ich wusste, was das bedeutete: Der IS hatte alle Männer unseres Dorfes systematisch ermordet.

»In diesem Augenblick lief ich los«, berichtete Serhad weiter. »Gleichzeitig erhoben sich noch weitere Gestalten aus dem Leichenberg. Insgesamt drei Jungen. Wir rannten um unser Leben.«

Meine beiden jüngeren Brüder sahen ihn bestürzt an. »Und alle andern waren tot?«, vergewisserte sich der kleine Keniwar.

»Alle, bis auf uns vier Jungen«, bestätigte Serhad. Die beiden brauchten einen Moment, um die Bedeutung seiner Worte zu begreifen. Dann begannen sie zu weinen. Sie hatten sich sehr darauf gefreut, ihren Vater und ihren älteren Bruder wiederzusehen. Es war ein riesiger Schock für sie – und natürlich auch für meine Mutter.

»Mein armer Mann, mein armer Sohn«, sagte sie immer wieder, während ihr die Tränen über das eingefallene Gesicht liefen. Ich knetete ihre Hand und fühlte mich schrecklich hilflos. »Ach Farida«, weinte sie, »im Grunde weiß ich das doch schon seit dem Tag, an dem uns diese Verbrecher getrennt haben. Aber ich hatte halt doch noch ein kleines bisschen Hoffnung.«

Sie erzählte mir, wie sie selbst mit den beiden Jüngeren in Gefangenschaft geraten war. »Ich hielt sie an der Hand, als die Männer uns auf den Schulhof trieben. Du, Farida, bist uns gefolgt. Das weißt du ja sicher noch. Wir hatten alle fürchterliche Angst, denn wir hatten ja die Schüsse gehört. Wir dachten, jetzt seien wir an der Reihe: Nachdem sie unsere Männer weggebracht hatten, würden sie nun die Frauen und Kinder töten. Die Busse und Pick-ups warteten bereits wieder vor dem Schulhof auf uns.«

»Ein IS-Mann zog mich von euch weg«, erinnerte ich mich.

»Ja. Sie befahlen uns, uns in zwei Gruppen aufzuteilen. Die verheirateten Frauen auf die eine, die unverheirateten auf die andere Seite. Du hast mich so ängstlich angesehen. Es brach mir das Herz, dass ich überhaupt nichts für dich tun konnte ...«

»Er sagte, er würde uns Mädchen zum Abendessen einladen ...«

»Ja, mein armes Kind. Aber wir wussten alle, dass er log, nicht wahr?«

Sie schluchzte. Und auch ich konnte keinen Ton mehr hervorbringen.

Stumme Tränen liefen über meine Wangen. Meine Mutter streichelte behutsam meinen Kopf.

»Nachdem sie mich nach Tal Afar gebracht hatten, wollten sie mir auch Shivan wegnehmen«, fuhr sie schließlich mit ihrer Erzählung fort. Alle Jungen seien vom IS zu militärischen Übungen herangezogen worden, berichtete sie.

Manchmal seien sie mehrere Tage weggeblieben – und sie habe fürchterliche Angst um sie ausgestanden. »Sie haben sie indoktriniert. Sie haben versucht, sie zu Muslimen zu machen. Aber immer, wenn sie wiederkamen, habe ich ihnen gesagt, dass sie diesen Verbrechern keinen Glauben schenken dürfen ... Nicht wahr?«

Sie sah Shivan an. Er nickte und begann nun seinerseits zu erzählen:

»Immer wieder habe ich sie gefragt: ›Wo ist meine Mutter?‹ Und sie antworteten: ›Deine Eltern sind tot. Vergiss sie. Wir sind deine neue Familie.‹ Aber ich wusste, dass sie logen.«

»Meine armen Brüder«, murmelte ich.

»Sie zwangen uns auch, den Koran zu lesen und zu ihrem Gott zu beten. Aber ich habe nur so getan, als würde ich mich darauf einlassen. Ich habe nie wirklich zu ihrem Gott gebetet.«

Ich streichelte ihm über den Kopf. »Das hast du sehr gut gemacht.«

»Oft hat Mutter auch gesagt, Keniwar und ich seien krank und könnten deshalb nicht am Training teilnehmen.«

»Aber dann hieß es, sie würden alle Jungen nach Syrien zum Kämpfen bringen«, erzählte meine Mutter. »Und da wusste ich: Ich muss mit ihnen weglaufen, bevor es zu spät ist.«

Bei Nacht und Nebel hatte sie zusammen mit einigen anderen Frauen und deren Kindern die Flucht gewagt. Gemeinsam hatten sie die Gräben überwunden, die der IS rund um das Dorf ausgehoben hatte. Danach waren sie mitten in eine Kampfzone vorgedrungen, wo sie dann schließlich von den kurdischen Peschmerga-Kämpfern gerettet wurden. »Es kam uns Frauen nicht auf unser eigenes Überleben an«, sagte meine Mutter. »Die Hauptsache war, dass die Jungen entkamen, bevor sie auf dem Schlachtfeld getötet wurden.«

»Ich bin sehr stolz auf euch«, sagte ich zu allen dreien. »Ich bin stolz, dass ich so eine mutige Familie habe.«

Meine Brüder Shivan und Keniwar fuhren mit uns zurück ins Camp und kamen ebenfalls bei meinem Onkel unter. Mutter blieb auf Anraten der Ärzte zunächst im Krankenhaus. Sie war noch zu schwach und sollte etwas aufgepäppelt werden. Ich besuchte sie jeden Tag, denn ich wollte keine Sekunde mehr auf sie verzichten. Ich war unendlich froh, endlich wieder eine Mutter zu haben. Erst jetzt wurde mir richtig bewusst, wie sehr ich sie vermisst hatte.

Dann wurde Mutter entlassen – und wir bekamen von der Camp-Leitung einen eigenen Container zugewiesen. Da wir jetzt wieder als Familie galten, hatten wir Anspruch auf unser eigenes kleines Reich. Zwar war uns allen schmerzlich bewusst, dass wir keine vollständige Familie mehr waren, aber doch zumindest eine Rest-Familie. Wenn ich morgens bei Tagesanbruch zwischen meiner Mutter und meinen Brüdern auf den Stufen des Containers stand, um die ersten Strahlen der Sonne zu begrüßen, fühlte ich, dass ich in ihrer Mitte meinen Platz hatte. Nie wieder wollte ich ohne sie sein.

Doch dann bekam ich eine Nachricht, mit der ich nicht mehr gerechnet hatte. Eines sonnigen Tages im Mai kam Evin zu unserem Container gelaufen. Sie schwenkte Papiere, die sie von der Camp-Leitung erhalten hatte. »Farida, Farida!«, rief sie, »wir sind ausgewählt worden.«

»Ausgewählt wofür?« Ich stand ein wenig auf der Leitung.

»Na, für das Programm in Deutschland. Weißt du nicht mehr? Wir haben uns doch beworben.«

»Ach so!« Plötzlich wusste ich, wovon sie sprach – und war, ehrlich gesagt, ein bisschen schockiert. »Das heißt, wir können jetzt nach Deutschland?«

»Ja, sie werden uns Tickets zuschicken, vielleicht noch in diesem Monat. Wir sollen uns schnellstmöglich Pässe besorgen.«

»Aber ...«

»Nichts aber!«, sagte Evin.

»Aber meine Mutter ist doch gerade erst gekommen!«

»Farida«, sagte Evin und nahm meine Hände in die ihren. »Das ist unsere Chance. In Deutschland gibt es viel bessere Möglichkeiten für uns. Dort herrscht Frieden. Die Leute schlagen sich darum, dort hinzureisen. Wir

haben unseren Familien gegenüber die Pflicht, diese Gelegenheit zu nutzen, sagt mein Onkel.«

Ich wurde nachdenklich. Was meinte meine Freundin mit »Pflicht«? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass meine Familie es gutheißen würde, wenn ich ohne sie reisen wollte. Am Abend sprach ich mit meinem Bruder Serhad und mit meiner Mutter. Fast schämte ich mich, meiner Mutter den Vorschlag zu unterbreiten. Ich fürchtete, es würde sie verletzen. Aber sie reagierte unerwartet gefasst.

»In Kocho haben wir keine Zukunft mehr«, sagte sie. »Wie sollten wir dort leben nach allem, was passiert ist? Wir würden uns dort doch nie wieder sicher fühlen.«

»In Deutschland soll das Leben besser sein«, bestätigte Serhad. »Alle meine Freunde träumen davon, dorthin auszuwandern. Einige zahlen viel Geld und unternehmen eine lebensgefährliche Reise, nur um dorthin zu gelangen. Wenn du jetzt die Gelegenheit bekommst, darfst du nicht Nein sagen.«

Ich war ziemlich aus dem Konzept gebracht. »Und was ist mit euch?«

»Na, wir kommen dir hinterhergereist«, sagte Serhad halb im Spaß, halb im Ernst. »Das wird nicht lange dauern.«

Meine Mutter nickte. »Ja, Farida, nutz die Chance«, ermutigte sie mich. »Vielleicht kannst du dort ein neues Leben beginnen.« Sie sah mich eindringlich an. »Hier gibt es keinen Neuanfang, das weißt du. Die Leute sind zu sehr in ihren alten Denkmustern gefangen. Und mit den Muslimen werden wir nie Frieden schließen ...«

Ich war verunsichert. Meinte sie das wirklich? Versuchte sie tatsächlich gerade, mich davon zu überzeugen, meine Familie, meine Heimat und den Ort, an dem sich in jedem Herbst die sieben Engel traf, für immer zu verlassen? »Du rätst mir wirklich zu gehen?«, vergewisserte ich mich.

»Ja, ich rate es dir, Farida. Ich rate es dir und Evin und allen Mädchen, die in Gefangenschaft waren.«

Ich blickte zu Boden. Mutter sprach über unser Stigma. Hier im Irak, das wusste ich, würde es uns ewig verfolgen. »Vielleicht könnte ich in Deutschland die Schule beenden«, überlegte ich laut, »und Mathematik studieren ...« Später, wenn Kocho befreit wäre, könnte ich ja immer noch zurückkehren und dort Mathe-Lehrerin werden.

»Geh«, sagte meine Mutter bestimmt. »Der Herr wird seine Hand über dich halten und dich schützen, so wie er dich immer beschützt hat.«

Epilog

Seit dem Sommer 2015 lebe ich in Deutschland. Von Erbil sind es nur vier Flugstunden. Doch die beiden Länder liegen in verschiedenen Welten: das eine im Krieg, das andere im Frieden. Man sollte meinen, dass ich glücklich war, endlich in den Frieden zu reisen. Aber der Wechsel in diese unbekannte Welt gestaltete sich nicht einfach für mich. Evin ging es ähnlich. Und leider sind wir auf verschiedene Städte verteilt worden, sodass wir nicht mehr zusammen sein können. Aber wir telefonieren und schicken uns Nachrichten.

In Deutschland ist alles anders: Das Wetter, die Speisen, die Gerüche, aber besonders die Menschen. Die Sozialarbeiter, die mich vom Flughafen abholten, brachten mich in eine kleine Stadt dieses nordischen Landes. Eine hübsche, aber sehr fremde Stadt. Zunächst kam ich mit einigen anderen Mädchen in einem Kloster unter. Die Ordensschwwestern haben sich rührend um uns gekümmert. Und obwohl sie einen anderen Glauben haben als wir, hatten sie nicht das Geringste dagegen, dass wir unsere eigenen religiösen Riten und Gebete vollzogen. Sie haben uns sogar darin bestärkt, wahrscheinlich, weil sie wissen, welch einen Halt einem die Religion geben kann. Sie meldeten mich zu einem Deutschkurs an und luden mich ein, mit einer Psychologin über meine Erlebnisse zu reden. Das wollte ich zuerst nicht. Ich glaubte, es sei besser, das, was geschehen war, zu vergessen. Ich wollte den Schrecken hinter mir lassen. Doch der verfolgte mich auch in Deutschland. Denn ich trage ihn in mir.

Erst nach einigen Sitzungen stellte ich fest, dass es mir guttat zu reden – auch, wenn es nicht immer angenehm war. Auf geheimnisvolle Weise löste sich durch die Gespräche ein Knoten in mir. Endlich konnte ich weinen. Endlich konnte ich um meine Toten trauern – und um mich selbst. Ich trauere um alles, was ich verloren und zurückgelassen habe. Und manchmal fühle ich mich sehr müde, so müde, dass ich nicht weiß, ob ich die Kraft habe weiterzumachen.

Doch dann beschließe ich wieder, dass mein Leben weitergehen wird, trotz allem Schrecken. Ich werde meinen Peinigern nicht den Triumph gönnen, es zerstört zu haben. Mittlerweile gehe ich wieder zur Schule. Ich hätte eigentlich in die zwölfte Klasse kommen müssen, aber da mein Deutsch noch nicht perfekt ist, habe ich mich entschieden, die elfte Klasse zu wiederholen. Und in Mathe bin ich sogar schon wieder Klassenbeste – allerdings kenne ich den Stoff ja auch, da ist es leichter für mich! Meine Mitschüler und die Lehrer sind alle sehr nett zu mir, aber sie leben doch ein ganz anderes Leben – so unbeschwert.

Nachdem ich einige Wochen im Kloster gewohnt hatte, rief mich eines Abends meine Mutter an. Und sie hatte Neuigkeiten, die mich zum Weinen brachten: Sie und meine Brüder würden zu mir kommen. Sie hatten Ausreiseanträge gestellt und diese waren genehmigt worden. Mittlerweile sind wir wieder vereint. Nachdem meine Familie angekommen war, bekamen wir eine kleine Wohnung zugewiesen, in der wir nun alle zusammen leben. Ich bin unendlich dankbar, wieder im Kreise meiner Familie sein zu dürfen. Die Schwestern waren unglaublich nett zu uns, doch die eigenen Verwandten kann keiner ersetzen. Und ich bin auch so froh, dass wir wieder selbst kochen können. Das deutsche Essen habe ich nicht gut vertragen. Nun kochen meine Mutter und ich abwechselnd die Speisen, die wir kennen und lieben. Das Essen und die Gerüche der Gewürze bringen einen Hauch Heimat in unsere Wohnung.

Allerdings habe ich wenig Zeit für die Hausarbeit. Ich bin jetzt verantwortlich für meine Familie. Und wenn ich nicht gerade in der Schule bin oder Hausaufgaben mache, erledige ich die Behördengänge. Schließlich verstehe ich mittlerweile schon ganz gut Deutsch. Das Sprechen fällt mir zwar noch schwer, aber wenn die anderen Menschen nicht zu schnell und ohne Dialekt reden, kann ich den Unterhaltungen bereits ganz gut folgen.

Wir werden auch weiterhin gut betreut von den Behörden – und wir unterstehen einem besonderen Schutzprogramm. Ich mag nicht wirklich darüber nachdenken, was das bedeutet, aber unsere Aufenthaltsorte sind geheim. Wir dürfen sie niemandem sagen, und die Behörden geben sie auch an niemanden raus. Und das war schon so, bevor die schrecklichen Anschläge von Paris gezeigt haben, dass die Männer, die mich und die andern so gequält und die unsere Väter und Brüder getötet haben, inzwischen auch in Europa morden.

Wenn ich in Deutschland die Schule beendet habe, werde ich studieren und Mathe-Lehrerin werden, so wie ich es mir schon immer gewünscht habe. Die Fanatiker, die uns Mädchen zu Objekten degradierten, werden mich nicht davon abhalten. Ich habe überlebt, um ihnen zu zeigen, dass ich stärker bin als sie.

Hat es dir gefallen?

Sag uns, was du denkst. Wir freuen uns über Bewertungen und Rezensionen im Store.

Viel Spaß beim Lesen der nächsten Bastei-Entertainment-E-Books!

BASTEI ENTERTAINMENT 